

Zielquecke

Ratinger und Angerländer Heimatblätter

Nr. 64

Herausgegeben vom „Verein Lintorfer Heimatfreunde“

Dezember 1994



Peter Brüning
Komposition 5/66
Meine Bewegungsspuren am
See, 1966
 („Schwarzes Loch“ in Ratingen)
WV Otten 623
Öl auf Leinwand
175 x 125 cm

Eins und Alles

*Und umzuschaffen das Geschaffne,
Damit sich's nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges lebendiges Tun.*

*Und was nicht war, nun will es werden,
Zu reinen Sonnen, farbigen Erden,
In keinem Falle darf es ruhn.*

*Es soll sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln;
Nur scheinbar steht's Momente still.*

*Das Ewige regt sich fort in allen,
Denn alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will.*

Johann Wolfgang von Goethe

Inhaltsverzeichnis

	Seite		Seite
<i>Johann Wolfgang von Goethe</i> Eins und Alles		<i>Kurt Holzapfel</i> Einst in Homberg: St. Jakobus im Siegel und die Jakobsmuschel im Wappen	66
<i>Marie-Luise Otten</i> Peter Brüning zum 65. Geburtstag	3	<i>Hans Müskens</i> „Mit allen Engeln und Heiligen“ Zum 600. Geburtstag der „Ratinger Monstranz“ (1394–1994)	68
<i>Kurt Londenberg</i> Erinnerungen an meine Ratinger Zeit	12	<i>Hans Müskens</i> St. Peter und Paul vor 100 Jahren vollendet – Die Erweiterung eines gotischen Kleinods	78
<i>Ulrich Rauchenbichler</i> In memoriam Heinrich Schmitz (1874–1943)	14	<i>Andrea Töpfer</i> Prozessionen in Ratingen	81
<i>Heinrich Schmitz</i> Eine alte Siedlung im Amt Angermund	16	<i>Friedrich Spee von Langenfeld</i> O Christ, hie merk, den Glauben stärk..	89
<i>Hermann Wenz</i> Der Vierstein. Ein Lintorfer Grenzstein im Duisburger Wald	17	<i>Hans Müskens</i> Regen – Ein Geschenk des Himmels Fronleichnamsprozession 1994 in Ratingen	89
<i>Friedrich Wagner</i> Wie ich nach Lintorf kam und die Leitung der evangelischen Volksschule übernahm	21	<i>Reiner Meuser</i> Laudatio auf Dr. Kurt Holzapfel zur Verleihung der Dumeklemmer-Plakette 1993	90
<i>Andreas Preuß</i> Als das Wäschewaschen noch Spaß machte – „Große Wäsche“ anno 1924	24	<i>Jürgen Wilhelm</i> Laudatio auf Werner Beutling zur Verleihung des Rheinland-Talers 1994	93
<i>Erich Kästner</i> Hinweis auf die Hände einer Waschfrau	26	<i>Otto Wilms</i> Ein Breitscheider, der Geschichte gemacht hat	94
<i>Manfred Buer</i> Schlußball 1925	27	<i>Thomas van Lohuizen</i> Ulen aus Linnep	100
<i>Jürgen Steingen</i> Gustav Haufs	28	<i>Ludwig Uhland</i> Einkehr	115
<i>Maria Molitor</i> Der Überfall am Sonndagmorje. En wohre Bejevenhe-it	30	<i>Gisela Schöttler</i> Familientreffen der Tackenberges auf der Obersten Mühle	116
<i>Norbert Opfermann</i> Kalkbahn oder Angertalbahn? Seit 90 Jahren fahren Kalkzüge durch das Angertal	31	<i>Heinz Fleermann</i> Vom Dreschflegel zum Mähdrescher	118
<i>Rolf Großterlinden</i> Der letzte Weg. Beerdigungen in Hösel früher	35	<i>Lorenz Herdt</i> Noberschaftskall	121
<i>Helmut Kuwertz</i> Aus den Aufzeichnungen des Höseler Lehrers Peter Vogel (Fortsetzung)	37	<i>Wilhelm Molitor</i> Der schlaue Hektor	122
Hermann Tapken Bürgermeister Max Scheiff	45	<i>Manfred Buer</i> Adolf Frohnhoff	124
<i>Erich Kästner</i> Die andre Möglichkeit	51	<i>Maria Molitor</i> De Hönnerzupp	125
<i>Siegfried Mühlmeier</i> Aus der Geschichte des Verbandes Bildung und Erziehung (VBE) in Ratingen und Umgebung	52	<i>Margret Fleermann</i> 45 Jahre Damenkegelclub „Goldstöckskes“	126
<i>Manfred Buer</i> 15 Jahre Club Ratinger Freizeitmalers	55	<i>Manfred Buer</i> Wechsel an der Spitze der St. Sebastianus- Schützenbruderschaft Lintorf 1464 e.V.	127
<i>Erika Münster</i> Homberg – Ein historischer Rundgang durch ein altes Dorf	56	<i>Carl Klinzing</i> Dat Höötche	128
<i>Richard Baumann</i> Homberg hat insgesamt 25 geschützte Baudenkmäler	59	<i>Karin Schrey</i> Geschenke an Kinder – Spielzeug zwischen Kunst und Handwerk. Über Spielzeugleichgaben im Stadtmuseum	130
<i>Kurt-Peter Gertz</i> Die Kirche St. Jakobus d. Ä. in Ratingen-Homberg	63	<i>Wilfried Bever</i> Spielzeug aus dem Nachlaß meiner Mutter	133
		<i>Wilfried Rosendahl / Klaus Thelen</i> Der erste Ratinger Werkstattplatz Anmerkungen zur Übernahme einer ur- und erdgeschichtlichen Sammlung des Stadtmuseums Ratingen	136

<i>Hanni Schorn</i>	Seite	<i>Manfred Buer</i>	Seite
Zur Geschichte des Stellmacher-Handwerks in Ratingen	138	Peter Quirnbach	153
<i>Josef Keusen</i>		<i>Wolfgang Kannengießer</i>	
Erinnerungen an eine Fußballweltmeisterschaft	141	Anna Neuhaus	154
Der Theodor, der Theodor...	142	Buchbesprechungen:	
<i>Joachim Schulz-Hönerlage</i>		<i>Hermann Tapken</i>	
„..... im nahmen des gesetzes...“		550 Jahre Ratinger Karneval	155
Die Anfänge staatlicher Personenstands- beurkundung in Ratingen	142	<i>Andrea Töpfer</i>	
<i>Josefine Multhaupt</i>		Ratinger Impressionen, Band II	155
70 Jahre Verein für Heimatkunde und Heimatspflege Ratingen e. V.	145	<i>Ulrich Rauchenbichler</i>	
<i>Peter Kiefer</i>		Ratinger Forum, Band III	156
10 Jahre Stadtteilbücherei Ratingen-West	147	<i>Klaus Wisotzky</i>	
<i>Manfred Buer / Jürgen Steingen</i>		Ratingen – Ein ganz anderes Stadtbuch	
In eigener Sache	148	Kreis Mettmann	158
<i>Christian Aarts</i>		<i>Andrea Töpfer</i>	
Totenrede für Jean Frohnhoff	152	MenschenZeit in Ratingen	159
		* * *	
		<i>Jean Frohnhoff</i>	
		De Nikolos	160

Bildnachweis

Titelbild:	<i>Dr. Marie-Luise Otten</i>	Beitrag	„St. Peter und Paul vor 100 Jahren vollendet“ <i>Hans Müskens, Helmut Weidle,</i> <i>Zeichnungen: Kaplan Günter Ernst</i>
Beitrag	„Peter Brüning zum 65. Geburtstag“ <i>Dr. Marie-Luise Otten</i>	Beitrag	„Prozessionen in Ratingen“ <i>Stadtarchiv Ratingen</i> <i>(Photoarchiv Buschhausen), Privatbesitz</i>
Beitrag	„In memoriam Heinrich Schmitz“ <i>Archiv des VLH, Ulrich Rauchenbichler</i>	Beitrag	„Laudatio auf Dr. Kurt Holzapfel“ <i>Achim Blazy</i>
Beitrag	„Der Vierstein“ <i>Hildegard Wenz</i>	Beitrag	„Laudatio auf Werner Beutling“ <i>Dieter Alsleben</i>
Beitrag	„Wie ich nach Lintorf kam...“ <i>Friedrich Wagner</i>	Beitrag:	„Ein Breitscheider, der Geschichte gemacht hat“ <i>Repros: Otto Wilms</i>
Beitrag	„Als das Wäschewaschen noch Spaß machte“ <i>Archiv des VLH, Manfred Buer</i>	Beitrag	„Ulen aus Linnep“ <i>Thomas van Lohuizen</i>
Beitrag	„Schlußball 1925“ <i>Maria Frohnhoff, Archiv des VLH</i>	Beitrag	„Familientreffen der Tackenbergers“ <i>Udo Haafke</i>
Beitrag	„Gustav Haufs“ <i>Jürgen Steingen</i>	Beitrag	„Vom Dreschflügel zum Mähdrescher“ <i>Heinz Fleermann</i>
Beitrag	„Kalkbahn oder Angertalbahn?“ <i>Norbert Opfermann, Sammlungen</i> <i>Michael Gdanietz und Helmut Kuwertz</i>	Beitrag	„Der schlaue Hektor“ <i>Wilhelm Molitor</i>
Beitrag	„Der letzte Weg“ <i>Rolf Großerlinden, Helmut Kuwertz</i>	Beitrag	„45 Jahre Damenkegelclub Goldstöckskes“ <i>Margret Fleermann</i>
Beitrag	„Aus den Aufzeichnungen des Höseler Lehrers Peter Vogel“ <i>Helmut Kuwertz, Privatbesitz</i>	Beitrag	„Wechsel an der Spitze der St. Sebastianus-Bruderschaft“ <i>Jubiläumsschrift „40 Jahre Tambourcorps Lintorf“,</i> <i>1992</i>
Beitrag	„Bürgermeister Max Scheiff“ <i>Stadtarchiv Ratingen</i>	Beitrag	„Geschenke an Kinder“ <i>Udo Haafke</i>
Beitrag	„Aus der Geschichte des Verbandes Bildung und Erziehung“ <i>Archiv des VBE Ratingen, Privatbesitz</i>	Beitrag	„Spielzeug aus dem Nachlaß meiner Mutter“ <i>Udo Haafke, Wilfried Bever</i>
Beitrag	„Homberg – Ein historischer Rundgang“ <i>Dr. Erika Münster</i>	Beitrag	„Der erste Ratinger Werkstattplatz“ <i>Klaus Thelen</i>
Beitrag	„Homberg hat 25 Baudenkmäler“ <i>Dr. Erika Münster, Peter Lütjann,</i> <i>Stadtarchiv Ratingen,</i> <i>Karte: Ploennies (1715)</i>	Beitrag	„Zur Geschichte des Stellmacher-Handwerks in Ratingen“ <i>Hanni Schorn</i>
Beitrag	„Die Kirche St. Jacobus d. Ä.“ <i>Kunstpostkarten aus dem Verlag Schnell</i> <i>und Steiner, München</i>	Beitrag	„Erinnerungen an eine Fußballweltmeisterschaft“ <i>Stadtarchiv Ratingen</i> <i>(Photoarchiv Buschhausen)</i>
Beitrag	„Einst in Homberg: St. Jakobus im Siegel“ <i>Hiltrud Holzapfel, Schnell-Kunstführer St. Jacobus</i> <i>d. Ä. in Ratingen-Homberg, Archiv der Evgl.</i> <i>Kirchengemeinde Homberg</i>	Beitrag	„... im nahmen des gesetzes...“ <i>Stadtarchiv Ratingen</i>
Beitrag	„Mit allen Engeln und Heiligen“ <i>(Ratinger Monstranz)</i> <i>Rheinische Kleinkunstwerke, Heft 1:</i> <i>Die Ratinger Monstranz, Köln 1983, Achim Blazy,</i> <i>Zeichnung: Kaplan Günter Ernst</i>	Beitrag	„Zehn Jahre Stadtteilbücherei Ratingen-West“ <i>Ulrike Bethge</i>
		Beitrag	„In eigener Sache“ <i>Fritz Wachendorf, Achim Blazy,</i> <i>Manfred Buer, Archiv des VLH</i>
		Beitrag	„Anna Neuhaus“ <i>Wolfgang Kannengießer</i>

Peter Brüning zum 65. Geburtstag

Am 21. März 1992 wurde der Platz vor dem erweiterten Stadtmuseum und dem neu eröffneten Medienzentrum nach dem Maler und Objektkünstler Peter Brüning benannt. Die Stadt Ratingen hat mit dieser Benennung einen Künstler geehrt, der in seinen Hauptschaffensjahren in Ratingen gelebt und gearbeitet hat, und würdigt ein Lebenswerk, das heute weit über die Grenzen der Stadt und des Landes hinaus geschätzt wird und wirksam ist.

Peter Brüning wurde am 21. November 1929 in Düsseldorf geboren, lebte und arbeitete seit 1955 in Ratingen und ist hier 1970 am Morgen des 1. Weihnachtstages im Alter von 41 Jahren an einem Herzinfarkt gestorben. Eine schon früh vielbeachtete künstlerische Entwicklung, der Folgerichtigkeit, bildnerische Erfindungskraft und Intensität zu eigen ist, fand damit ihren jähren Abschluß.

Während Brüning schon zu seinen Lebzeiten ein auch international bekannter Künstler war, blieb nach seinem plötzlichen Tod der spezifische Rang seiner Kunst zunächst nur einem kleinen Kreise Eingeweihter präsent und hat erst im Rahmen einer wissenschaftlichen Aufarbeitung in den letzten Jahren im Bewußtsein einer breiteren Öffentlichkeit wieder einen festen Platz gefunden. Brüning ist - gemessen an der Kunstentwicklung der vergangenen zwei Jahrzehnte - zeit- und entwicklungsgeschichtlich in einen deutlicheren Zusammenhang geraten, der aus der Distanz den hohen Aktualitätsgrad im Werk des Künstlers konkret erscheinen läßt, wenn man bei der Herstellung von Kunstwerken nicht nur zeitgemäße Inhalte, sondern geistige Intensität, selbstkritische Beharrlichkeit und Beherrschung der künstlerischen Mittel als Maßstab ihrer Beurteilung zugrunde legt.

Brüning wuchs als behütetes und stets gefördertes Einzelkind im Umfeld eines bürgerlich-traditionellen, aber kunstsinnigen Elternhauses auf. Sein Vater, ein Buchhändler und Antiquar, der stets den Kontakt zu Künstlern, Literaten und Theaterleuten pflegte, hatte sich Anfang der 20er Jahre in Düsseldorf niedergelassen und stand hier besonders den Künstlern des „Jungen Rheinlandes“ nahe. Er war befreundet mit Otto Dix, Gerd Wollheim, Otto Pankok, Helmuth Macke, Willi Jaeckel und

Alfred Kubin, um nur einmal ein paar Namen zu nennen.

Die Mutter Peter Brünings war eine von fünf Töchtern des Geldschrankfabrikanten Peter Adolphs in Düsseldorf, der seit 1905/06 Fabrik und Wohnsitz nach Ratingen-Ost an den Marmorsee, das sogenannte „Schwarze Loch“, verlegt hatte.

stehen in diesen frühen Jahren in Hülle und Fülle. Sie orientieren sich an Bildwelt und Technik Wilhelm Morgners, einem durch die Brille von Morgner gesehenen van Gogh, an Otto Pankok, Willi Jaeckel und Alfred Kubin.

Auf diesem Wege erreicht Brüning schon früh eine große Sicherheit in der Anwendung



Das „Schwarze Loch“ in Ratingen um 1920

Diese beiden Orte, Düsseldorf und Ratingen, sollten die Konstanten in seinem Leben werden. Das kontinuierliche Erlebnis dieser gewohnten Umgebung, die tägliche Erfahrung einer sich ständig durch Jahres- oder Tageszeit und andere Sicht verändernden Landschaft übte auf den jungen Brüning eine Faszination aus, die in ihrer Reflexion zum Schwerpunkt seines künstlerischen Schaffens wurde.

Seine künstlerische Begabung läßt den Knaben bereits im Alter von zehn, elf Jahren als eine Art „Wunderkind“ erscheinen, dessen Arbeiten von seinem Vater gezeigt und herumgereicht werden. Stilleben, Porträts und Selbstporträts, vor allem aber immer wieder Landschaften ent-

künstlerischer Mittel. Selbst wenn man davon ausgehen kann, daß das qualitativ unterschiedliche Frühwerk nicht auf allen Stufen autonome Eigenschaften hat, auch nicht haben kann, so ist doch als herausragendes Erscheinungsmerkmal eine verhältnismäßig früh ausgebildete selbständige „Handschrift“ in der Disposition der Bildeinfälle zu konstatieren.

Die durch das offenbar inspirierende Elternhaus früh einsetzende Auseinandersetzung mit der Formenwelt, vor allem aber mit der Technik anderer Künstler wie etwa Wilhelm Morgner, Willi Jaeckel und Alfred Kubin, die sich - angeregt durch Willi Baumeister - während der Studienzeit auf diesen, Paul Cézanne und Fernand

Léger ausweitete, wurde darüber hinaus Basis einer Sicherheit in der Anwendung künstlerischer Mittel und damit zugleich Voraussetzung zur Entwicklung eigenständiger Ausdrucksmittel und Bildfindungen.

Die Werke Brünings zeugen von einer besonders entwickelten Fähigkeit des Künstlers, bildnerisch zu denken, formale Probleme weiterzuentwickeln und rhythmisch innerhalb des Bildraumes zu arrangieren, beziehungsweise erst dadurch „Raum“ zu bilden. Diese schon früh zu erkennende Eigenart eines sowohl analytischen als auch synthetischen bildnerischen Vorgehens wird durch die Empfehlung seines Lehrers Willi Baumeister beflügelt, sich eingehend mit den Künstlern des Kubismus auseinanderzusetzen, was bewirkte, daß Brüning seine Arbeit in entscheidender Weise systematisieren konnte.

Fasziniert von der Lektüre des 1947 erschienenen Buches „Das Unbekannte in der Kunst“ von Willi Baumeister studierte Peter Brüning 1950 - 1952 vier Semester Malerei bei Baumeister an der Akademie der Bildenden Künste in Stuttgart. Neben dem Gewicht, das wohl Persönlichkeit und Werk Willi Baumeisters selbst darstellten, bestand die Lehre dieser Studienjahre in der Anregung, sich mit dem Werk eines Künstlers direkt auseinanderzusetzen. Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang ein Absatz aus der Ansprache Baumeisters in Darmstadt, Juli 1950, in der er die moderne Kunst gegen Sedlmayr und Hausenstein wie folgt verteidigt: „Die Bestrebungen meiner Pädagogik sind verschiedenartig, immer tolerant ... ich versuche, die jungen Menschen aufzulockern, sie von konventionellen und damit mittelmäßigen Festlegungen zu befreien. Entsprechend ihrer zuständigen Stufe verweise ich sie auf den entsprechenden Meister ... auf Cézanne - nicht modellieren, sondern modulieren - auf den Kubismus, unsere moderne Klassik, oder auf Klee, der für uns lebt Denn Naturbeobachtung und Malweise hat immer ein Meister geliefert und überliefert. Somit wird mehr vom Meister gelernt als

von der Natur. Daß der Maler direkt aus der Natur lernt, ist verbreiteter Irrtum ... studierte Kopie ist besser als vage Nachahmung.“(1)

Vor diesem Hintergrund erscheinen die Arbeiten Brünings aus der Studienzeit in einem anderen Licht und beeindruckend durch die intensive, schrittweise vorgehende Auseinandersetzung mit dem Werk von Cézanne, Baumeister und vor allem Léger. Im Gegensatz zu der bis dahin festzustellenden Themenvielfalt tritt jetzt noch stärker als bisher das Formale in den Vordergrund, was die Inhalte zunehmend unwichtiger erscheinen läßt.

Von den drei großen Themengruppen der Schülerarbeiten bleibt lediglich das Stilleben erhalten. Hier werden die bisher erarbeiteten Formen erweitert, ergänzt und modifiziert. An die Stelle der bis dahin so umfangreich bearbeiteten, jetzt nur noch in untergeordneter Rolle vereinzelt auftauchenden Landschaft, tritt nun als neues Element und auch Folge der an der Akademie angebotenen Lehrveranstaltungen die Aktstudie. Aus der eingehenden Beschäftigung mit diesem Metier entwickeln sich Variationen von Figurengruppen, die zunächst an Cézanne (Die Badenden) erinnern, auch an Baumeisters „Badende“, dann aber zunehmend eigenständiger werden und über kubistische Versuche, hier vor allem in der Auseinandersetzung mit dem Werk von Fernand Léger, zu Lösungen führen, die in der Affinität zu Léger gleichzeitig Baumeistersche Formenvielfalt entwickeln.

Durch Vermittlung der UNESCO bekommt Brüning ein zweijähriges Stipendium für Frankreich und reist von Stuttgart aus 1952 nach Paris, wo er in Soisy-sur-Seine, 30 km südwestlich von Paris, in einem internationalen Studentenheim wohnt und arbeiten kann. Hier tauscht er sich mit anderen jungen Künstlerkollegen aus: Amerikanern, Japanern, und reist von dort durch Südfrankreich und Spanien.

1) Baumeister, Willi
„Das Unbekannte in der Kunst“, 2. Auflage, Köln 1960, Anhang S. 199 ff. Vergleiche auch S. 29 ff. Wie sieht die Natur aus.

Vor allem aber sah sich Brüning auf eigene Faust in Paris um und „klapperte“ die Museen und Galerien ab. Der Stellenwert, den Paris in den frühen fünfziger Jahren unter den Künstlern einnahm, das geradezu emphatisch vertretene „Muß“ eines Aufenthaltes dort, kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. In der Rückschau kann man dies als zusätzliche Quelle der Inspiration, sicherlich aber auch der Irritation ansehen. Paris bot in diesen Jahren kein einheitliches Bild, sondern ein verwirrendes Mit- und Gegeneinander der verschiedenen neuen Richtungen in der Auseinandersetzung mit der inzwischen avancierten „Ecole de Paris“ und dem Streit um die „abstraction froide“ (geometrische Abstraktion) und die „abstraction chaude“ (lyrische Abstraktion).

Die Wirkung dieser „Szene“ auf das damalige Werk des Künstlers ist auf den ersten Blick nicht erkennbar. Sie scheint vielmehr in dem Anstoß gelegen zu haben, sich auf der Basis der eigenen Erfahrungen mit Experimenten zum „Thema Abstraktion“ zu beschäftigen. Die Arbeiten aus dem Jahr 1953 tragen demzufolge einen stark experimentellen Charakter und zeigen vor allem die allmähliche Loslösung und Überwindung der bis dahin stark affirmativen Beziehung zu Léger, aber auch zu Baumeister.

Die abstrakten Bilder des Jahres 1954 können als Folge dieses „Abnabelungsprozesses“ angesehen werden, die ihrer Struktur nach eine Erweiterung der formalen Probleme dokumentieren und nicht mehr allein auf dem kubistischen Formenkanon basieren oder aufbauen. Der Weg über den Kubismus zur Abstraktion im Jahre 1954 und damit zu den ersten wirklich autonomen Bildern liegt vorwiegend in der Disposition der eigenen Arbeit begründet und führte gerade deswegen nicht zu einer Abstraktion als Absolute, sondern über abstrakte Experimente zu freien, in sich variablen Formverbindungen. Die frühen tachistischen Versuche von 1955 und die Hinwendung zu einem informellen Malakt entstehen somit nicht willkürlich und im Gegensatz zur früheren künstlerischen

schen Selbstentäußerung, sondern sind als deren Folge zu betrachten.

Das Aufgreifen eines zeitgenössischen Phänomens innerhalb der europäischen Kunst, der lyrischen Abstraktion, die als Reaktion auf eine als erstarrt angesehene geometrische Abstraktion entstanden war, erscheint dadurch konsequent und in sich logisch. Das zunächst individuell erprobte, dann am Kubismus geschulte Kompositionsvermögen war somit wichtige Voraussetzung und prädestinierte Brüning geradezu, diese gesammelten Erfahrungen in einem offenen Malprozeß zu erproben und auszuweiten. Formen wurden auf diese Weise aufgelöst zu einander überlagernden und durchdringenden Bewegungsspuren und innerhalb eines Bildgefüges, in dem alle Elemente sich gegenseitig bedingen und voneinander gehalten werden, zu strukturiertem „Raum“.

Ende 1954 kehrt Brüning endgültig nach Düsseldorf zurück und läßt sich 1955 in Ratingen nieder. Sein Vater hatte zu dem bisherigen Besitz am See, der mehreren Erben gehört, ein Stück Gartenland mit Gärtnerhäuschen darauf gekauft. Hier richtet er sich zunächst in zwei Zimmern ein Atelier ein. Diese äußerst bescheidene Behausung, die im Laufe der Zeit immer wieder um- und angebaut wurde, sollte sein ständiger Wohnsitz mit Atelier werden.

Von jetzt an werden kleinere oder auch längere Paris-Aufenthalte für Brüning zur ständigen Einrichtung, zumal er nun auch über genügend Kontakte verfügt, zu Künstlern, aber auch zu Galerien wie Stadler, Facchetti, zu Jaguer, Drouin und den Kunstkritikern Julien Alvard und Pierre Restany, mit dem ihn eine lebenslange Freundschaft verbinden sollte. Auch in Düsseldorf, wo er der „Gruppe 53“ angehört, fand er in der Person von Jean-Pierre Wilhelm die Kontaktperson, die auch für die anderen dort ansässigen Maler wie beispielsweise Winfred Gaul und Gerhard Hoehme zum Bindeglied zwischen Düsseldorf und Paris wurde.

Während die Bilder des abstrakten experimentellen Stils von 1954, die in Soisy-sur-Seine, also in der Nähe von Paris entstanden sind, keine direkte Wirkung der Pariser „Szene“ zeigten, so scheinen die Bilder von 1955, die in der Ferne von Paris, also in Ratingen und Düsseldorf gemalt wurden, um so mehr diesem Faszinosum erlegen zu sein.

Waren die Bilder bisher von einer verhaltenen Farbigkeit geprägt, so werden jetzt in starkem, manchmal fast bunt wirkendem Kolorit, hektisch und impulsiv Farben gespritzt, geträufelt oder mit großer Geschwindigkeit und breitem bis mittlerem Pinsel direkt auf die auf dem Boden liegende Leinwand aufgetragen. Der Tachismus, die Malerei der Flecken und

Gesten, wird in allen seinen Varianten durchgespielt, was nicht in allen Fällen zu glücklichen Ergebnissen führt. Neuartige, offensichtlich schnell auf die Leinwand gebrachte Kurvaturen, Gesten und Schwünge als Bewegungselemente erinnern, verbunden mit einer oft lauten Farbigkeit, an international vergleichbare Beispiele wie an Emilio Vedova, Hans Hartung, Antonio Saura und Pierre Soulages, ohne ihnen in irgendeiner Weise verpflichtet zu sein.

Leiser und subtiler wirkt ein anderer Typus seiner Bilder aus der gleichen Zeit, der im Gegensatz zu diesen geschwellten Gesten zunächst einen Farbraum als Fond aufbaut, in dem sich in zeitlicher Folge übereinander gesetzte kurze und längere Pinselhiebe zu einem Geflecht verdichten, das durch ständiges Überarbeiten mit weiteren Pinselschwüngen, auch teilweise Spritzern, zu Splitterformen wird, die sich durch ihre ständige Überlagerung ineinander verwickeln und durchdringen.

Die Technik dieser Bilder läßt Analogien zu Jackson Pollocks „Linienstrukturen“ aufkommen, die die gesamte Fläche „allover“ bedecken. Doch anders als bei Pollock ist durch die Überlagerung des zunächst flächendeckenden Farbauftrages mit stark farbigen Gesten insgesamt eine von den Randzonen sich zur Mitte verdichtende Arbeitsweise zu beobachten, wodurch eine von vier Seiten ge- und dadurch zugleich auch verhaltene Explosivität erzeugt wird. Mit den Bildern des Jahres 1955 und 1956 hat Brüning seinen ersten Durchbruch, erhält den Förderpreis zum Cornelius-Preis in Düsseldorf und hat erste Ausstellungen in Paris und Mailand.

Die Bilder des Jahres 1956 stellen eine deutliche Weiterentwicklung zu einem persönlichen Duktus dar. Flächendeckend bis an den Rand zugemalt, mit pastos aufgetragener Farbe: Schwarz und Rot über Braun, meist aber durchbrochenes Weiß über Schwarz oder Grau mit kleinen farbigen Einsprengseln, sind sie in ihrer äußeren Erscheinungsform fast einheitlich zu nennende Variationen zu einem Thema. Die ein Jahr



Peter Brüning in seinem Atelier in Ratingen, 1955

zuvor durch nervöse Gesten und grelle Farbigkeit erzeugten hektischen Farbstrudel und Formfetzen haben sich beruhigt. Durch die wieder sparsam gewordenere Farbigkeit und meist kürzer und enger neben- und übereinandergesetzten Gesten wirkt die Struktur der Bilder insgesamt gestraffter.

Eine modifizierte Auffassung dieser Serien läßt die Bilder im Jahre 1957 zunehmend persönlicheren Charakter annehmen. Ständig größer und „typischer“ werdende Gesten, die den Bildgrund allmählich durchscheinen lassen oder aber durch Bearbeitung mit Weiß den Bildraum optisch aufreißen, führen zusammen mit einer sparsamer werdenden Artikulation der Randzonen und dem Zurückgehen des pastosen Farbauftrages zu einer weiteren Klärung des Raumes. Die jetzt schrittweise zu beobachtende Öffnung des Raumes, das allmähliche „Aufreißen“ des Bildgrundes und darüber hinaus das abnehmende Interesse an der „Form“ im herkömmlichen Sinne zugunsten von „Raum“, geht einher mit der Erarbeitung eines ganz persönlichen Duktus.

Die Eigenart Peter Brünings, in Serien zu arbeiten wird für die Entwicklung neuer Bildentwürfe konstitutiv wichtig. Ein derartiges Vorgehen setzt jedoch einen Willen zum Bild voraus, dem die endgültige Gestalt verdankt, nicht nur durch unbewußte, spontan hingeworfene Gesten entstanden zu sein, sondern mittels bewußt eingesetzter und gesteuerter Kontrolle, die das durch die neue Methode des informellen Malaktes zugefallene Material von Formen oder prämorpher Zustände innerhalb des Bildes organisiert.

Dieser ambivalente Vorgang des wissentlichen Einsatzes sowohl des bewußten, auf künstlerischer Erfahrung beruhenden, als auch unbewußten Handelns, dieses Wechselspiel von Automatismus und Kontrolle, faßt den Begriff der sonst so häufig mißverständlich als nur hingeworfenes Psychogramm gedeuteten Kunst vor allem des deutschen Informel weiter und zutreffender.

1958 ist auf diesem Wege ein erster Höhepunkt des künstlerischen Schaffens erreicht, der in der Gestaltung eines Raumgefüges begründet ist, das alle Teile - auch die weiße Leinwand - rhythmisch zueinander und in sich variabel ordnet. Der mit Brünig befreundete britische Kunstkritiker John Anthony Thwaites fand für dieses Phänomen den gültigen Terminus des „elastischen Raumes“.

Durch den neuartigen Vorgang, die materielle Existenz der Farbe ständig zu modifizieren und entweder transparent oder pastos akzentuiert einzusetzen sowie die Einbeziehung der weiß grundierten Leinwand als gleichwertigen kompositorischen Faktor entstehen Bildfindungen, die in ihrer formalen Ausprägung individuellen Charakter tragen. Dieser Dualismus von Aufheben und Einsetzen sowohl der Leinwand als eigener Qualität als auch der Farbe als komplexe Materie bestimmt - zusammen mit der oft zu beobachtenden Bindung an den oberen Bildrand - auch die Malerei der nächsten Jahre. Hierdurch weist Brünig sich als gültiger Protagonist des deutschen Informel aus und hat neben Götz, Schultze, Schumacher, Hoehme, Gaul, Dahmen und Thieler als jüngster Vertreter dieser Kunstauffassung seinen eigenen Rang.

Brennpunkt und Folie dieser überaus spannenden künstlerischen Entwicklung in den späten fünfziger Jahren ist nun Düsseldorf. Künstler aus dem In- und Ausland „knubbeln“ sich von 1957 an geradezu in der Stadt am Rhein. Die Abendausstellungen von Mack und Piene, die Gründung der Galerie 22, die Jean-Pierre Wilhelm zusammen mit Manfred de la Motte leitete, die Aktivitäten der Galerie Niepel und die Eröffnung der Galerie Alfred Schmela bringen Götz und Schumacher, Schultze und Dahmen, Fautrier, Tinguely und Yves Klein, Manzoni und Fontana in die Stadt. Karl-Heinz Hering und Ewald Rathke stellen im Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen 1958 „Dada - Dokumente einer Bewegung“ aus. ZERO wird aus der Taufe gehoben. Experimentelle Musik, Happening und in dessen

Folge Fluxus halten Einzug. Die legendäre „Kunstszene Düsseldorf“ ist erwacht. Aber auch Ratingen sieht etwas von diesem Glanze. Als Gäste von Brünig, also auf sozusagen „exterritorialem“ Gebiet, treffen sich auch in Düsseldorf als verfeindet geltende Künstler aller Couleur.

Ausgangspunkt der informellen Malerei ist übrigens nicht die Natur, selbst wenn im Betrachter naturhafte Vorstellungen hervorgerufen werden können, die im übrigen aber frei assoziierbar sind und sein wollen und von jedem anders erlebt oder gesehen werden können. Die unbewußte oder bewußte Wahl von Strukturen und Formen hat sicherlich mit persönlichen Erlebnissen und ästhetischen Vorlieben zu tun, die von der Umgebung geprägt und beeinflußt, also auf sie bezogen sind. Dennoch wollen die Bilder von Brünig nicht Natur darstellen, sondern sind von ihrer Intention her Bilder, die durch malerische Aktion mit Farben auf einer Fläche Räumlichkeit artikulieren wollen, auch wenn womöglich formal Analogien zu Erscheinungsformen innerhalb der Natur aufkommen können. Damit verweisen sie wie alle informellen Bilder vor allem auf sich selbst zurück.

Durch den bewußt verfremdenden Einsatz von „abstrakten Farben“, wie Brünig dies 1958 formulierte, sollen jede „an organische Bildungen erinnernde Resultate“ vermieden werden. Die Farbtrias Rot, Schwarz und Weiß wird für sein Werk bestimmend.

1959 wird die nun erreichte künstlerische Position, die in gefestigter und abgewandelter Form im wesentlichen auch das vorherrschende Erscheinungsbild der Arbeiten von 1960 und 1961 bestimmen wird, systematisch ausgebaut. Hierbei sind zwei Entwicklungslinien zu verfolgen. Einmal eine Tendenz zu einer festgefügteren Struktur des Bildes mit aufeinander bezogenen, vielgliedriger werdenden Gesten, zum anderen eine fortschreitende Entwicklung zu stets offeneren, manchmal fast aquarellartig wirkenden Bildern, deren Syntax gekennzeichnet ist von zuneh-

mend reduzierten, im Laufe der Jahre kleinteiliger werdenden und in ihrer räumlichen Beziehung zueinander sich verändernden Formpartikeln. Die Bilder aus dem Jahre 1960 sind repräsentativ für diese beiden Typen.

In Düsseldorf hatte sich im selben Jahr mit der Schließung der Galerie 22, die zum „Tempel des Informel“ geworden war, das Klima, wie Pierre Restany schreibt „...radikal verändert: der Mythos der Ecole de Paris war tot, die Stars von Jean-Pierre Wilhelm mußten ihr Werk überdenken und ihre Vision neu gestalten“.(2)

Für Brüning sollte der Eindruck eines längeren Italienaufenthaltes zu der idealen Gelegenheit werden, seine künstlerische Position zu klären. 1960 stellte er in Galerien in Mailand und Rom aus und erhielt 1961 den Villa-Romana-Preis in Florenz, der mit einem Aufenthalt in Italien verbunden war. Wie zuvor Paris, so sollte jetzt Italien, vor allem aber Rom, vorübergehend zum neuen Fixstern und Orientierungspunkt in Leben und Werk werden. Er befreundet sich mit dem in Rom lebenden Künstler Cy Twombly, dessen Verfahren einer spontanen Handschrift er schon von Werken aus der Galerie 22 kannte, lernt die ähnlich arbeitenden Künstler Novelli und Perilli kennen und traf Capogrossi und Burri.

Mit der ständig neuen Artikulation des Raumes bilden sich im Laufe der Zeit frei erfundene, aber individuelle Zeichen heraus, die wiederholbar sind, durch ihre jeweils andere Anordnung innerhalb des Bildes aber strukturell modifiziert werden und so eine veränderte räumliche Situation schaffen, wodurch niemals das Gefühl der Wiederholung aufkommt. Die Bildformulierungen erfahren mehr und mehr eine Veränderung von der spontanen Geste zu spontan gesetzten individuellen kalligraphischen Zeichen. Aufgrund dieser Entwicklung ist im Jahre 1962 eine ausgeprägte Tendenz zum Skripturalen hin festzustellen.

2) Restany, Pierre

Brüning (der Bezeichnende) und Düsseldorf (das Gekennzeichnende), Ausstellungskatalog Peter Brüning, Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen, Düsseldorf 1970

Alle Details eines Bildes tragen zwar den für Brüning typischen Charakter, entwickeln aber in ihrem Verhältnis zueinander eine andere Qualität innerhalb des Bildes. Eine Auseinandersetzung der divergierenden Vorstellungen von Fläche und Raum findet statt. Das Zeichnerische, allein von seinem Charakter her zum Skripturalen hin tendierend, das in den Bildern Brünings ab 1961 verstärkt zu beobachten ist, wird verbunden mit dem ausschließlich Male-rischen, das seinen besonderen Ausdruck vor allem in den Jahren davor fand. Für diesen prozessual ablaufenden Dualismus stehen mehr oder weniger alle Bilder des Jahres 1962.

In dieser Position ist offensichtlich wieder die Beschaffenheit der Arbeitsweise des Künstlers ausschlaggebend gewesen, mit der gedanklichen Ausweitung des Begriffes „Zeichen“ zu einer Überwindung der persönlichen Zeichen zu kommen und damit offen zu sein für überindividuelle, auch vorformulierte Zeichen verschiedenster Herkunft und Art aus seiner Umgebung.

Eine solche Vorgehensweise, die im übrigen auch der allgemeinen, überindividuellen Stillage der Zeit entspricht, schließt die gesamte sinnlich erfahr- und erreichbare Umwelt als mögliche „Ideen-Lieferin“ mit ein und ermöglicht so



Nr. 25/63, o. T., 1963, WV Otten 516, Öl auf Leinwand, 150x150 cm

Die Werke des Jahres 1963 zeugen von einer ausgereiften Handhabung dieser vollkommen frei erfundenen, aber persönlichen „Zeichen“ und markieren so einen weiteren Kulminationspunkt, der zugleich End- und Wendepunkt einer sich intentional als offen verstehenden Malweise ist. Die Bilder sind durchweg mit einer solchen Sicherheit in der Anwendung und Wahl der künstlerischen Mittel gestaltet, daß eine weitere Steigerung kaum möglich erscheint.

eine nach allen Seiten offene, aber dennoch von den persönlichen Lebensumständen und der künstlerischen Intention bestimmte, erweiterte Ausdrucksmöglichkeit. So finden zunehmend außer-künstlerische, überindividuelle Zeichen Eingang in die Bildsprache, die verfremdet und kombiniert mit eigenen, gestischen Zeichen zu Kompositionen von großer bildnerischer Kraft werden. Neben einer Fülle von Zeichnungen, offenbar als Ideenträger benutzt, belegen dies zwölf Ölbilder, die

in diesem Sinne als „Übergangsbilder“ angesehen und in drei Gruppen eingeteilt werden können.

Die Ölbilder der ersten Gruppe, mit Kreide in zunehmend bunter Farbigkeit bearbeitet, sind in großen Teilen noch dem freien, gestischen Zeichen verpflichtet, das aber mehr und mehr gestört wird von Zeichen, wie sie auch in schematischen Darstellungen der Wirtschaft, auf Karten, oder aber in der Werbung vorkommen. Besonders die kastenartigen, regelrecht als Störfaktoren eingeflochtenen, schematisierten Teile sind hier neue Bildelemente.

Interessant ist aber, daß diese neuen Formen dennoch eine Affinität zu den früheren, frei erfundenen eigenen Gesten und Zeichen haben. Dies macht besonders die zweite Gruppe der Übergangsbilder deutlich, die geprägt sind von großen, mehr oder weniger weit ausholenden, geschwungenen, rotgelben breiten Bögen, in die entweder Kreise eingeschrieben sind oder aber Geraden in der Art eines Koordinatensystems. Das Schema einer Produktionskurve, wie sie in der Wirtschaft gebraucht wird, ist auslösender Faktor für diese souveräne, das

ganze Bild beherrschende Umsetzung, die als diagonal ange-setzter, kürzerer Schwung in fast allen Bildern aus den Jahren davor bereits eine Präfiguration gefunden hatte.

Kartographische Zeichen, auf die Brüning nach eigener Aussage bei der Suche nach schematischen Darstellungen stieß und die er zunächst gleichwertig zu anderen Schemata übernahm, werden in der dritten Gruppe der Übergangsbilder zunehmend dominant, wobei zunächst vor allem die Zeichen der Autokarten überwiegen und so schließlich alle schematischen Darstellungen verdrängen, die aus anderen Quellen stammen. Schritt für Schritt werden so auch sämtliche Elemente überwunden, die noch an die informelle, freie gestische Formensprache erinnern. Es entstehen Bilder, die formal das Vokabular der Straßen und Autokarten auszuschöpfen beginnen. Sie sind wichtig für die Interpretation der nachfolgenden kartographischen Bilder, da Brüning hier sein gesamtes Vokabular, dessen Elemente er sich später mehr oder weniger bedient, in einer Komposition zusammengefaßt ausbreitet und - wie Instrumente vor einem beginnenden Konzert - sichtbar macht.

Mit einem gesteigerten Wissen um die Funktion dieser zunächst mehr oder weniger unbewußt übernommenen Zeichen führt die gedankliche Beschäftigung mit ihnen auch zu einer Verlagerung des Interesses. In einem weiteren logischen Schritt wird die Sprache der Autokarten (Legenden) auf ihre Brauchbarkeit hin untersucht. Nach der Findung, Untersuchung und Präsentation des Vokabulars der Legenden erfolgte jetzt dessen Benutzung, wobei die Zeichen zunächst eingesetzt werden zur Verdeutlichung der Umwelt, die sowohl beschrieben als auch neu geschaffen wird als Stadt- und Straßenlandschaft, die - zwar in die Landschaft eingebettet - gegenüber dieser aber dominant ist.

Am Ende des Jahres 1964 ist eine Tendenz zu beobachten, sich über die Straßenstrukturen der Legenden hinaus mit weitergehenden Details der Zeichen und Strukturen zu beschäftigen, wie sie z.B. die Kartographie im Laufe der Zeit in ihren unterschiedlichen Kartentypen entwickelt hat. Mit dieser feststehenden Zeichensprache ist ein Material gefunden, dessen Handhabung zu einer Veränderung des künstlerischen Ansatzes überleitet. Die Kartographie ist ein Ausdrucksmittel, das die zuvor noch nicht beachtete Möglichkeit einschließt, sich mit dieser auf allgemeiner Übereinkunft basierenden Sprache außerhalb deren Funktion gänzlich frei und individuell artikulieren zu können. Poesie und Dramatik des künstlerischen Ausdrucks sind gleichermaßen möglich.

Darüber hinaus sind diese abstrakten Zeichen, die für Straßen der Natur stehen, ein Mittel, sich auch tatsächlich verständlich zu machen. Die Ambivalenz, die in der Benutzung dieses Vokabulars liegt, ermöglichte es Brüning, sich mit objektiven Werten völlig subjektiv zu äußern und seine Bildvorstellungen, deren Anliegen in diesen Jahren das Mit- und Gegeneinander von Natur und Zivilisation sind, auch auf diese Bilder zu übertragen. Kompositionsschemata und Bildstrukturen wurden so mit einem veränderten räumlichen Anspruch weitergeführt.



Nr. 11/64 (legendes II), 1964, WV Otten 567, Öl auf Leinwand, 150 x 174 cm

Naturalistische Strukturen, Bilder des täglichen Umgangs werden zu verarbeiteten Informationen, anhand derer sich unbewußt ästhetische Vorlieben herausbilden können, die wiederum die Hinwendung zu Formen und Strukturen ähnlicher Art bewirken. Dies ist allerdings ein doppelbödiger Ablauf, denn andererseits wird die sinnliche Wahrnehmung gesteuert von der Einbildungskraft als geistigem Vorgang.

Das eigene Werk, die tägliche Umgebung und die urbane Umwelt waren demnach Faktoren, die als Anstoß und Provokation zugleich in einem dualistischen Vorgang zu Einbildungskraft und auch Ideenbildung führten. In dieser Hinsicht ist das Werk Brünings als Reflexion auf Landschaft und Umwelt entstanden, nicht im Sinne von Nachahmung, sondern als bildnerisch fixierte Idee. Es findet demnach kein Konzeptionswandel im Werk von Peter Brüning statt, sondern es kommt zu einer überzeugend gelungenen Ausweitung der subjektiven künstlerischen Sprache zu objektiver Verbindlichkeit. Dieser Objektivierungsprozeß ist darüber hinaus ein Ausdruck der Kunst dieser Zeit.

Das kartographische Vokabular wird 1965 in allen nur erdenklichen Variationen durchgespielt und sowohl für die Darstellung der eigenen Umgebung als auch fiktiver landschaftlicher Situationen gebraucht. Hierbei bedient Brüning sich der kartographischen Zeichen sehr frei, wodurch oft malerisch interessante, völlig frei erfundene Landschaftsbilder entstanden sind, deren Zeichen in ihrer Eigenschaft als Form ihre Funktion innerhalb des Bildes erhalten, im Zusammenspiel mit den anderen Formen aber zu einer Ordnung werden, die inhaltlich Landschaft ausdrückt und meint. Durch diese sehr malerische Umsetzung der kartographischen Zeichen wird zunehmend eine Räumlichkeit auf der Fläche evoziert, die in den ersten kartographischen Bildern zunächst nur inhaltlich erreicht wurde.

Die Folge ist eine Reihe von Bildern aus dem Jahre 1966, die sich nicht mehr mit dem Viereck

der Leinwand begnügen, sondern über den äußeren Rahmen hinweg in den Raum treten. Dadurch erhalten die Bilder Objektcharakter, der sie über das Tafelbild hinaus in die nicht mehr illusionistische zweite Dimension heraushebt, wie zum Beispiel in einem Bild mit dem Titel „Wald und Wiese“. Das kartographische Zeichen für Wiese, hier als grüner und auch schwarzer Strich auf der Leinwand dargestellt, wird ergänzt durch drei Laubbaumzeichen aus Spanplatten, die auf den oberen Rand montiert sind, wodurch die unterschiedlichen Dimensionsebenen Wald und Wiese inhaltslogisch wieder zusammengeführt werden.

abstrakte Legende. Tatsächlich gewinnen die Zeichen, die in keiner Weise den Naturvorbildern ähnlich sind, durch ihre realistische Heraushebung einen völlig anderen Bezug zur Realität. Ein „Baum“ (hier Zeichen für Laubwald) steht räumlich greifbar auf der „Wiese“ (hier auf der flächigen Leinwand mit Zeichen für Wiese). Ein Horizont ist dort, wo man ihn normalerweise erwarten wird: an der oberen Grenze der Landschaft. Der alte Universalienstreit zwischen „Physis“ und „Thesis“, Natur und Konvention, scheint aufgehoben.

Eine weitere räumliche Visualisierung geschieht mit dem tatsächli-



Nr. 31/66, Wald und Wiese, 1966,
WV Otten 653, Öl auf Leinen und Spanplatten, 181 x 200 cm

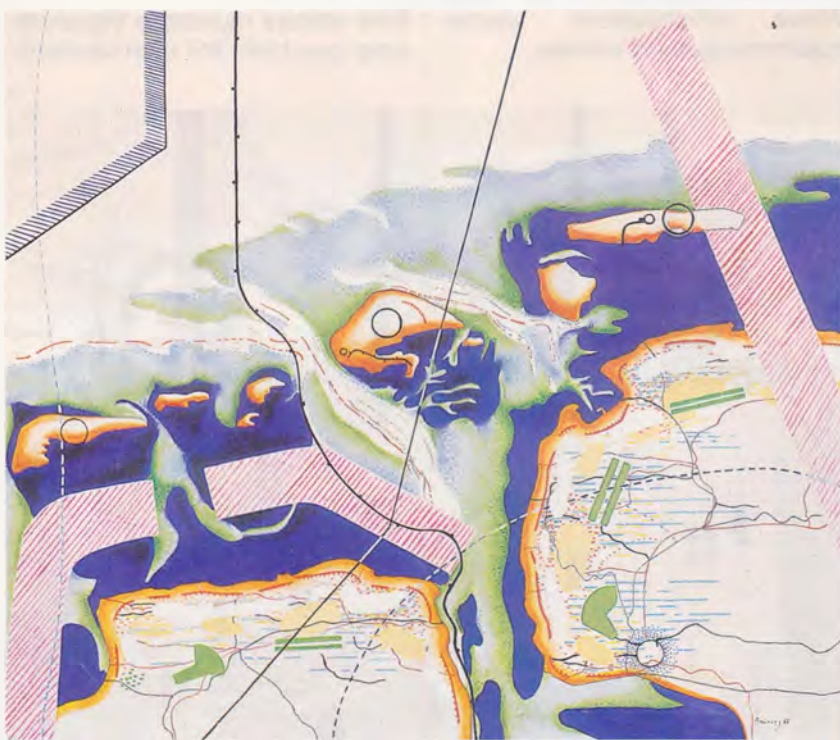
Diese Bilder inspirierten Brüning zu einem weiteren Schritt. Er konfrontiert das Bild mit der Wirklichkeit, indem er es in die gleiche Situation, hier eine Landschaft mit Horizont, dort eine Wiese mit Wald, stellte und so fotografierte. Die das Bild umgebende „Wirklichkeit“ auf dem Foto gibt die Erklärung des Bildes und dessen Zeichen. Umgekehrt wird die Wirklichkeit in die Welt der Zeichen übertragen als eine dort

„Heraustreten der Zeichen“ aus dem Bild und führt ebenfalls 1966 zu den ersten Objekten, den „Straßenmühlen“. Mit dem folgenden Schritt in die Dreidimensionalität haben sich die Möglichkeiten des künstlerischen Ausdrucks zusehends erweitert. Die von Brüning benutzten Zeichen der Kartographie können so auch räumlich ständig variiert, vergrößert, verfremdet oder aber mit der Wirklichkeit konfrontiert werden.

Brüning greift mit seiner abstrakten Zeichensprache ein zeitgemäßes Vokabular auf, um Landschaft frei zu gestalten, speziell aber um auf die Erscheinungsformen unserer vom technischen Fortschritt geprägten Umwelt hinzuweisen. Neben den Zeichen aus der Kartographie finden zusehends Elemente aus der Welt des Verkehrs Eingang, wie sie zum Beispiel auf den graphisch interessanten, inhaltlich aber oft verwirrenden Umleitungsschildern im Straßenverkehr zu sehen sind.

Eine gedankliche Beschäftigung mit der durch Straßen verschiedenster Ordnung erschlossenen Landschaft, deren Erscheinungsformen als Ausdruck einer modernen Industriegesellschaft das Bild unserer Umwelt geprägt haben und weitgehend bestimmen, muß zwangsläufig zu der Straße schlechthin, der Autobahn, führen, die unsere Landschaft noch heute am nachhaltigsten prägt und verändert. Die in vielen Skizzen vorbereitete Idee zu einem Autobahndenkmals ist in ihrer endgültigen Fassung eine für

Durch die zunehmend zu beobachtende hypothetische Auseinandersetzung mit dem „Inhalt“ der Zeichen und deren Funktion erfährt das Werk eine Theoretisierung, deren Ideen einerseits informationsästhetisch, andererseits aber auch zunehmend gesellschaftsbezogen sind. Für die 4. documenta 1968 hatte Brüning, wie er schrieb, die Realisation eines Waldes, bestehend aus Nadelbäumen zusätzlich einer Serie mit Laubwaldbäumen geplant. Aus diesem Vorhaben ist aber nichts geworden, da das Komitee der documenta die „Straßenwand“, heute in der Sammlung Ludwig, Aachen, bevorzugte. Eine Fülle von Skizzen aus den Jahren 1967 bis 1969 läßt vermuten, daß Brüning regelrechte kartographische „Mischwälder“ installieren wollte. Das 1967 entstandene „Denkmal für einen kleinen Laubwald“, der „Lichterwald“ und die „Objektive Landschaft“ (1969) stehen als ausgeführte Arbeiten für diese Idee.



Nr. 2/66, Überlagerung einer Küstenlandschaft, 1966, WV Otten 619, Öl auf Leinwand, 130 x 150 mm

Andererseits setzt in den nun folgenden Jahren ein langsam fortschreitender Purismus ein, der bereits 1966 mit der Reduktion der graphischer gewordenen Zeichen begonnen hatte und nun durch die Rückbesinnung und allmähliche Beschränkung auf die zuvor klassisch gewordene Farbtrias der informellen Bilder Schwarz, Weiß und Rot, verbunden mit einer gewissen Formaskese, zu Arbeiten von großer Klarheit führt. Parallel zu diesem Phänomen ist eine Tendenz zur Monumentalisierung zu beobachten, die bei den Objekten in der Realisierung des „Autobahndenkmals“ im Jahre 1968 ihren Kulminationspunkt finden sollte.

Brüning typische Lösung. Zwei Ringe symbolisieren die beiden Bahnen der Autobahn und fixieren sie auf eine Stelle, den Sockel. Vier Winkel bedeuten das Ansteigen einer Straße und betonen hier die Bewegung, die in der Form liegt. Schwarze Rechtecke zitieren die unterbrochene Mittellinie auf der Autobahn. Die aus der Vorstellung gewonnene Idee und Vision von der Autobahn wird in der Form der Ringe Wirklichkeit und Symbol zugleich und - als Zeichen aus dem ursprünglichen Zusammenhang gerissen und damit seiner Funktion enthoben - durch Verfremdung und Überhöhung denkmalwürdig.

Der „Lichterwald“ von 1967 verkörpert eine mit phantastischen Mitteln gestaltete Landschaft. Um drei plastisch gewordene, schwarze Zeichen für Nadelwald laufen, die Form des Zeichens begleitend, vertikal und in einem Stück über die Spitze je eine gelbe Neonröhre, die in Aktion phosphorgrün aufleuchten, abwechselnd flackern oder gleichbleibend strahlen. Das Objekt, zuerst gezeigt in einer von dem französischen Kunstkritiker Pierre Restany organisierten Schau in Lund/Schweden, wird als Arrangement kombiniert mit einem Diptychon, dessen auf Leinwand aufgezogenes Offsetplakat mit vier verschiedenen breiten, vertikal verlaufenden, polierten Aluminiumflächen beklebt ist und die Ruhrtalbrücke zeigt. Die von der Plakatlandschaft offensichtlich ausgehende Faszination veranlaßte Brüning, quasi in Umkehrung des bisher verfolgten Prinzips der Konfrontation des Artefaktes mit der Wirklichkeit, nun eine vorgefundene Realität in Form eines Rasterfotos mit den entsprechenden Symbolen nachträglich zu bearbeiten und dadurch zu erklären. Die nicht mit den ursprünglichen Zeichen in Verbind-

derung zu bringenden weißen Schraffuren und Felder, die die Symbole vom Boden abgehoben erscheinen lassen, sind frei erfunden, geben aber der Landschaft einen surrealen Charakter und vermitteln großzügige Räumlichkeit. Der von Brünig gefundene Titel „Superland“ ist ebenso verblüffend wie treffend, da er einerseits auf den Titel der Ausstellung „Superland“ in Lund/Schweden Bezug nimmt, andererseits aber auch im wörtlichen Sinne die über dem Land sich befindenden, landschaftserklärenden Zeichen genau in ihrer Räumlichkeit beschreibt. Zusammen mit dem „Lichterwald“, dessen Lichtabläufe von den Aluminiumflächen, also der „Landschaft“ reflektiert werden, ist dieses Ensemble Realität und Fiktion zugleich.

Im Ansatz könnte diese Entwicklung mit dem zeitgleichen Phänomen der Concept Art in Bezie-

hung gesetzt werden. Dennoch sind hier Unterschiede zu konstatieren. Während die Concept Art sich mit dem Hinweis auf die Idee begnügt, um der künstlerischen Intention Ausdruck zu geben, verwirklichte Brünig seine Ideen durch die spezifisch aus der Vorstellung erwachsene Form. Dennoch kann man aus diesen Analogien folgern, daß Brünig die Kunst seiner Zeit stets in vorderster Linie verkörperte, dabei aber immer eigene Wege ging.

Die Hervorbringung qualitativer Kunst ist nicht allein abhängig von dem exotischen Reiz des Neuen, der ständigen Innovation, sondern entsteht aus der Fähigkeit, auch das angeblich „alte“ Wissen gänzlich neu zu überdenken, weiterzuentwickeln und eigenständig zu verarbeiten.

Die geistige Leistung während des schöpferischen Vorgangs

beruht darin, den oft unbewußt zugefallenen kreativen Einfall aus der Tiefenschicht herauszuarbeiten. Neben der Auswahl der Ideen als intellektuell nächst höhere Leistung steht auf dem obersten Niveau die Kombination und Organisation dieser Elemente zu einem Ganzen.

Die Handhabung dieses Transformationsprozesses als bildschöpferische Kraft war Brünings eigentliche Stärke und befähigte ihn, sich mit formal und strukturell vergleichbaren Mitteln immer neu innerhalb seiner in Serien entstandenen Bilder und Objekte zu artikulieren. Diese Artikulation ist zugleich Reflex als auch Reaktion auf die tägliche Umwelt.

Genius loci war dabei der See in Ratingen.

Dr. Marie-Luise Otten



Kräuterbäder . . .

wirken wie Balsam auf den Körper. Wertvolle Essenzen und Öle sind, je nach Zusammensetzung, entweder entspannend oder beruhigend, regen den Stoffwechsel an, helfen bei Hautunreinheiten, schützen den Säuremantel und können die körpereigenen Abwehrkräfte bei Erkältungen aktivieren. In den Badezusätzen aus dem Reformhaus werden ausschließlich natürliche Wirkstoffe, hauptsächlich aus Heublumen, Kamille, Latschenkiefer, Melisse, Rosmarin und Thymian zu Badelotionen verarbeitet. Auch die waschaktiven Substanzen sind dort nicht, wie meist üblich, synthetisch, sondern bestehen aus natürlichen und damit hautschonenden Grundstoffen.



**Lintorfer
Reformhaus**
Speest. 6 · 40885 Ratingen (Lintorf)
Tel. 02102/3 23 32

Reformhaus

Treffpunkt gesundes Leben

Wir bilden aus.

Vielen älteren Ratingern wird Kurt Londenberg noch ein Begriff sein. Er verlebte seine Jugend teilweise in Ratingen. Prof. Kurt Londenberg gilt als der führende Buchgestalter und Handbuchbinder in Deutschland, war Hochschullehrer und nach Ansicht von Fachleuten einer der letzten großen deutschen Buchbinder. In seinem Beitrag schildert er seine Rater Zeit und seine Beziehungen zu Ratingen sowie seinen beruflichen Werdegang, der auch an die schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse in Ratingen zu Anfang der 30er Jahre erinnert. Prof. Londenberg ist eine der wenigen mit Ratingen verbundenen Personen, die im „Brockhaus“ dokumentiert werden.

Erinnerungen an meine Rater Zeit

Da flattert ein Schreiben auf meinen Schreibtisch, das mich an längst vergangene Zeiten erinnert, Zeiten, denen ich stets freundliche Gedanken widme...

Ich soll etwas aus meiner Rater Zeit erzählen, etwas von damals, als mein Leben erst so recht begann. Wie kam ich überhaupt nach Ratingen? Denn geboren bin ich in Hamburg, wie mein Vater. Doch schon bald - ich war damals vier - zogen wir nach Werden, da mein Vater, im 1. Weltkrieg schwer verwundet, die gute Bergische Luft brauchte. Ende der Zwanziger Jahre zogen wir weiter und zwar nach Ratingen, denn mein Vater erhielt in Düsseldorf eine leitende Stellung in einem Verlagsunternehmen. Der Weg von Ratingen nach Düsseldorf aber war kürzer als der von Werden. Und zu Ratingen hatte unsere Familie von jeher verwandtschaftliche Beziehungen. Da gab es den Onkel Heinz mit seiner Frau, der Tante Everharda, und ihren drei Kindern. Der Name meines Onkels, Oberstudienrat Büter, hat heute noch einen guten Klang in Ratingen, und zwei seiner Kinder mit Familie leben noch immer dort, sind dort geboren und somit echte „Dumeklemmer“.

Es waren also praktische Gründe, die meine Familie nach Ratingen führten. Dort aber wurden für mein Leben die Weichen gestellt. Damals war ich 16 Jahre alt. Meine Liebe gehörte von Kind auf dem Buch. In meiner Bibliothek befinden sich heute noch einige Exemplare aus jener Zeit, sozusagen nostalgische Reste....

Es war für mich stets ein besonderes Ereignis, wenn ich meinen Vater in den Verlag begleiten durf-

te, wo ich die Erlaubnis bekam, im Bücherlager zu stöbern mit der strengen Auflage, nichts durcheinander zu bringen. Das waren für mich herrliche Stunden! Mitunter erstaunte ich die Leute, wenn ich Exemplare entdeckt hatte, die längst vergriffen waren und von deren Existenz niemand mehr eine Ahnung hatte.

Es kam die Zeit, da ich eine Berufsentscheidung treffen mußte. Für mich war es ganz klar: ich wollte Bücher machen. Aber damals gab es in unserem Lande mehr als sechs Millionen Arbeitslose, und es war sehr schwer, einen entsprechenden Ausbildungsplatz zu finden. Ich gab nicht auf, hörte herum, mein Vater half mir bei der Suche. Aber im graphischen Gewerbe eine Lehrstelle zu finden, schien schier unmöglich. Ganz unerwartet ergab sich plötzlich eine Möglichkeit über den Verlag, in dem mein Vater tätig war. Er hatte in Düsseldorf eine Buchbinderei ausfindig gemacht, die bereit war, mich aufzunehmen. So begann meine Lehrzeit beim Buchbindermeister Arnold Suer. Es war ein kleiner handwerklicher Betrieb mit vier Mann Belegschaft. Da gab es eigentlich nichts, was in dieser Werkstatt, vom Material her bedingt, nicht gemacht wurde. Es kam alles vor! Ich muß gestehen, die ersten vier bis sechs Wochen waren so anstrengend und mühsam, daß ich mitunter mit dem Gedanken spielte aufzugeben. Die Lehrzeit in jenen Jahren war keineswegs so geregelt und von Rechten geprägt, wie sie es heutzutage ist. Aber - wirklich aufgeben? Nein, dazu war ich zu stolz. Ich wollte mir keine Blöße geben. Ich wollte durchhalten, koste es, was es wolle. Und eines Tages

war der Knoten gerissen - und ich gehörte dazu. Das war schon eine Menge! So fuhr ich täglich von Ratingen nach Düsseldorf, manchmal mit dem Fahrrad, sonst mit der Linie 12 - umsteigen in Rath in die Linie 1 - und bis zum Münsterplatz in Derendorf. Glauben Sie nur nicht, daß in dieser Zeit von künstlerischen Ambitionen die Rede war. Nichts dergleichen. Dafür war die Werkstatt auch gar nicht geschaffen. Trotzdem habe ich in diesen Jahren für mein ganzes Leben eine sehr gute Grundlage erworben: Arbeitsmoral, ein Wort, das heute eine untergeordnete Rolle spielt. Es wurde uns in erster Linie Arbeitsdisziplin beigebracht, die in Fleisch und Blut überging. Man zehrt von ihr ein Leben lang, denn sie prägt den Menschen: sein Durchstehvermögen, seine Ausdauer, seinen Willen, nie aufzugeben. All das bildet den Charakter und allein dafür bin ich meinem alten Lehrmeister, der längst nicht mehr lebt, dankbar. Er war ein dickköpfiger Westfale, mit dem nicht immer leicht umzugehen war.

Ratingen... mein Leben dort war schön. Man war jung und trotz der miserablen wirtschaftlichen Lage von Angst nicht angekränkelt. Das Leben war halt so, man mußte es meistern, so wie es einem serviert wurde. Wir Jungen, die wir uns zusammenfanden, haben keine Trübsal geblasen, denn die schönsten Dinge im Leben gibt's umsonst, die kann man mit Geld ohnehin nicht kaufen: Freundschaften, Frohsinn, Unternehmungslust u.v.a. gibt's gratis - oder gar nicht.

Wir kannten die ganze Umgebung Ratingens: Eggerscheidt, Hösel,

Kettwig, Kalkum, Tiefenbroich, Angermund, Lintorf, Hubbelrath usw. usw. Das war ein Stück Natur, in der man sich wohlfühlen konnte. Zu jener Zeit war ich neben der Berufsausbildung ein Sport-Fan. Ich gehörte aktiv zum Rater Turnverein von 1865. Die ganze Freizeit war ausgefüllt mit Sport. Ich habe dort viele Freunde gefunden und beste Kameradschaft erlebt. Es war eine herrliche Zeit. Unser Vereinslokal war Strucksberg. Dabei muß ich an den ebenso liebenswerten wie beleibten Vereinswirt denken: Karl Strucksberg - Welch ein Kolob!

Überhaupt - das alte romantische Kleinstädtchen Ratingen hatte es in sich. Es gab da gediegene Fachwerkbauten, schöne Plätze, Straßen, auf denen sich für heutige Verhältnisse ein geruhsamer Verkehr bewegte, rustikale Gaststätten, die alte Stadtmauer, die Pfarrkirche, gewichtig im Zentrum der Stadt aufragend, und nicht zu vergessen: die Anger mit dem bekannten „Haus zum Haus“. Das alles hat sich im Laufe der Zeit wohl geändert, und heute ist Ratingen fast eine Großstadt. Eigentlich schade!

Aber Sie wollten gern auch etwas über meinen künstlerischen Werdegang wissen. Auf einer soliden handwerklichen Basis aufbauend, begann ich mein künstlerisches Studium an der „Staatlichen Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe“ in Leipzig. Die bedeutendste Buchstadt war für mich der einzige Ort, zu dem es mich hinzog. Über zehn Semester blieb ich dort, bis der Krieg dem ein Ende setzte. Allerdings war meine Ausbildung bereits abgeschlossen. Doch was heißt schon „abgeschlossen“ im künstlerischen Bereich? Da gibt es keinen Abschluß, denn Abschluß ist Stillstand, das Ende der Weiterentwicklung, sowas wie ein künstlerischer Tod. Der Krieg riß ein Loch in die Entwicklung. Immerhin überstand ich ihn. Damals war ich schon verheiratet. Und nach der Heimkehr holte man mich als Dozenten an die Leipziger Akademie. Es war nur eine kurze Zeit, denn bald erhielt ich eine Berufung nach Dresden an die damalige „Hochschule für Werkkunst“.

Es handelte sich um die ehemalige „Kunstgewerbeschule“ in der Dürerstraße. Doch stand mir nicht der Sinn danach, ewig dort zu bleiben, wofür das Schicksal auch sorgte. Wie auch immer, auf Umwegen landeten meine Frau und ich wieder in Ratingen, wo wir viel menschliche Wärme, Hilfsbereitschaft und Freundschaft erfahren durften. Wieder waren es Onkel Heinz Büter und seine Familie die uns viel Gutes entgegenbrachten, wie ich auch meinem damaligen Mitlehrling und Freund viel Dank schulde. Wir waren jung und wußten, daß wir wieder von vorne anfangen konnten und daß wir es schaffen würden.

Inzwischen arbeitete ich für verschiedene Düsseldorfer Verleger, wozu auch der Krefelder Verleger Richard Scherpe zählt, mit dem mich bis heute eine Freundschaft verbindet. Ich gehörte dem Deutschen Werkbund an, und unser 1. Vorsitzender war kein Geringerer als Hans Schwippert, bei dem ich oft im Hause war. Auch er hat sich eingesetzt für alle, die von „drüben“ kamen. Ich denke da an Hugo Kückelhaus, Th.Th. Winde aus Dresden und an einige mehr. Da gab es stets sehr anregende und bereichernde Gespräche.

Dann dauerte es nicht lange und ich erhielt eine Berufung an die Staatliche Werkakademie in Kassel, der fünf Jahre später die Berufung durch den Hamburger Senat an die „Hochschule für bildende Künste“ in Hamburg folgte. Der Kreis schloß sich: ich kehrte zurück in meine Geburtsstadt.

Seit über 50 Jahren spielt sich mein Leben in künstlerischen Kreisen ab. Viele Schüler im In- und Ausland bis hin in die USA habe ich ausgebildet. Mit bedeutenden Künstlerpersönlichkeiten war und bin ich in Kontakt und habe langjährige Freundschaften unter ihnen. Kurzum - mein Leben war immer sehr interessant, und Langeweile stand nie auf meinem Programm. Auch jetzt nicht, wo ich pensioniert bin und mich im sogenannten „Ruhestand“ befinde, aber keineswegs der Ruhepflege! Ich habe mein privates Atelier und arbeite nach wie vor, nicht nur an Büchern, sondern

auch in vielen Gremien, die sich um künstlerische Belange mühen.

Eines haben meine Frau und ich immer im Sinne gehabt: Reisen. Sobald es nach dem Kriege möglich war, begannen wir damit und haben nun alle Kontinente gesehen. Reisen ist unsere große Leidenschaft: andere Länder, andere Menschen, andere Sitten aus erster Hand kennenzulernen, die bedeutendsten Museen und Kunstschatze der Welt zu sehen, die Vielfalt der Natur mit ihrer Flora und Fauna zu erleben. Viele Freundschaften sind durch diese Reisen geknüpft worden, die unser Leben sehr bereichert haben.

Ich denke gern an Ratingen zurück. Ratingen war wie der erste Schritt auf meinem Lebensweg in eine Zukunft, die trotz aller Schwierigkeiten, trotz Krankheit, Krieg, Flucht und allem, was sich mir in den Weg stellte, wichtig war: denn der erste Schritt ist ein sehr wichtiger, er stellt die Weichen, er entscheidet über die Richtung, in die man gehen wird. Die Richtung, so erkenne ich dankbar an, sie stimmte.

Prof. Kurt Londenberg

Literatur über
Prof. Kurt Londenberg:

- 1) Kurt Londenberg
Papier und Form,
Scherpe-Verlag Krefeld
- 2) Kurt Londenberg
Bucheinbände
Drucke des Klingspor-Museums,
Offenbach a.M.
Herausgegeben von der Vereinigung
„Freunde des Klingspor-Museums“,
Herrnstraße 80
- 3) Kurt Londenberg
Katalog zu einer Ausstellung,
Herzog-August-Bibliothek
Wolfenbüttel
- 4) Prof. Dr. Hans A. Halbey, Direktor des
Gutenberg-Museums Mainz

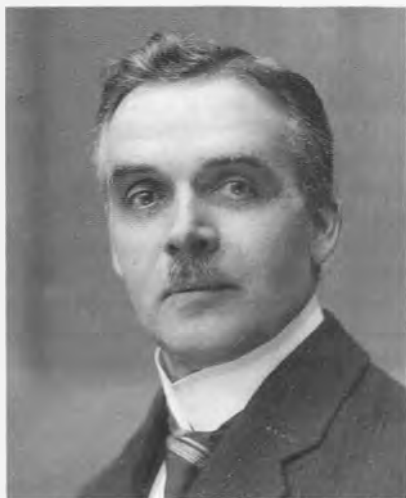
Vortrag zur Eröffnung der Ausstellung
in Wolfenbüttel
- 5) Brockhaus-Enzyklopädie, Band 3,
Seite 380

Geschichte des Bucheinbandes.
Bildtafel Buch V, Abbildung 3
- 6) Internationales Kunstadreßbuch
„Who's Who? in Europe“

Jenitz-Verlag, Brüssel
- 7) Kürschners Graphiker-Handbuch
Berlin

In Memoriam

Heinrich Schmitz (1874–1943)



Heinrich Schmitz (1874–1943)
Um 1920

Eine Straße trägt seinen Namen. Im Jahr 1952 erhielt die amtlich bezeichnete katholische Schule II - den Lintorfern besser unter „Büscher Schule“ bekannt - den Namen Heinrich-Schmitz-Schule. Der damalige Bürgermeister Friedrich Windisch enthüllte aus diesem Anlaß ein von der Düsseldorfer Bildhauerin Maria Fuß geschaffenes Bronzerelief, das an den Historiker und Pädagogen erinnern soll. Der Verein Lintorfer Heimatfreunde gab den Anstoß zu dieser Namensänderung und stiftete die Gedenktafel, auf die man auf dem Weg in das Schulgebäude blicken kann. Niemanden hätte eine solche Ehrung mehr erstaunt als Heinrich Schmitz, stammte er doch weder aus Lintorf, noch war er hier aufgewachsen. Er hatte hier „nur“ dreißig Jahre als Lehrer gelebt, Menschen unterrichtet und mit seinen Artikeln und Büchern einen wesentlichen Beitrag zur Erforschung des Angerlandes geleistet.

Zwei Jahreszahlen veranlaßten den VLH, mit diesem Beitrag an den Heimatforscher und Erzieher zu erinnern: 1874 (als Geburtsjahr) und 1943 (Sterbejahr).

Heinrich Schmitz wurde am 3. Februar 1874 - also vor 120 Jahren - in Katzem/Kreis Erkelenz

geboren. Auf dem Bauernhof seines Vaters Johann Christian Schmitz wuchs er auf. In seinem Geburtsort besuchte er die Volksschule und wechselte dann an die Präparandenanstalt in Erkelenz. Diese Einrichtung diente zur Vorbereitung auf die Lehrerseminare. Vom Jahr 1891 an besuchte er das Lehrerseminar in Odenkirchen. Dort bestand Heinrich Schmitz im Februar 1894 die Seminar-Entlassungsprüfung (Erste Lehrerprüfung) und bekam seine erste Anstellung an der Volksschule in Neuss-Weißenberg. Mit Erfolg legte er 1897 seine Zweite Lehrerprüfung ab. Die Königliche Regierung zu Düsseldorf berief ihn dann zum 1. April 1906 als Leiter der katholischen Schule II nach Lintorf. Erst im Juli konnte er die Nachfolge von Hubert Harzheim, der nach Lohausen gewechselt war, antreten. Am 2. Juli führte ihn der Ortschaftsinspektor, Pfarrer Zitzen, in sein Amt ein. Im selben Jahr heiratete Heinrich Schmitz Maria Magdalena Hamacher aus Neuss-Weißenberg.

Heinrich Schmitz war stets auf seine Weiterbildung bedacht. So meldete er sich 1910 zur Rektoratprüfung an, die er im Herbst

des folgenden Jahres erfolgreich vor dem Königlichen Provinzial-Schulkollegium in Koblenz absolvierte. Er war aber inzwischen auch sehr bodenständig geworden und lehnte deshalb Berufungen zur Übernahme der Leitung einer größeren städtischen Schule ab, um weiter in Lintorf bleiben zu können. Zum 1. April 1912 erfolgte dann die Anstellung als Hauptlehrer (Rektor) an der Büscher Schule.

Lintorf bedeutete Heinrich Schmitz inzwischen mehr als nur Arbeits- und Wohnort. Neben seiner pädagogischen Tätigkeit beschäftigte er sich intensiv mit der Geschichte seiner Wahlheimat. Mit seinen Arbeiten zur Heimatgeschichtsforschung hat er sich über die Grenzen Lintorfs hinaus einen Namen gemacht. Er gehörte zu den eifrigsten Benutzern des Düsseldorfer Staatsarchivs an der Prinz-Georg-Straße sowie der meisten Pfarr- und Gemeindearchive des Angerlandes. Aber auch bei der Bearbeitung und Betreuung des Adelsarchivs der Grafen von Spee im Schloß Heltorf konnte er viele neue Erkenntnisse und wichtige Ergebnisse für die Geschichte dieser Region gewinnen. In sei-



Die Heinrich-Schmitz-Schule in den 50er Jahren

nem 1926 erschienenen Buch „Angermunder Land und Leute“ schreibt er dazu: „Zum allergrößten Teile ist unveröffentlichtes Material verwendet worden; das Düsseldorf Staatsarchiv sowie das Schloßarchiv zu Heltorf boten reiche Ausbeute. Auch wurden manche wertvolle Nachrichten aus den Kirchenarchiven der Pfarreien und aus dem Bürgermeisterei-Archiv ans Licht gefördert und verwertet.“

Über die Heltorfer Archivarbeit von Schmitz schreibt Theo Volmert 1952 (Quecke, Nr. 11): „Es war damals für die Lintorfer ein gewohntes Bild, wenn ein- oder zweimal in der Woche der Doppelspänner des Reichsgrafen an der Büscher Schule vorfuhr, um Heinrich Schmitz abzuholen.“ Zum Lieblingsthema des Lintorfer Forschers gehörte es, auf die Bedeutung der Reichsgrafen von Spee für unsere Heimat hinzuweisen, da das dort vorhandene Material für die Darstellung der frühen Geschichte des Ortes Lintorf und des ehemaligen Amtes Angermund unentbehrlich ist. Als Ergebnisse seiner Forschertätigkeit veröffentlichte Heinrich Schmitz drei Bücher

„Geschichtsbilder aus dem Landkreise Düsseldorf“, Lintorf 1920.

„Zur Geschichte von Angermund und Umgebung“, Lintorf 1921.

„Angermunder Land und Leute. Ein Heimatbuch“, Lintorf 1926.

heimatgeschichtliche Beschäftigung mit unserem Raum.

Seine wissenschaftlichen Forschungen fanden bei der Schulbehörde in Düsseldorf Beachtung und riefen eine positive Reaktion hervor. Vom 14. Juli bis zum 1. November 1920 beurlaubte man ihn, damit er seine beiden ersten Bücher zur Bürgermeisterei Angermund und dem nördlichen Teil des Landkreises Düsseldorf abschließen und herausgeben konnte. Auch für sein Werk „Angermunder Land und Leute“ bewilligte ihm die Schulbehörde 1925 eine fünfwöchige Beurlaubung.

Am 1. April 1936 trat Heinrich Schmitz in den Ruhestand und zog mit seiner Familie in die Zietenstrasse nach Düsseldorf. Dieses Jahr 1936 kennzeichnet auch die Biographien zweier weiterer Lintorfer Lehrer und späterer Heimatfreunde: Friedrich Kroll wechselte zum 1. Juli von Duisburg nach Lintorf, und Theo Volmert erhielt zum 6. November seine endgültige Anstellung.

Die Auswirkungen des Zweiten Weltkrieges machten das Leben auch in Düsseldorf immer schwieriger und gefährlicher. Das veranlaßte die zweite Tochter von Heinrich Schmitz, ihre Eltern 1942 zu

sich nach Salzburg zu holen, wo sie mit einem Österreicher verheiratet war und lebte. Schmitz wollte dort leben, wo nach Hugo von Hofmannsthal das Herz vom Herzen Europas sich befindet. Aber es sollte die letzte Station auf seinem Lebensweg sein. Im Salzburger Musik- und Theatersommer des Jahres 1943 - Clemens Krauß inszenierte die Zauberflöte mit Paul Hörbiger als Papageno und Richard Strauß dirigierte die Wiener Philharmoniker - verstarb Heinrich Schmitz am 19. August. Sein Grab befindet sich auf dem Lintorfer Waldfriedhof an der Krummenweger Straße.

Maria († 1950) und Heinrich Schmitz hatten drei Töchter und einen Sohn. Heinz Schmitz (1914 - 1985) setzte das Werk seines Vaters mit dessen Motto „Die Heimat sei deine Welt!“ erfolgreich fort. Dabei konnte er sich teilweise auf noch unveröffentlichte Manuskripte seines Vaters stützen. Mit seinen beiden Bänden „Angermunder Land und Leute“ - auch mit dem Titel knüpfte er an die Tradition an -, die 1978 und 1980 erschienen, fand Heinz Schmitz ebenfalls große Anerkennung.

Ulrich Rauchenbichler M.A.



Viele kleinere heimatgeschichtliche Beiträge erschienen in rheinischen Zeitschriften und in den lokalen Tageszeitungen. Trotz aller Wissenschaftlichkeit verfügen seine Arbeiten über eine klare anschauliche Sprache. Sie gehören zu den anerkanntesten Werken der Heimatgeschichte und bilden die Grundlage für jede

*Contry- und
Landhausmode
romantisch - topaktuell*

Doris König
Modehaus

Lintorf · Speestraße 37
Telefon 021 02/357 50

Gine alte Siedlung im Amt Angermund

Das alte Amt Angermund kann man bezüglich seiner Höhenlage in zwei große Teile zerlegen, in einen flachen, der Rheinebene zu gelegenen Teil und in einen östlichen, der zu den Vorhöhen und den Erhebungen des Bergischen gehört.

Herrsch in der Rheinebene bezüglich der Siedlungen die geschlossene Dorfschaft vor, so zeigt sich im östlichen höheren Gebiete der Streubefäh, wenigstens in vielen Ortschaften.

Die erste dieser Siedlungen mit Streubefäh ist Lintorf, Angermund und Lintorf, ein Gegenpaar in Beziehung auf die Art der Siedlung. Hier eine zweifelhafte Häuserreihe auf einer kleinen Erhebung des rechten Uferuferes, dort eine Dorfschaft mit weit zerstreut liegenden Wäldchen und Kotten. Auf den ersten Blick erscheint kein System in der Siedlungsanlage, unregelmäßig steht man sie hier und dort einzeln oder zu kleinen Gruppen vereint. Ein eigentliches Zentrum ist doch vorhanden, die Kirche mit der Umgebung. Woher der Streubefäh? Denkt man an die Wohnstätten der alten Sachsen, die am längsten germanische Eigenart auch in siedlungs-geschichtlicher Hinsicht überlieferten, zwingt der dichte Wald zu Wohnungen an nur geeigneten Plätzen? Oder war es der unkultivierte Boden an und für sich, der kein dichtes Nebeneinanderwohnen gestattete? Oder war es der konformative Sinn der Einwohner, die fernab vom Verkehr und ohne jede Beeinflussung nach ihrer Väter Art immer wieder bauten?

Die Unregelmäßigkeit der Siedlungsstätten wird aber bei näherer Betrachtung zu einer wenigstens in den Hauptzügen regelmäßigen. Lintorf wird vom Dichtelsbach durchströmt und eine Siedlungsreihe folgt im großen und ganzen dem Bachlaufe. Von Süden her, immer am Fuße der Vorhöhen des Bergischen entkomm, lief von altersher die Handelsstraße nach Duisburg. Und ein zweiter Siedlungsreihe folgt im allgemeinen der Verkehrsstraße. Dort aber, wo Handelsstraße und Bachlauf sich kreuzen, da mußte notwendigerweise das Zentrum des Ortes sein. Und so ist es auch. Die beiden ältesten Höfe, wie sie altersher in der Hofschaff Lintorf bezogen sind, lagen an der eben erwähnten Stelle. Es sind dies der Hof zu Bech, des Schelengut genannt und Holzschelengut, die alte Mühle mit dem Mählgewanne über Lintorf und halb Breitscheid. Hof zu Bech gehörte zum Hengerrichte Lintorf, er war ein besetzter Platz, dessen Gräben vom nahen Dichtelsbach gespeist wurden. Noch heute zeigt das Wohnhaus den eigenen Baustil des 16. Jahrhunderts, hohes Weindach, vieredrige Anlage. Heber der Tür prangt das Wappen der Freiherren von Eisenfeldt, denen der Hof später zufällig wurde.

Und erst die alte Mühle „An der Parken“ nennt man heute noch das gegenüberliegende kleine Anwesen und will damit dokumentieren, daß die Siedlung mit Mauern und Gräben umgeben war. Später war es als Sattelgut bezeichnet. Der Besitzer hatte die Pflicht, seinem Landesherren zur Kriegszeit ein gefatteltes Pferd zu stellen, auch mußte das Gut bei Anwesenheit des Herzogs im Amt mit einem Pferde Vorposten leisten. „Gut Holzschelengut“ heißt es nordem, man bringt es in Beziehungen zum alten Rittergeschlechte der Holzschelener.

Hier im Hofschaffmittelpunkte lag auch das alte Lintorfer Kirchlein, in grauer Vorzeit wohl eine Kapelle, die vielleicht den Nachfolgern des hl. Eutbertus ihre Entstehung verdankt. Ein kleines Gotteshaus mit vierseitigem Turm und kleinen Rundbogenfenstern. Der Turm und die älteste Anlage stammen aus dem Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts.

Schlimme Zeiten sah das Kirchlein im Laufe der Jahrhunderte. Kriegsgruel erfuhr es am eigenen Leibe, geplündert, ausgegogen von fruchtsessigen Kriegern, von Pappenheimern und von hannoverschen Soldaten, und doch immer wieder dank der Opfertreue der Lintorfer neu ausgestattet.

Dem Bachlaufe von Osten nach Westen folgend, liegen die alten Siedlungsstätten. Tief im Walde versteckt, finden wir die Bewohner „am Pöfchen“ und „am Hanten“, dann folgt die „oberste Mühle“, die eine geringere Bedeutung hatte, als die Holzschelener Mühle. Der Bewohner derselben mußte jährlich nach Angermund Öl liefern. Wir kommen zum Kotten „an der Hofschaff“, schon im Mittelalter der Lintorfer Kirche dotiert. Und weiter geht es „zum Senken“, zum „Mühlengut“ und zum „Kornsgut“. Letzteres zeigt heute noch den abgetreppten Giebel und eine kleine Normauer. Es hatte immerhin einige Bedeutung und gehörte ebenfalls zum Hengerrichte. Weiter ab nach Süden lagen „Bürgersgut“ und der „Hof am Meem“. Letzterer ist uralt, er liegt, wie sein Name sagt, im lumpigen Gelände und wurde mehrmals in den Kriegswirren verbrannt. Die Gegend in seiner östlichen Höhe heißt „an der Meem“. Hier lagen „Meemerschäuschen“ und das „Meemerschäuschen“. Und dort zwischen den Waldbäumen auf einer kleinen Erhebung blühte der Kotten am „Kreuzacker“, früher am „Winglerstraße“ heroor. So gering sein Heuteres, so bedeutete er im Mittelalter doch viel, sein Einflasse hat mehrere milde Stiften gemacht.

Das war der Siedlungszug am Bachlaufe. Nun zum andern, dem an der alten Handelsstraße, die in ihrer Fortsetzung durch den Wald „Kalkweg“ heißt. Wir begnügen im Orte selbst und passieren „Koppers“, den

„Kaffen“, „Schnitzens“ (die letzte alte Schule), dann die „Reulenden“ und gelangen „zum Hech“. Bis hierhin erstreckte sich nordem die Hecke oder der Waldfried des Wildgestills. „Zum Lünen“, einer leuchten Siedlung, geht es zum „Piperskamp“. Die Rötter von Piperskamp wurde namentlich in den letzten Jahren des dreißigjährigen Krieges hart mitgenommen, sein Anwesen lag sehr günstig, unweit einiger Querwege. Bis zum „Altenkamp“ ist nur eine kleine Strecke, der „Duisburger Baum“ liegt am Kreuzweg und da steht auch der alte Pansenhuppen. Dem Straßenzuge weiter folgend, gelangen wir in die Niederung. Und da finden wir so recht begreifende Siedlungsnamen wie „Groß- und Kleindiepenbrud“, dann „in den Diehen“ und am „Breldegrub“. Diese Siedlungsreihe am alten Handelsweg schließt das Minkeshäuschen. Hier im langen Stal wurden die Wildpferde eingestallt, ehe sie weiter zur Kellerei geführt wurden. Und hier hielten die Duisburger Fuhrleute später Post, wenn sie ihre Fuhrwerke am nahen Ralkhofen „zur Ducht“ beladen hatten, es war damals hier eine Bauernschenke, am Walde gelegen.

Können wir so in ihren groben Zügen auch zwei Siedlungszüge im allgemeinen erkennen, so schließt dies nicht aus, daß an den Peripherien einige Eigenbröder, Sonderlinge und Wellferne ihre Hütten bauten. Da lebte da unten im Norden der „Heidkämpfer“ und weiter nach Osten der „Fiepelkämpfer“. Und im tiefen Urmalde, am einsamen Waldwege nach Ratingen hauste ein schämen den Wildbäcker, der Siepenkötter.

Ferner haben wir hier die vorgeschobenen Pöten nach Ratingen-Gegensteid zu erwähnen „am Schwarzenbrud“, „an der Koff“ und an den „Hilsdieken“. Haben wir mit dieser Aufzählung die Hofschaff Lintorf bezüglich ihrer Siedlungen im Mittelalter so ziemlich erschöpft, so sagen uns doch noch alle Verträge (alte Markenverzeichnisse), daß zwischen den Niederlassungen zu unterscheiden ist zwischen alten Kotten und deren anderen. Wenn wir diese sogenannten alten Kotten heraus-schälen, dann liegt vor uns die alte Hofschaff Lintorf mit ihrem ursprünglichen Anwesen. Und diese alten Wohnun-gen lagen fast ausschließlich an Bachnähe und Handels-straße und auch hier noch klug ausgewählt, da eine kleine Erhebung, hier ein Wasserlein, dann eine Wiese oder Lich-tuna, eine Pödung und bergt. Alles zeigt uns klar, wie trefflich unsere Vorfahren das Terrain nach An siedelungs-möglichkeiten auskundschafteten.

Heute zeigt Lintorf ein anderes Bild. Neue Straßen-züge entstehen und die klaffenden Büden zwischen den einzelnen Häusern und Häusergruppen schwinden mehr und mehr.

Heinrich Schmitz

(Entnommen aus der „Volkszeitung für die Bürgermeisterei Angermund“ vom 9. August 1925)

Natürlich ist der Verein Lintorfer Heimatfreunde wieder auf dem Lintorfer Weihnachtsmarkt am 10. und 11. Dezember 1994 vertreten.

Wir bieten an:

Die neue Quecke Nr. 64

Quecken Nr. 1-63

Quecke-Sammelbände

Lintorfer Dokumente Nr. 1-3

Foto-Motive aus Alt-Lintorf

Bücher von Theo Volmert:

„Lintorf – Berichte, Dokumente,

Bilder aus seiner Geschichte“

Bände 1 und 2

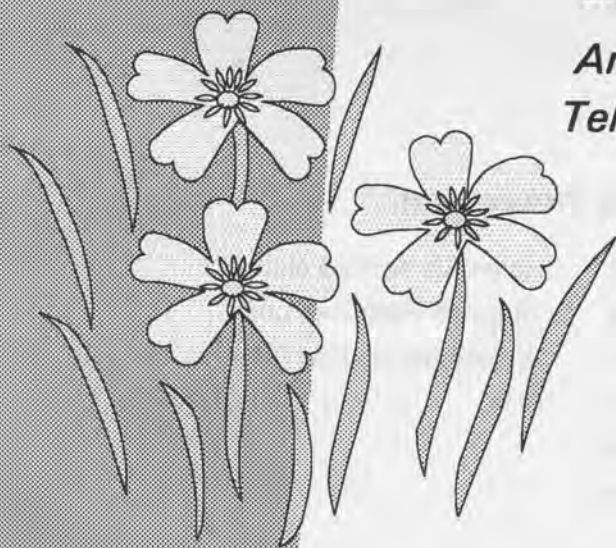
„Eine bergische Pfarrgemeinde“

„Hösel“

„Mehr Heiteres als Ernstes“

... und andere heimatkundliche Literatur aus Ratingen und dem Angerland!

Energiesparen
lohnt sich bestimmt!



Energieberatung Lintorf

Am Potekamp 20

Telefon 02102/457376

RWE Energie
Regionalversorgung Reisholz

Deutschlands größte Gesundheitsbewegung.



Aktion: Überlegen bewegen.

Regelmäßige Bewegung ist das A + O für ein gesundes Leben. Ob Sie sich auf den Kopf stellen, laufen oder untertauchen - wir helfen Ihnen, sich von Kopf bis Fuß gesund zu bewegen.

Holen Sie sich die aktiven Tips zum Fitbleiben und Wohlfühlen jetzt bei Ihrer AOK.

**AOK Rheinland
Die Gesundheitskasse**

Regionaldirektion Kreis Mettmann

Für Ihre Gesundheit machen wir uns stark.

AOK
Die Gesundheitskasse.

Der Vierstein

- Ein Lintorfer Grenzstein im Duisburger Wald -

In der „Quecke“ des vergangenen Jahres wird ausführlich auf die Auseinandersetzungen eingegangen, die sich vor der kommunalen Neugliederung im Jahre 1929 zwischen Düsseldorf und Ratingen abspielten.(1) Es gelang der Großstadt Düsseldorf nicht, ihre Grenzen auf Ratinger Stadtgebiet auszudehnen. Dagegen wurden die Gemeinden im nördlichen Umfeld von Ratingen in den Sog der Großstadt Duisburg gezogen. (2)

Aus der aufgelösten Landbürgermeisterei Angermund kam u.a. der alte Gemeindeverband Huckingen vollständig zu Duisburg (3), zu ihm gehörte auch Großbaum mit dem nordöstlich davon gelegenen Waldgebiet der Huckinger Mark. Die Stadt Angermund behielt zwar als amtsangehörige Gemeinde ihre kommunale Selbständigkeit, mußte aber den Ortsteil Rahm mit der nordöstlich davon gelegenen Grindsmark an Duisburg abtreten. Auch die Gemeinde Lintorf blieb als amtsangehörige Gemeinde bestehen; nur verlor sie aus der Lintorfer Mark den östlich der Grindsmark gelegenen Waldmark-Bereich.

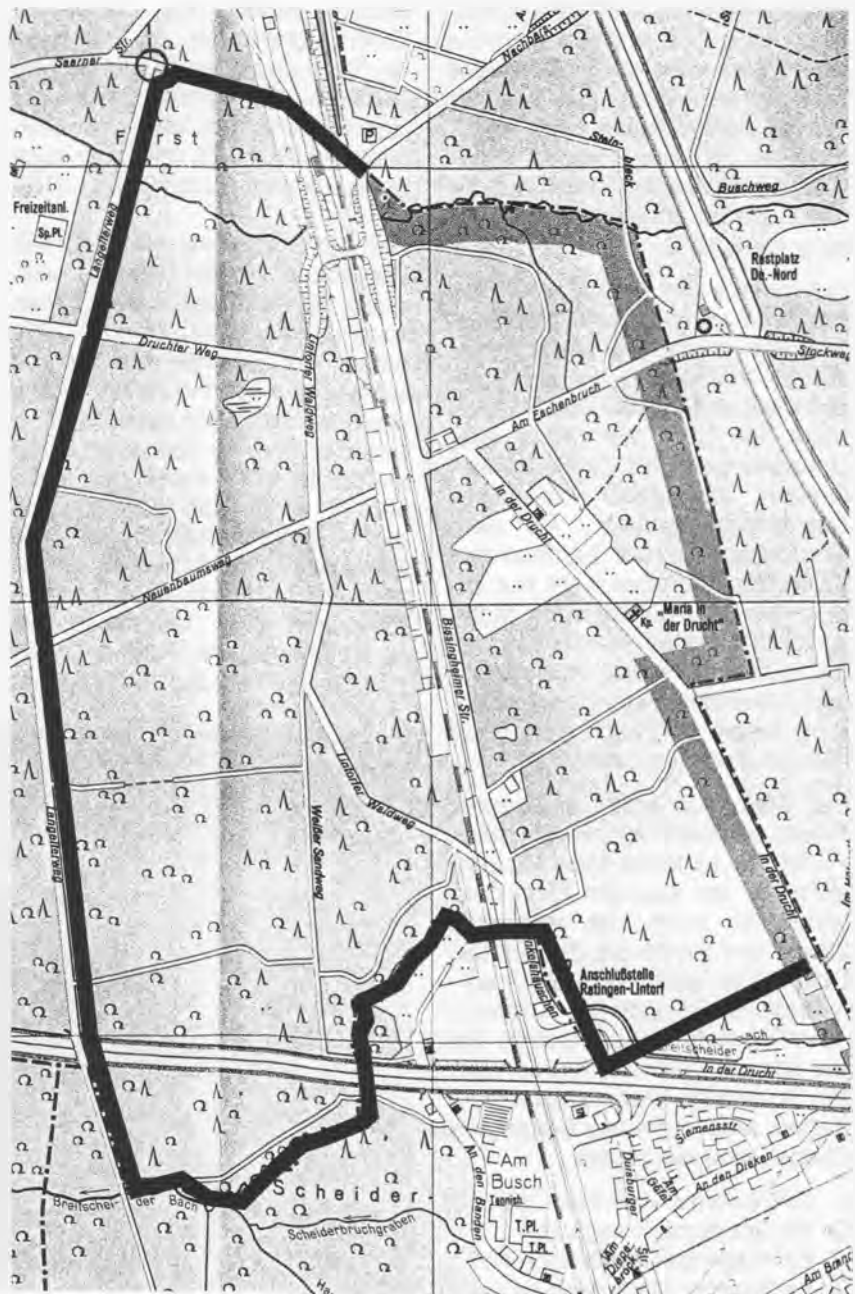
Dieser Gebietsverlust ist wohl nur noch wenigen älteren Lintorfer Bürgern in Erinnerung. Die große Duisburger Stadtgeschichte bringt hierüber nur einen kurzen Satz: „Außerdem kamen .. als Grenzregulierungen kleinere Teile von Lintorf .. zu Duisburg“ (4). Es ist wohl leicht untertrieben, hier nur von kleinen Lintorfer Teilen zu sprechen. Im Verhältnis zur Duisburger Gesamtstadt war die Fläche klein; für Lintorf aber handelte es sich um eine größere Waldfläche mit einer Höchstlänge von etwa 2,5 km und einer Höchstbreite von etwa 1,5 km, die auch eine gewisse historische Bedeutung hat.

Theo Volmert hat 1971 den Ausschnitt aus einer Katasterkarte der Gemeinde Lintorf aus dem Jahre 1826 veröffentlicht (5). Die

Umriss der Lintorfer Waldmark im Norden sind klar zu erkennen. Als Westgrenze ist die „Gde. Angermund-Rahm“ angegeben, das ist hier die Grindsmark. An der Ostgrenze vermerkt die Karte die „Gemeinde Breitscheid“, das ist hier ein Teil des Staatsforstes Benrath, der bei der kommunalen Neugliederung am 1.1.1975 zu Mülheim an der Ruhr umgemeindet wurde. An der Nordgrenze steht die „Gde. Saarn“ das ist hier die Saarner Mark, die schon vor der kommunalen Neugliederung

im Jahre 1929 zu Mülheim gehörte.

Da die weiteren Angaben in der Karte von 1826 nur schwer lesbar sind, wird davon abgesehen, sie jetzt in der „Quecke“ erneut abzudrucken. Ein Ausschnitt aus einem aktuellen Stadtplan (6) mit dem von Hand nachgetragenen westlichen, östlichen und nördlichen Grenzverlauf der nach Duisburg umgemeindeten Teile der Lintorfer Mark ist für eine zeitnahe Information des Lesers sicher interessanter.



Die Erinnerung an die Lintorfer Waldmark wird in der Karte durch die Wegbezeichnung „Lintorfer Waldweg“ für eine uralte Verbindung nach Alt-Duisburg (7) aufrechterhalten. An alte Flurbezeichnungen in diesem Stück der Lintorfer Mark erinnern auch die Weg- bzw. Straßenbezeichnungen „In der Drucht“ (im unteren Teil gleichzeitig östliche Gemarkungsgrenze), „Druchter Weg“, „Am Eschenbruch“ und „Langelterweg“ (gleichzeitig westliche Gemarkungsgrenze). Der Langelterweg überschreitet im nördlichsten Teil der Lintorfer Waldmark den Haubach und stößt kurz danach auf einen Waldweg, der sich wie eine Abzweigung der Saarner Straße in Duisburg-Großenbaum bis zur Straße „Zum verschwiegenen Zoll“ (8) hinzieht. Und nahe dieser Wegeeinmündung steht eine ganz besondere historische Rarität, die bis vor einigen Jahren kaum einer kannte. Erst der Bürgerverein Duisburg-Großenbaum/Rahm hat ihr 1991 wieder angemessene Geltung verschafft.

Auf Befehl des Heltorfer Grafen von Spee vermaß vor rd.200 Jahren der vereidigte Landmesser Johann Wilhelm Lücker die Grenze zwischen Lintorfer und Saarner Mark. (9) „Zur Verhütung aller Unordnungen und Zwistigkeiten“ wurden fortlaufend nummerierte Grenzsteine gesetzt. An dem Grenzstein mit der Laufnummer 87 trafen sich aber nicht nur die Lintorfer und die Saarner Mark, sondern auch die Grindsmark und die Huckinger Mark, so daß diesem Stein eine besondere Bedeutung zukam und auch wohl noch heute zukommen sollte.

Der Stein aus grob behauenenem Granit markiert den nördlichsten Punkt der Lintorfer Mark. Er ragt etwa 35 cm aus der Erde; das entspricht auch der weitesten Länge und Breite am Boden. Die Oberfläche ist uneben. Die Laufnummer 87 ist noch gut zu erkennen. Die Anfangsbuchstaben der vier Marken, die seit Jahrhunderten an dieser Stelle zusammentreffen, sind in die vier Seiten des Steines eingeschlagen:

L für Lintorfer Mark nach SO
 G für Grindsmark nach SW
 H für Huckinger Mark nach NW
 S für Saarner Mark nach NO

Unter dem S steht die Jahreszahl 1791. Früher ragte der Stein aus dem bloßen Waldboden und war je nach Jahreszeit dem Blick durch Strauchwerk entzogen. Heute steht er frei im Mittelpunkt eines gepflasterten Kreises mit einem Radius von etwa zwei Metern. Die Gemarkungsecken sind durch Kreissegmente angedeutet, in denen die Anfangsbuchstaben der vier Marken durch hellere Pflastersteine hervorgehoben sind. Eine Hinweistafel und zwei Sitzbänke runden die Anlage ab, die der Bürgerverein so hergerichtet und in die Obhut der Stadt Duisburg gegeben hat.

Ursprünglich dürfte hier für jede Mark ein eigener Stein gestanden haben. Im allgemeinen Sprachgebrauch waren das „Doe vier Steen“, und auch, als nur noch ein Stein den Grenzpunkt der vier „Marken markierte“, blieb die Bezeichnung „an den vier Steinen“ bestehen. Es wird aber auch vom „Vierstein“ gesprochen. (10)

Daß der Grenzstein mit Sicherheit Vorgänger gehabt haben muß, ergibt sich schon aus dem hohen Alter der Marken. „Bereits 1052 hatten der Edelherr Franko und seine Frau Werinhild der Abtei Werden ihre Besitzungen in der .. Lintorfer Gemark übergeben, und am 25.11.1193 bestätigte Heinrich IV. dem Stift Kaiserswerth die Waldgrafschaft über die Gemarken Lintorf, Saarn, Grind, Ungesham“ und acht andere Gemarken (11). Ungesham ist nach Günter von Roden „ohne Zweifel ein Teil des Großraumes

der Huckinger Mark“.(12) Die Größe der vier Gemarken hat sich im Laufe der langen Zeit sicher verringert. Nach Heinrich Schmitz hatte die Mark Lintorf beinahe 5000 Morgen; das umfaßt aber die Mark insgesamt und nicht nur den 1929 nach Duisburg umgemeindeten Waldteil. Zur Huckinger Mark gehörten etwa 4000 Morgen, und die Grindsmark umfaßte 641 Morgen. Die Saarner Mark gehörte wie die Duisburger und die Speldorfer Mark zu den Großmarken, die eine Fläche von über 2500 bis etwa 4000 Morgen aufwiesen.(13)

Es würde zu weit führen, hier alles zusammenzutragen, was sich seit dem 12. Jahrhundert in und mit den Gemarken abspielte. Daher sollen nur fünf Daten berücksichtigt werden.

Am 3.11.1561 erhielt die Gemarken-Ordnung die „fürstliche Sanktion“, die im Jahre 1568 von den Anerben (14) und der berechtigten Ritterschaft in Lintorf „nach allerhand gehabten Bedenken .. vorbereitet und in Schrift gebracht“ wurde. (15)

Am 18.8.1746 war eine Begehung der Grenze zwischen der Lintorfer und der Saarner Mark. Solche Grenzbesichtigungen hatten früher besondere Bedeutung. Man sprach von dem Gang über die Grenzfurchen, dem „Vurgang“, um die Kenntnis der Grenzen bewußtzuhalten. Auch wurde untersucht, ob die Grenzsteine und Furchenpfähle (Vurpaell) noch an den richtigen Stellen



standen und ob an markanter Stelle ein Baum nachgepflanzt werden mußte. Die kundigen Leute nahmen auch die Jugend mit auf den Weg und stießen sie zuweilen mit dem Hosenboden auf die wichtigsten Grenzsteine, zu denen sicher auch der „Vierstein“ gehörte, um ihrem Erinnerungsvermögen nachhaltige Wirkung zu verschaffen.(16) Den Grenzgang entlang der Lintorf/Saarner Markengrenze im Jahre 1746, der beim „Lintorfer Holzgeding“ beschlossen worden war, schildert Georg Opdenberg: (17)

„Der Jäger Johann Adam Schlottmann, der „Holzgerichter“ Wilhelm Pannhus, die Förster Moritz Weltersberg, Peter Drost, Heinrich Hinhen und Stoffel Hüttenböggell und einige Saarner Grundbesitzer, deren Grundstücke von dieser Grenze betroffen wurden, machten sich auf den Weg, um an dem vorher vereinbarten Punkt „an den vier Steinen“, der die vier Marken Saarn, Lintorf, Grind und Huckingen scheidet, auf die dort schon wartenden Herren Mayr, Kellner von Angermund, Anthoni Neberlehn, Jäger zu Winckelhaußen „mit Förster und Erben von den dreyen Marken“ und den Gerichtsschreibern und Schöffen zu treffen. Nachdem sich die Grindorfer und Huckinger verabschiedet hatten, begann man mit der „Erforschung des alten Fohrganges“ zwischen Saarn und Lintorf. Ausgehend von dem Stein, der die vier Marken scheidet, ging man zum „Stein im streitbaren Ort“ (18) und von dort aus weiter zum Haubach. Zwischendurch wurde eine „Hagbuche“ begutachtet, die zur Kennzeichnung von beiden Seiten neu eingekerbt worden war. Weiter ging es nun „biß an Lucas Büschgen, wo die Bach herauskombt“. Und weil nun an dieser Stelle der Bach so breit ist, daß ein Fußgänger ihn nicht jederzeit passieren konnte, wurde von beiden Seiten beschlossen, „einen Brügell oder Steig darüber durch beiderseits Förster“ anlegen zu lassen, wozu ein Baum ausgewählt wurde, der „mit den Wurzeln auf dißseitig Saarner in der Erde, mit übrigem Gehölz aber ganz über die Bach und auff Lindorffer Mark gehangen“. Einige Zeit später, unweit

des „Armen Häußgens“, sollte es direkt über Schmahlscheiders Feld hinuntergehen. Da „daßselbe aber noch voller Frucht gestanden, seynd wir durch die dißseitige Mark langs die Hecke herunter bis auff den dicken großen Heister oder Eichellbaum“ gegangen. .. An Stockcamps Kuhlen traf man auf einen Stein, der auf der einen Seite mit S M 1727 und auf der anderen Seite mit L M 1727 gekennzeichnet war. Hier hatten „von alters“ zwei Grenzbäume gestanden, der eine auf Lintorfer, der andere auf Saarner Seite. Und weil die Lintorfer zu ihrer Seite hin wieder einen schönen, jüngeren gepflanzt hatten, wurde den beiden Saarner Förstern aufgegeben, auch diesseits einen zu pflanzen, „und wohl acht zu haben, daß er zum wachsen kähme“.

Am 21.8.1801 nahm Graf Carl Wilhelm von Spee als Waldgraf zu einem Antrag Stellung, Lintorfer Mark, Grindsmark und Huckinger Mark aufzulösen bzw. aufzuteilen. Antragsteller war Johann Gottfried Brügelmann, dessen 1783 gegründete Baumwoll-Spinnereifabrik heute in Ratingen ein Industriedenkmal ersten Ranges ist. Die ablehnende Stellungnahme beginnt wie folgt:

„Ein gewisser Commerzienrath Brügelmann hat vor mehreren Jahren in hiesiger Gegend eine Baumwoll-Spinn-Machine errichtet, wodurch er sich ein solches Vermögen erworben, dass er in diesem Frühjahre ein zum Verkauf gebrachtes rittersitzliches Gut (Bockum) acquirirt hat, welches Gut auf den hiesigen Gemarken-Waldungen, die einen Theil des wilden Gestüts ausmachen, berechtigt ist. Da ein solcher Kaufmann seine Procente gut zu berechnen weiss, so ist er auf den Gedanken gekommen, die Gemarken-Waldungen unter die Erben zu theilen.“(19)

Es folgt dann eine ausführliche Begründung gegen die Teilungsbestrebungen, jedoch letztlich ohne Erfolg.

Am 26.11.1816 hat die Königlich-Preußische Regierung die Teilung verfügt. Das Gemeinschaftseigentum der Markberechtigten zerfiel in Einzeleigentum. (20)

Die Grenzgänge in früheren Zeiten hatten ein sympathisches Nachspiel. Im Jahre 1961 begingen Großenbaumer Heimatfreunde die alte Grenze zwischen der Huckinger Mark und der Grindsmark bis hin zu den „vier Steinen“. (21) Und im Jahre 1992 trafen sich Mitglieder des Mülheimer Kunstvereins unter fachkundiger Führung, ausgerüstet mit Feldzirkel und Vermessungsgeräten, zu einem Grenzgang von den vier Steinen bis an die Ruhr“. Aus dem Protokoll, das der Vermessungsfachmann Georg Opdenberg führte, soll der Abschnitt über die frühere Grenze zwischen Lintorfer Mark und Saarner Mark zitiert werden:

„Vom Stein Nr. 87 geht es nun in Richtung Osten über die Steine Nr. 88 und 89, die in einem Abstand von 20 Ruten gesetzt sind. Die folgenden Steine sind nicht mehr vorhanden, aber der kleine Grenzgraben mit dahinterliegendem Grenzwall ist noch bis kurz vor dem Bahnkörper der Verladestation sichtbar. Hier sind wir das erste Mal gezwungen, den direkten Grenzverlauf zu verlassen. Der Gleiskörper stellt sich uns in den Weg. Nach einem kurzen Fußmarsch und Überquerung der Bahn mit Hilfe einer Brücke tauchen wir in den fast mannshohen Königsfarn ein, um zu dem Grenzstein Nr. 97 zu gelangen, der unsere Grenze am Haubach wieder markiert. Der riesige, unbehauene und stark bemooste Grenzstein wirkt wie ein Teil der Landschaft, des Waldes und des Baches. Entlang des stark mäandrierenden und tief eingegrabenen Haubaches folgen wir nun der Grenze durch das Unterholz bis zum Stein Nr. 102. ... Wo der Weg „Steinbleck“ unsere Grenze kreuzt, liegt der wiederaufgefundene Stein Nr. 103 in einer Schonung. (22)

Die gemeinsame Grenze zwischen Lintorfer und Saarner Mark ist hier zu Ende. Zwischen der Bundesbahn und dem Weg Steinbleck ist sie heute ein Teil der Stadtgrenze zwischen Duisburg und Mülheim.

Hermann Wenz
Beigeordneter der Stadt Ratingen i.R.

Anmerkungen:

- 1) Klaus Wisotzky, „Die Mittelstadt ist den Bewohnern noch eine Heimat“, in: Die „Quecke“ Nr. 63 (1993), S. 93 - 96.
- 2) Gesetz über die kommunale Neugliederung des Rheinisch-westfälischen Industriegebietes vom 29. Juli 1929, in: Preußische Gesetzsammlung, S. 111.
- 3) Ebenso erging es dem Gemeindeverband Mündelheim, doch kann das im Zusammenhang mit dem Thema unberücksichtigt bleiben.
- 4) Günter von Roden, Geschichte der Stadt Duisburg, Bd. 2, Duisburg 1974, S. 249.
- 5) Theo Volmert, Lintorf vor 150 Jahren, in: Angerland Jahrbuch Bd. 2 (1971), S. 46 - 56, hier: Bl. XII.
- 6) Stadtplan von Mülheim (1992)
- 7) Der Kalkweg nach Duisburg hatte damals eine große Bedeutung als Fahrstraße. Siehe Heinrich Schmitz, Angermunder Land und Leute, Teil 2, Duisburg 1926, S. 33.
- 8) Die Straße „Zum verschwiegenen Zoll“ ist an dieser Stelle ein Stück des alten Kalkwegs nach Duisburg. Schellberg/Homann führen diesen Namen darauf zurück, daß Schmuggler nicht immer bereit waren, „für den geladenen Kalk dem bergischen Herzog den geforderten Zoll zu zahlen“. Heinrich Schellberg/Hans Homann, Eine Begehung der Grenze zwischen der Huckinger- und der Grinds-Mark, in: Heimat Duisburg 1964, S. 104 -111
- 9) Georg Opdenberg, Von den vier Steinen bis an die Ruhr, in: Mülheim an der Ruhr Jahrbuch 93, S. 257 - 261, S. 258.
- 10) Schellberg/ Homann, a.a.O.I, S.104.
- 11) Heinrich Ferber, Die Gemarken im Amte Angermund, in: Beiträge zur Geschichte des Niederrheins (Düsseldorfer Jahrbuch) Bd. 7 (1893), S. 67 - 99, S. 68.
- 12) von Roden, a.a.O., S. 274.
- 13) Heinrich Schmitz, Geschichtsbilder aus dem Landkreise Düsseldorf, Bd. 1, Lintorf 1921, S. 43.
- 14) Anerben oder Erben waren die berechtigten Markgenossen. An sie erinnert z.B. die Walderbenstraße in Duisburg-Großenbaum.
- 15) Ferber, a.a.O., S. 71ff.
- 16) Schellberg/Homann, a.a.O.. S. 109
- 17) Opdenberg, a.a.O., S. 257f.
- 18) Der Forstbereich „Streitbarer Ort“ bildet die nördliche Spitze der alten Lintorfer Mark. Nach Schellberg/Homann, a.a.O., S. 110 war er einmal ein „Streitobjekt zwischen der Lintorfer und der Grindsmark. Er war mithin bestreitbar. Für alle übrigen Forstorte der Lintorfer Mark bildete der Haubach die Grenze. Nur im Streitbaren Orte reichte sie über den Haubach hinaus.“
- 19) Ferber, a.a.O., S. 87.
- 20) Zur Markenteilung im Rheinland siehe Wilhelm Engels, Ablösung und Gemeinheitsteilungen in der Rheinprovinz, Bonn 1957.
- 21) Schellberg/Homann, a.a.O., S. 104
- 22) Opdenberg, a.a.O., S. 259f.



Stadtwerke Ratingen GmbH

Wir bringen Sie auf den richtigen Weg

„Erdgas“ - die überzeugende Energie mit vielen Pluspunkten

- **Rückstandsfrei**
verbrennt ohne Rauch und Ruß
- **Schadstoffarm**
praktisch keine schadstoffbildenden Bestandteile
- **Emissionsarm**
Bildung von Stickstoffoxid und Kohlendioxid deutlich geringer
- **Unterirdischer Transport**
keine Belastung der Verkehrswege, Lieferung rund um die Uhr
- **Energiesparend**
hohe Energieausnutzung mit modernster Technik, denn eingesparte Energie belastet unsere Umwelt nicht

Wir sind Ihr Partner für Energie

erdgas
Sonnenwärme aus der Erde

Wie ich nach Lintorf kam und die Leitung der evangelischen Volksschule übernahm



Die evangelische Volksschule am Graben
(heute: Eduard-Dietrich-Schule) in den 50er Jahren

Diese Geschichte klingt etwas abenteuerlich, aber gerade darum ist sie vielleicht des Erzählens wert.

Nachdem ich zweimal die Bitte meines Oberschulrats Elschenbroich ausgeschlagen hatte, mich um die Leiterstellen zweier großer Duisburger Volksschulen zu bewerben, kam er eines Morgens mit einem neuen Vorschlag, mit einer Bitte: Aus ganz bestimmten Gründen möge ich mich doch um die Leitung einer kleinen evangelischen Schule vor den Toren Duisburgs, in Lintorf nämlich, bewerben. Die bestimmten Gründe, so deutete er mir an, seien der Umstand, daß sich drei Lehrer der Schule um die Leiterstelle beworben hätten, die Regierung aber eine Gefährdung des Arbeitsfriedens befürchte, wenn einer davon zum Leiter ernannt würde. Da ich ihm aus meiner Tätigkeit in der Junglehrerarbeitsgemeinschaft, als Ausbildungsleiter für Aushilfskräfte 1946 und als Leiter der naturwissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft bekannt sei, habe er mich der Regierung empfohlen. „Aber“, so fügte er hinzu, „ziehen Sie nicht nach Lintorf, denn wir möchten Sie als Leiter einer Duisburger Schule sehen.“

Um mir die Situation in Lintorf aus der Nähe anzusehen, fuhr ich mit meiner Frau an einem schönen Maimorgen nach Angermund, und wir wanderten durch den Wald nach Lintorf. Wir waren von der herrlichen Natur begeistert. Da blühten der Aaronstab, das Lungenkraut, das Salomonssiegel, Knabenkräuter wuchsen in Mengen und an den Tümpeln strahlte die Iris.

In der Gaststätte Walter Mentzen („Am Kothen“) tranken wir Kaffee und erkundigten uns nach der evangelischen Schule. Es berührte uns merkwürdig, daß man uns keine brauchbare Antwort geben, ja nicht einmal die Namen der Lehrer nennen konnte.

Ich betrachtete die Schule, die gerade einen bescheidenen Anbau erhalten hatte, aber für meine großstädtischen Begriffe sich doch recht bescheiden ausnahm. Immerhin hatte Oberschulrat Elschenbroich mir versichert, daß die Gemeinde sehr schulfreudig sei und ich sicherlich mancherlei dort erreichen könne. So gab ich dem Drängen meines Oberschulrats schließlich nach und bewarb mich um die Leiterstelle an der evangelischen Volksschule in Lintorf.

Dann hörte ich nichts mehr von meiner Bewerbung und Versetzung und war froh darüber, denn mittlerweile waren mir doch einige Schwierigkeiten bekanntgeworden, insbesondere wurde mir auch die Zumutung der täglichen Fahrt von Duisburg-Meiderich mit Umsteigen in Mülheim und Duisburg-Wedau bewußt; ich sollte ja nicht von Duisburg fortgehen.

Da kam einen Tag vor den Sommerferien mein Oberschulrat zu meiner Schule, brachte zugleich meine bei der Stadt geführte Personalakte mit und bat mich, noch an demselben Tag zur Regierung nach Düsseldorf zu fahren und dem Oberregierungs- und schulrat Sienknecht die Akte zu übergeben. Also fuhr ich nach Düsseldorf und meldete mich bei dem zuständigen Oberregierungsrat Sienknecht, der etwas verlegen mitteilte: „Ihre Personalakte ist seit einigen Wochen nicht mehr aufzutreiben, darum habe ich Duisburg um Ihre Akte gebeten.“ Bei soviel Komplikationen war ich es leid geworden, mich nach Lintorf versetzen zu lassen und ließ das auch den Dezernenten wissen. Da nahm er mich in den Arm und bat mich dringend, meine Bewerbung aufrechtzuerhalten. Da meine Bewerbung aber auch in der Regierung nicht aufzutreiben war, forderte er mich auf, an seinem Schreibtisch noch einmal Bewerbung und Lebenslauf zu schreiben. Mag sein, daß es sein Charme war, es kann auch seine Autorität gewesen sein, die mich bestimmte, seinen Wunsch zu erfüllen.

Tatsächlich erhielt ich dann zum 1. Oktober 1950 die Verfügung über meine Versetzung nach Lintorf als Leiter der evangelischen Volksschule. Es gelang mir jedoch durch ein Gespräch mit der Regierung, diese Versetzung um einen Monat zu verschieben, da ich in meinem alten Kollegium bei einer Ausflugsfahrt meinen Ausstand geben wollte. Die Regierung versäumte jedoch, dies meinem künftigen Schulrat

Louis mitzuteilen, so daß er mich etwas ungnädig empfing, als ich mich erst am 1. November zum Dienst meldete. Ein Blick in meine Versetzungsverfügung klärte jedoch alles auf. Den wahren Grund gab ich natürlich nicht an.

So kam ich von einer großen 18-klassigen Großstadtschule in Duisburg mit einem aktiven, pädagogisch sehr aufgeschlossenen Kollegium und aus einer verantwortlichen Arbeit mit jungen Lehrern und als Leiter einer großen naturwissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft nach Lintorf an eine damals 6-klassige Dorfschule. Ich war außerdem Mitglied des Presbyteriums meiner Kirchengemeinde und Leiter der kirchlichen Jugendarbeit. Der Wechsel fiel mir nicht besonders leicht.

Begreiflicherweise wurde ich von den enttäuschten Kollegen nicht besonders herzlich empfangen. Jeder Kollege aber hatte auch seine „Hausmacht“ in der Elternschaft hinter sich, so daß auch die Elternschaft mich nicht besonders freundlich als neuen Leiter der Schule registrierte. Unverständlich für mich war es auch, daß ich vom Schulrat nicht offiziell in mein neues Amt eingeführt wurde; das besorgte ich eben selbst.

Nach einer Woche lud ich die Elternschaft der Schule zu einer Versammlung ein und stellte mich und mein pädagogisches Programm vor. Ich verspürte keinen Widerstand, fand sogar Kontakt und war auch erfreut über die positive Einstellung vieler Eltern zur Schule.

Als ich mich tags darauf bei meinem Dezernenten in der Regierung meldete, empfing er mich mit den Worten: „Sie leben noch?“ Ich berichtete ihm vom Verlauf der ersten Elternversammlung. Da informierte er mich darüber, daß am Tage meines Dienstantritts in Lintorf zwei Elternvertreter bei ihm mit einer Liste mit 200 Unterschriften vorstellig geworden seien, um gegen meine Einweisung als Schulleiter in Lintorf zu protestieren. „Mir ist ein Stein vom Herzen gefallen, daß die Eltern in ihrer Elternver-

sammlung nicht revoltiert und Sie offenbar angenommen haben“, war sein Kommentar zu meinem Bericht.

Begreiflicherweise war die Arbeit mit dem Kollegium zunächst etwas schwierig. Doch allmählich faßten die Kolleginnen und Kollegen Vertrauen zu mir, und auch die Elternschaft war mir bald zugetan.

Als ich mich nun eingehender in der Schule umsah, mußte ich feststellen, daß es keinerlei Arbeitsgerät für den naturwissenschaftlichen Unterricht gab. Das vorhandene Kartenmaterial war veraltet, z.T. unbrauchbar. Es gab weder einen Diaprojektor noch ein Epidiaskop und erst recht keinen Filmapparat für Unterrichtsfilme. Ich war entsetzt. Ich fragte die Kollegen nach dem Etat für die Schule. Sie sahen mich verständnislos an: „Wenn wir Kreide oder Schwämme brauchen, erhalten wir die vom Amt,“ war ihre Antwort. Ich ging zum Amt. Der Leiter der Schulabteilung, Herr Kaufmann, war ebenso ver-

ständnislos, als ich nach dem Etat meiner Schule fragte. „Ich will wissen, über welche Finanzmittel meine Schule in 1951 verfügen kann“, war meine direkte Frage. Herr Kaufmann ging nicht darauf ein und fragte nur, was wir brauchten. Ich hatte mir aber einen Haushaltsplan der Gemeinde besorgt und wies auf den Etatansatz für Schulen hin. Da der Etatansatz nicht nach Schulen aufgeschlüsselt war, machte ich den Vorschlag, ihn entweder nach der Klassenzahl oder nach der Schülerzahl aufzuschlüsseln. Das behagte dem Herrn Oberinspektor nicht, weil er stets nach Gutdünken verfahren war. Die Aufschlüsselung ließ ich daher im Schulausschuß des Rates durch die Politiker vornehmen, was den Verwaltungsbeamten sichtlich erschütterte.

Die tägliche Fahrt von Duisburg-Meiderich nach Lintorf mit Umsteigen in Mülheim und Wedau war kein Vergnügen, zumal auf der Strecke nach Wedau nur drei Paar Züge täglich verkehrten, und



Geographie-Unterricht in den 50er Jahren

ich morgens schon um Viertel nach 5 Uhr aus dem Hause mußte, um meinen Dienst um 8 Uhr in Lintorf antreten zu können. Ebenso mußte ich entweder nach 13 Uhr oder erst gegen 22 Uhr zurückfahren. Es war schlicht unerträglich. Ich besaß ja damals noch kein Auto.

Als die Gemeinde mir dann in der Schule die Lehrerwohnung anbot, die zwar keinen Vergleich mit unserer komfortablen Wohnung in Duisburg-Meiderich aushielt, sagte ich zu, und wir zogen am 18. Mai 1951 nach Lintorf. Weinend durchlebte meine Frau die Fahrt von Meiderich nach Lintorf. Zwar rissen die Verbindungen zu den alten Freunden nicht ab, aber es war doch eine Trennung.

Durch Theo Volmert, mit dem uns bald herzliche Freundschaft verband, geriet ich unversehens in die Arbeit des Heimatvereins, wurde Schriftführer, machte vierzehntägige Wanderungen in die engere Heimat, hielt Vorträge und bald wurde meine Schule auch der Mittelpunkt von Literatur- und Konzertveranstaltungen. Ich war noch kein Jahr in Lintorf, als eine Abordnung des Duisburger Schulausschusses bei mir eintraf und mich aufforderte, mich um die Leitung einer großen Schule in Mittelmeiderich zu bewerben. Auch mein alter Pfarrer bat mich, die Leitung einer Schule in Meiderich zu übernehmen.



Schüler bei der Werkarbeit

Aber nun begann ich, mit allen Kräften und viel Freude die Arbeit in meiner Schule zu intensivieren. Ich rief wieder eine naturwissenschaftliche Arbeitsgemeinschaft der Lehrer ins Leben und erhielt dazu sogar vom Kreis Mettmann zehn große Arbeitsmikroskope und ein Mikrotom. Ebenso erhielt ich die Leitung einer Junglehrer-arbeitsgemeinschaft.

In meiner Schule gab es einen großen Aquarienraum mit zwölf großen Aquarien, in denen außer drei- und neunstacheligen Stichlingen Fische aus dem Duisburger

Tierpark zur Nachzucht lebten. Es gab einen Schulgarten mit 750 Quadratmetern und einem großen Teich, und schließlich gab es auch eine Gruppe Schüler, die Flugmodelle bauten und flogen.

Selbst meine Frau, die schweren Herzens nach Lintorf gekommen war, hatte sich ihren Kreis gebildet, so daß sie, als ich nach Dortmund versetzt wurde, keine Anstalten machte, Lintorf zu verlassen. Wir lieben dieses Lintorf mit all seinen Schönheiten und Problemen.

Friedrich Wagner

Gasthof Gut Porz



Unsere Öffnungszeiten:
Mo.-Sa. 17.00 - 1.00 Uhr
Küche von 18.00 - 22.30 Uhr
An Sonn- und Feiertagen sind wir
ab 11.00 Uhr durchgehend für Sie da.
Dienstag Ruhetag

40885 Ratingen-Lintorf · Hülsenbergweg 10
Telefon: 021 02/371 87

Als das Wäschewaschen noch Spaß machte „Große Wäsche“ anno 1924

Wäsche waschen, das ist eine unangenehme Tätigkeit. Denn kaum ist die Wäsche sauber gewaschen und gebügelt, so ist der Wäschekorb bereits wieder randvoll mit schmutziger Wäsche. Wäsche waschen, das hätte auch als Vorlage für die berühmte Sisyphusarbeit dienen können.

Bei dem Gedanken an die armen Hausfrauen in der Zeit, als es noch keine elektrische Waschmaschine gab, befällt die „moderne Hausfrau“ deshalb wohl nur ein mitleidiges Lächeln. Die Wäscheberge, die in einer vierköpfigen Familie - mit zwei kleinen Kindern - anfallen, möchte niemand mit der Hand waschen müssen.

Wie aber sah die „Große Wäsche“ anno 1924 in Lintorf wirklich aus? Lene Frohnhoff (80), geborene Hey, erinnert sich an die aufwendige Prozedur:

„Wäsche gewaschen hat Mutter alle vierzehn Tage. Wir waren im Soumagne-Haus (heute Speestraße 40) zu vier Familien. Zwei Familien haben immer gemeinsam gewaschen, so daß alle zwei Wochen die „Große Wäsche“ vor der Tür stand.

Es begann am Samstagnachmittag. In der Waschküche wurde der Waschzuber mit heißem Wasser gefüllt, und ich konnte baden. Nachdem ich fertig war, wurden der größte Schmutz abgeschöpft und zwei Eimer heißes Wasser nachgefüllt. Jetzt war Lisbeth, meine kleine Schwester an der Reihe. Wann Vater oder Mutter gebadet haben, weiß ich nicht. Ich habe es nie gesehen.

Nachdem Lisbeth gebadet hatte, wurde wieder der Schmutz abgeschöpft und Wasser nachgefüllt. Mutter füllte Bleichsoda ins Wasser und legte dann die schmutzige Wäsche in den Waschzuber. Die Bleichsoda war, glaube ich, von Henkel. Über Nacht blieb die Wäsche im Waschzuber.

Erst am Sonntagmorgen ging die Wäscherei weiter. Um sieben Uhr besuchten wir die Messe. Dann

gab es Frühstück. Anschließend ging Mutter in die Waschküche. Die Wäsche mußte ausgewaschen werden. Dann kam sie in den „Humpott“, so nannten wir den gemauerten Waschkessel. Seifenpulver der Firma Henkel kam hinzu.

Da unser Vater bei Holz-Kaiser arbeitete, wurde der Waschkessel mit Holz geheizt. Erst ganz am Schluß hat Mutter dann noch ein

Brikett oben aufgelegt. Wieder blieb die Wäsche über Nacht im Kessel.

Am Montagmorgen ging Mutter wieder in die Waschküche. Die Wäsche mußte auf einem Rubbelbrett ordentlich gerubbelt werden. Dann wurde sie hinter unserem Haus auf der Wiese gebleicht. Allerdings nur bei Sonnenschein. Bei schlechtem Wetter ging das natürlich nicht. Dabei



Haus an der Admiral Graf Spee-Str. Nr. 40 (heute Speestraße) im Jahre 1922.
Die Kinder im Vordergrund von links nach rechts: Leni Hey, August Koch (gefallen in Frankreich 1940), Hans Boos (Enkel von Frau Soumagne), Willi Kerkhoff (gefallen in Polen 1939), Maria Kerkhoff, Hilde Kerkhoff, Elisabeth Hey, Paul Hamacher. Links im Fenster: Frau Soumagne, Frau Christens; rechts: Frau Kerkhoff; oben: Fenster oben rechts Frau Hey, Liesel Faust, Frau Fischer

mußten wir die Wäsche ständig naßmachen, damit sie nicht steif wie ein Brett wurde.*)"

Gegen Mittag haben wir die Wäsche dann von der Bleiche geholt und in klarem Wasser ausgespült. Denn die Wäsche war nicht nur gebleicht, sie hatte auch reichlich Schmutz angezogen. Hunde und Katzen waren über die Wäsche gelaufen und die Vögel hatten ihr Bestes gegeben.

Am Abend kam die Wäsche wieder in den „Humpott“. Jetzt wurde sie mit Sil, ebenfalls von Henkel, angesetzt und aufgewärmt. Aber nicht gekocht! Hierin blieb sie bis Dienstagmorgen.

Am anderen Morgen ging Mutter also wieder in die Waschküche. Wieder wurde die Wäsche in klarem Wasser ausgespült und endlich auch auf der Wäscheleine getrocknet. Damit war die sogenannte „Große Wäsche“ beendet.

Für uns Kinder war es immer ein Erlebnis. Wir durften baden. Mutter hat es wohl auch Spaß gemacht. Denn bei der ganzen Wäscherei hat sie natürlich mit der Nachbarin ordentlich getratscht. Langweilig ist es ihnen bestimmt nicht geworden."

1937/38, so erinnert sich Marianne Preuß (65), geborene Hey, gab es in der Familie die erste „richtige“ Waschmaschine. Im Waschbottich war ein bewegliches Holzkreuz angebracht, mit dem die Wäsche ständig bewegt wurde. Allerdings mußte dieses Waschkreuz von zwei Frauen (!) mit der Hand bedient werden. Es war eine gebrauchte Waschmaschine, die die Arbeit im Heyschen Haushalt erleichterte. Sie stammte von der Familie Frohnhoff, die die erste elektrische Waschmaschine erhielt.

Christine Herdt (85), geborene Frohnhoff, erinnert sich bei der „Großen Wäsche“ ebenfalls an viel Arbeit. Aber der Wascharbeit

*) Mit der Buntwäsche wurde ähnlich verfahren. Sie kam zum Einweichen in die Lauge, die vom Kochen der Weißwäsche übrigblieb. Natürlich wurde die Buntwäsche nicht gekocht und nicht gebleicht.

der Hausfrauen und Töchter wurde schon damals keine große Aufmerksamkeit geschenkt. Deshalb sind die Erinnerungen auch eher gering. Es war eine Arbeit, die gemacht werden mußte, meist alle 14 Tage.

Wäschewaschen war vor der Erfindung der elektrischen Waschmaschine für die meisten Frauen viel leichter als heute. So lautet die provokative These der Berliner Historikerin Karin Hauser (Große Wäsche - Technischer



Die bei modernen Historikern überaus beliebte „Oral History“, also von Zeitzeugen erzählte Geschichte, hat immer einen entscheidenden Nachteil. Das, wovon die Zeitzeugen berichten, liegt viele Jahre, oft sogar Jahrzehnte zurück. Christine Herdt, Lene Frohnhoff und Marianne Preuß erzählen aus ihrer Kindheit. Sechs bis acht Jahrzehnte sind seit damals vergangen.

Im Rückblick ist alles nicht mehr so schlimm wie am Tage des Erlebens. Diese Erfahrung hat jeder schon einmal gemacht. Die schlechten Erinnerungen verdrängen wir einfach. Zurück bleibt die „gute alte Zeit“, als alles viel besser war als heute.

So muß es auch mit der „Großen Wäsche“ bei den Familien Hey und Frohnhoff gewesen sein. Denn so wie sich Lene Frohnhoff erinnert, kann die Wäsche anno 1924, auch ohne elektrische Waschmaschine, fast keine große Plackerei gewesen sein. Die meiste Zeit hat die Wäsche schließlich im Waschbottich gelegen. Das kann so nicht gewesen sein! Oder doch? Es widerspräche jeder Waschmittelwerbung, wäre der blanke Hohn für jeden Waschmaschinenhersteller, die den Hausfrauen die Arbeit erleichtern wollen.

Wandel und sozialer Fortschritt in Deutschland vom 18. bis ins 20. Jahrhundert“, in: Geschichte und Gesellschaft, S. 273 bis 303, 1987).

Der Historiker J.K. Galbraith fragt in dem Zusammenhang sogar, wie es möglich gewesen sei, die bürgerlichen Hausfrauen so erfolgreich in eine heimliche Dienerklasse zu verwandeln, daß sie die niederen Dienste selbst ausführten (nach K. Hauser, S. 279).

Wie kommen Karin Hauser und J.K. Galbraith zu ihren Aussagen?

Weißer und dazu noch saubere Wäsche konnte sich im 18. und im frühen 19. Jahrhundert kaum jemand leisten. Selbst in großen Haushalten - Bürgertum, Adel - gab es nur alle vier bis sechs Monate die „Große Wäsche“. Erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts überschwemmten billige Massentextilien den Markt, so daß sich auch Angehörige der Mittel- und Unterschicht mehr als ein oder zwei Kleidungsstücke leisten konnten. Taschentücher, Nachtwäsche, Bettzeug und Handtücher gab es sogar erst im ausgehenden 19. Jahrhundert in der Mehrzahl der Haushalte. Außerdem wurde auf die Sauberkeit der wenigen Wäschestücke kein gesteigerter Wert gelegt. Ihre

wenigen Kleidungsstücke wuschen die Menschen selten, vielleicht alle sechs bis acht Wochen einmal. Die Wäscherei hielt sich für die Hausfrau also in engen Grenzen, sofern sie überhaupt wusch.

In den großen bürgerlichen oder adeligen Haushalten nämlich, also dort, wo etwas mehr Wäsche anfiel, wurde die „Große Wäsche“ meist an Waschfrauen vergeben, die für ein oder zwei Wochen in dem jeweiligen Haushalt arbeiteten. Die „Große Wäsche“ durch eigenes Personal durchführen zu lassen, wäre zu teuer gewesen. Daß die Hausfrau, besser die Hausherrin, die Arbeit selbst gemacht hätte, war einfach undenkbar.

Seit den 1860er Jahren gab es gewerbliche Wäschereien in großer Zahl. Die gewerbliche Wäscherei war im ausgehenden 19. Jahrhundert sogar einer der wichtigsten Erwerbszweige für Frauen. Nach 1918 wandelt sich diese bezahlte Frauenarbeit in

unbezahlte Hausfrauenarbeit. Der Wandel vollzog sich so rasch, daß die beiden Lintorferinnen Lene Frohnhoff und Christine Herdt die „guten alten Zeiten“ gar nicht mehr erlebt haben, als die Hausfrau noch nicht waschen mußte.

Auch hat sich bis zur Jahrhundertwende in der gesamten Bevölkerung ein häufigerer Wäschewechsel durchgesetzt. Am Beginn des 20. Jahrhunderts war es selbst in einfacheren Haushalten üblich, alle zwei bis drei Wochen (!) die Wäsche zu waschen.

Erst in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts, also nach dem Zweiten Weltkrieg, im Zeichen des deutschen Wirtschaftswunders, beginnen wir Deutsche unsere Wäsche wöchentlich und später gar täglich zu wechseln. Ein großer Fortschritt für die Hygiene, ohne Frage. Ein einträgliches Geschäft für Waschmittelproduzenten und Waschmaschinenhersteller, ohne Frage. Für die moderne Hausfrau eine große

Arbeitserleichterung, ohne Frage, wenn wir davon absehen, daß sie bei den Hygienestandards von vor einhundert Jahren nur alle sechs Wochen waschen müßte.

Übrigens vollzieht sich mit dem Wandel von der „bürgerlichen Hausfrau zur heimlichen Dienstmagd“ noch ein zweiter Wandel: Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts war die Wäsche eine öffentliche Angelegenheit, bei der die Frauen sicher auch viel Zeit hatten, miteinander zu reden. Heute ist die Wäsche etwas sehr Persönliches, das in die eigene Küche oder in den Keller gehört. Warum aber wird die Wäsche heute versteckt? Schämen wir uns unserer „sauberen Westen“ oder haben wir Angst vor der „schmutzigen Wäsche“, die in der Öffentlichkeit gewaschen werden könnte? Oder schieben die Hausherrinnen die Hausfrauen in den Keller ab, weil sie ihrer Ehefrau ungerne bei der Arbeit zu sehen?

Dr. Andreas Preuß

Hinweis auf die Hände einer Waschfrau

*Es gibt berühmtere Hände,
und schönere gibt's auch.
Die Hände, die Sie hier sehen,
sind für den Hausgebrauch.*

*Sie kennen nicht Lack noch Feile.
Sie spielten noch nie Klavier.
Sie sind nicht zum Vergnügen,
sondern zum Waschen hier.*

*Sie waschen nicht nur einander,
sie waschen mit großem Fleiß
die Wäsche, die andere trugen,
mühselig wieder weiß.*

*Sie duften nicht nach Lavendel,
sondern nach Lauge und Chlor.
Sie wringen und rumpeln und schufteten
und fürchten sich nicht davor.*

*Sie wurden rot und rissig.
Sie wurden fühllos und rau.
Und wenn sie jemanden streicheln,
streicheln sie ungenau.*

*Es gibt berühmtere Hände,
und schönere gibt's auch.
Die Hände, die Sie hier sehen,
sind nur für den Hausgebrauch.*

Erich Kästner

Wer Brot sagt,
 muß auch Bäcker sagen,
 es füllt nicht einfach nur den Magen,
 es schenkt uns Kraft und Hochgenuß,
 wir haben es im Überfluß.
 In unserer hochmodernen Zeit,
 wurd' es zur Selbstverständlichkeit,
 und wir vergessen manches Mal,
 die Hungersnöte ohne Zahl.
 Der Bäcker weiß um seinen Wert,
 es wird vom Himmel uns beschert,
 Brot wird von der Natur gegeben,
 es ist der Ursprung für das Leben.

Dorfbäckerei
• Lintorf • 
GÜNTER VOGEL

Duisburger Straße 25 + Speestraße 19
 Telefon 32198

Wir sind immer für Sie in Aktion

Helbau

Lintorf - Speestraße 18-20

Galerie "Les Beaux Arts"

*ständig wechselnde
 Ausstellungen*

*Original-Graphiken
 Bronzeskulpturen*

Einrahmungen jeder Art in eigener Werkstatt.

Wir freuen uns auf Ihren Besuch!

Di.-Fr.: 10.00 bis 13.00, 14.00 bis 18.00 Uhr

Do.: bis 20.30 Uhr

Sa.: 10.00 bis 14.00 Uhr · Mo.: geschlossen!

Lintorfer Markt 6 · Ratingen-Lintorf · Telefon 37136

über 35 Jahre

Karl-Heinz Brüster

Elektromeister



Licht-, Kraft- und Industrie-Anlagen
 Verkauf und Montage von
 Elektro-Wärmespeicheranlagen
 Reparaturen aller Art.

40885 Ratingen, Breitscheider Weg 60, Telefon 021 02/35751

Kampmann Möbelpolsterei GmbH

**Aufarbeitung,
 Neubezug sowie Neuanfertigung
 von Polstermöbeln
 Autopolsterei**

Speestraße 37/Ecke Pohlacker · Ratingen-Lintorf
 Telefon 3 1202 privat: Schuur 36822
 Telefax 3 1202



KOHL
 GmbH
Malerbetrieb

**(021 02)
 1 72 93**

**Krummenweger Str. 173
 40885 Ratingen
 Telefax (0 21 02) 1 84 58**

WEGA REISEN

**Moderne Reisebusse in allen Größen
 für In- und Auslandsfahrten**

Siemensstr. 23 - 25 - 40885 Ratingen-Lintorf
 Telefon 021 02/32055
 Telefax 021 02/32059

Sie, jung, dynamisch, erfolgreich, klein, aber stark, überall akzeptiert, in allen Lebenslagen verfügbar, mit erstklassigen



Referenzen und mit viel Erfahrung, sucht ständige(n) Begleiter(in).

Habe weltweite Kontakte. Ich möchte **SIE** kennenlernen. Schnell!

Ernstgemeinte Anfragen richten Sie bitte an jede Geschäftsstelle der



Vereinsbank

Aus Liebe zum Auto besser gleich zum Fachmann

KAROSSERIEBETRIEB G. KRAUSE

Unfallreparaturen
und Lackierungen
für alle Pkw



Breitscheider Weg 136 · ☎ 0 21 02 / 89 32 89 · 40885 R.-Lintorf

FENSTER + ROLLADENBAU

BECKER

40885 RATINGEN - LINTORF
BREITSCHIEDER WEG 17
TELEFON 02102/35327
TELEFAX 02102/35881

Fachbetrieb für Rolladen in Kunststoff, Aluminium,
Holz · Nachträgliche Einbauten · Markisen · Jalousien · Roll- und Scherengitter · Fenster und Türen in Kunststoff, Aluminium, Holz · Elektroantriebe, Sicherungen, Reparaturdienst

*Bau- und
Kunstschlosserei Kolbe*
Inh.: Dieter Linke · Schlossermeister

Fenstergitter · Geländer
Türen · Tore

Wir fertigen nach Ihren und unseren Vorlagen

Siemensstraße 13 · 40 885 Ratingen
Telefon (0 21 02) 3 58 78 · Fax 3 91 78

SANITÄR UFERKAMP

- Be- und Entwässerungsanlagen
- Wasser-Aufbereitungsanlagen
- WC - Küche - Bad
- Lieferung von Tablettensalz

40885 Ratingen-Lintorf - Tel. 02102/3 13 80
Tiefenbroicher Straße 55



Das NÜRNBERGER
SICHERHEITSPAKET
für alles was Sie sind, haben, tun und wollen

NÜRNBERGER VERSICHERUNGEN

Peter Coenen GmbH

40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 3 19 24, Telefax 3 29 24



METZGEREI

Frank Bensberg

vorm. F. Reinartz

40885 Ratingen-Lintorf

Duisburger Straße 25 - Telefon 3 21 48

*Wer Preis und Qualität vergleicht,
dem fällt der Kauf bei Bensberg leicht!*

Zigarrenhaus Hamacher

Lotto - Toto - Glücksreisen - Zeitschriften
Eduscho-Depot

40885 Ratingen-Lintorf · Konrad-Adenauer-Platz 14
Telefon 333 12

Alles aus Holz fertigt für Sie

Karl und Karl Heinz Haafke
Schreinerei - Holzbearbeitung

Lintorf - Rehhecke 5 - Tel. : 1 71 53

Blankstahl

in Abmessungen von \varnothing 120 mm bis \varnothing 500 mm in allen Stahlsorten
in geschliffener Ausführung.

Bearbeitung von Wellen nach Zeichnung bis 10 m Drehlänge.

HANS ZIMMER
M A S C H I N E N B A U G M B H



Rehhecke 89, 40885 Ratingen - Lintorf, Tel. (02102) 350 78/79, Fax (02102) 375 55

Marco

die Mode für sportliche Männer

*Inh. Gritta Schwartz
Speestraße 28
40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 02102/32775*

Manteufel & Pooth

Reparatur von
Waschautomaten und Geschirrspülern
aller Fabrikate.


Preisgünstiger Verkauf

Lintorf, Konrad-Adenauer-Platz 24
Telefon (02102) 343 55

Bauknecht Fachhändler / AEG Vertrags-Kundendienst

Damenmoden

Rena

 02102/37443
Speestr. 27 · Ratingen-Lintorf



Juwelier Steingen

Uhrmachermeister Jürgen Steingen

Speestraße 11 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 02102/31578

UHREN:
Technik von heute und morgen im Stil unserer Zeit.
SCHMUCK:
Auserlesene Kostbarkeiten für jeden Geschmack.
GESCHENKE:
Liebenswertes für jede Gelegenheit.
Eigene Werkstatt.

Karl Kronen - Malermeister

Anstrich- und Tapexierarbeiten

Ratingen-Lintorf, Am Potekamp 3, Telefon 02102/34778

Schlußball 1925

Feste zu feiern, das verstanden die alten Lintorfer meisterhaft. Geselligkeit und Frohsinn standen hoch im Kurs, und mit ihrer Freizeit wußten „Büschler“ wie „Dörfer“ sehr wohl etwas anzufangen. Vieles war natürlich zu Beginn unseres Jahrhunderts den „Herren der Schöpfung“ vorbehalten: Im MGv Sängerbund, im MGv Eintracht 02 oder in der St.-Sebastianus-Schützenbruderschaft waren Männer und Jünglinge unter sich. Und Fußball zu spielen, das wurde auch der männlichen Jugend nur ungern gestattet, war doch dieses etwas rauhe, von England zu uns herübergekommene Spiel nach der Ansicht Pastor Meyers nichts für einen „christlichen Knaben“. Erst junge Lehrer wie Emil Harte, selbst begeisterte Anhänger der neuen Sportart, verhalfen dem Fußball in Lintorf zum Durchbruch. Natürlich war es Mädchen auch nicht erlaubt, an den „Kriegszügen“ der Lintorfer Jungen nach Angermund oder Tiefenbroich teilzunehmen, nicht einmal als Marketenderinnen. Doch bei den Theateraufführungen im Saale Mentzen, da durften sich auch die Mädchen und Jungfrauen beteiligen und in der Öffentlichkeit zeigen. Besonders begehrt waren sie natürlich als Partnerinnen, wenn die Kapelle Mentzen zum Tanz aufspielte, alles jedoch mit viel Anstand und ganz sittsam.

Wo lernten denn Lintorfer Jungen und Mädchen damals die „neuzeitlichen Modetänze“, und wer lehrte sie, wie man sich in Gesellschaft zu benehmen hat?

Im Jahre 1925 führte das „Institut für vornehme, moderne Tanzkunst“ des Tanzlehrers Morlo aus Düsseldorf in Lintorf den ersten Tanzkursus durch. Nicht etwa, wie man vermuten könnte, im Dorf, sondern in der Gastwirtschaft von Adolf Doppstadt im „Busch“. Allerdings nahmen auch jun-

ge Damen und Herren aus dem Dorf daran teil: dort fand der erste Tanzkursus erst viel später, und zwar in der Gaststätte Holt-schneider statt.

Acht „Damen“ und acht „Herren“ trafen sich einmal wöchentlich im Gesellschaftszimmer der Gastwirtschaft „Zum Grünewald“, um von Herrn Morlo in die Geheimnisse von Walzer, Foxtrott oder Tango eingeweiht zu werden. Maria Frohnhoff, geborene Jüntgen, vom Breitscheider Weg, erinnert sich noch an die meisten Tänzerinnen und Tänzer, die mit ihr dabei waren. Unter den Mädchen waren Maria Haselbeck (heute Gronau), Käthe Jünemann, Klara Schmitz (heute Pumiarski), Hilde Steingen (später van der Smissen), Hetty Steingen (später Blom) und Lotte Fugh. Um sie bemühten sich die jungen Kavaliere Rudi Steingen, Heinrich Doppstadt, Fritz Karrenberg, Hans Herriger, August Blumenkamp, ein Geselle der Bäckerei Steingen (Paul Schnadt?) und ein gewisser Bings, der aber wohl nicht aus Lintorf stammte und dessen Vorname deshalb in Vergessenheit geriet.

Zum Tanzen gehört Musik. Die machte Alois („Oko“) Rütten, der damalige Organist der St. Anna-Kirche, der am Klavier für den nötigen Schwung sorgte. So manches Mal war er das Ziel lustiger Streiche, die ihm von den fröhlichen Tanzeleven gespielt wurden. So soll seine Zigarre, die



Die Gaststätte „Zum Grünewald“ (Doppstadt) an der Ecke Breitscheider Weg/Duisburger Straße Ansichtskarte von 1906

er beim Spielen auf dem Klavier abzulegen pflegte, bisweilen sehr feurig nach Pfeffer geschmeckt haben. Konnte „Oko“ Rütten nicht spielen, sprang Josef Doppstadt für ihn ein.

Nach dem Unterricht ging es beileibe nicht sofort nach Hause! Beliebte waren die lustigen Gesellschaftsspiele, die in der Schilderung frivoler klingen, als sie in Wirklichkeit waren. Frau Frohnhoff erinnert sich vor allem an „Krech, wat de kregen kannst“, bei dem sich der Kavalier auf ein Kissen kniete und die Angebetete zu ihm sagte: „Schäflein, Schäflein, knie dich, knie zu meinen Füßen, ich erlaube dir das Recht, meinen Mund zu küssen“.

Oder man spannte ein Leinentuch, hinter dem sich eine Tänzerin oder ein Tänzer aufstellte und nur an den noch sichtbaren Schuhen erkannt werden mußte.

Am Samstag, dem 25. Mai 1925, abends 8 1/2 Uhr, fand schließlich im Hause Doppstadt der Schlußball statt, bei dem die acht Damen in einer Tanzeinlage als Elfen durch den Saal schwebten.

Zum Ball durften die Tanzschülerinnen und -schüler ihre Eltern, aber auch andere Partner einladen.

Maria Jüntgen lud ihren späteren Mann, Jean Frohnhoff, ein, der schon vorher einen Tanzkurs in Selbeck besucht hatte.



Manfred Buer

Gustav Haufs

Einige Jahre ist es nun her, daß mir der nebenstehende Zeitungsausschnitt bei der Durchsicht alter Unterlagen meines Schwiegervaters - Wilhelm Haufs - in die Hände fiel. Der Text weckte meine Neugier, denn sehr viel wußte ich nicht von dem Großvater meiner Frau, dessen Tod dort in dem kurzen Artikel betrauert wurde. Zwar pflegen wir schon seit vielen Jahren sein Grab, und oft wurde in der Familie von Opa Gustav gesprochen, im Grunde aber war er mir doch fremd.

Ab sofort sammelte ich Unterlagen, Bilder und Urkunden, sprach mit Familienangehörigen und alten Lintorfern.

In meiner Erinnerung sehe ich einen freundlichen, alten Herrn mit Strohhut und Zigarre in seinem Korbssessel im Schatten seiner Kastanie vor seinem Häuschen am Markt sitzen.

Außerdem sehe ich ihn auf seinem alten Fahrrad durch die Gemeinde radeln, wenn er im Auftrag der Amtsverwaltung unterwegs war. Nicht vergessen kann ich, wie er sein Fahrrad bestieg. Dieses hatte auf der linken Seite eine verlängerte Hinterachsnahe. Auf diese stellte er zum Anfahren den linken Fuß, stieß sich mit dem rechten Bein ab, um es danach mit elegantem Schwung über Hinterrad und Sattel zu heben. Dann setzte er sich und radelte davon.

Gustav Haufs wurde am 23. Oktober 1872 als viertes Kind der Eheleute Wilhelm und Elisabeth Haufs in Ratingen geboren. Er war ein Nachkömmling. Seine Eltern waren 44 Jahre alt, als er das Licht der Welt erblickte. Seine Brüder Hermann und Johann Heinrich waren 14 und 12, seine Schwester Margarete war 9 Jahre alt, als er zur Welt kam.

In der Geburtsurkunde ist der Beruf des Vaters mit Tagelöhner angegeben. Als Anschrift ist Ratingen Nr. 51 D eingetragen.

Über seine Kindheit, Jugend und Familie konnte ich nichts herausfinden.

Er arbeitete ebenfalls als Tagelöhner, als er am 14. Oktober 1893 zur 3. Kompanie des Infanterie-Regimentes 130 nach Saargemünd eingezogen wurde.

In eine kleine Kladde trug er in gestochener scharfer Schrift ein, was er erlebte. Ferner enthält sie eine Reihe von Gedichten. Ob sie von ihm sind, ist mir nicht bekannt. Seine Aufzeichnungen schließen mit den „Bahnstationen von Saargemünd bis zur Heimat“. Es sind bis Köln genau sechzig. Am 30. September 1895 wurde er „ohne Orden und Ehrenzeichen“ entlassen. Für seine Heimfahrt nach Ratingen erhielt er einen Militärfahrschein und für seine „übrigen Bedürfnisse“ 50 Pfennig.

Er arbeitete dann als Heizer und Maschinist bei J. Holzapfel und Cie. in Ratingen.

Am 10. Juni 1898 heiratete er Maria Herriger aus Lintorf, Tochter der Eheleute Johann Herriger und Katharina, geb. Braun.



In dieser Zeit kaufte er mit seinem Bruder Hermann ein Doppelhaus in Lintorf auf der Kalkstraße (heute 57 u. 59).

Am 2. September 1898 trat er als Maschinist in die Firma A. Siebel in Rath ein, eine chemische Fa-

Lintorf trauert um Opa Haufs

LINTORF. Gustav Haufs hat für immer die Augen geschlossen. Selten mag eine Nachricht die ganze Gemeinde so sehr ergriffen haben, wie diese traurige Kunde am Wochenende. Selten aber wird auch einem Toten ein so freundliches, langdauerndes Andenken bewahrt werden wie gerade ihm, an dessen 80. Geburtstag noch vor wenigen Wochen jung und alt Anteil nahmen. Wer kannte ihn nicht, diesen noch so rüstigen alten Herrn, dessen Leben bis zum letzten Atemzug Pflichterfüllung und Arbeit gewesen war, und der trotzdem in der heiteren Weisheit des Alters seinen Mitmenschen immer wieder Trost und Kraft zu geben verstand. Weit über die Grenzen seines Heimatortes hinaus war Gustav Haufs zu einer Persönlichkeit geworden, die alle Zeiten untrennbar mit dem Geschehen im Amtsbezirk innig verbunden schien. Bis zu seinem Tode hatte der Verstorbenen treu seinen Dienst in der Amtsverwaltung versehen, vorbildlich in seiner Zuverlässigkeit, unersetzbar in der alles verstehenden Wärme seines Wesens. Als Ehrenvorsitzender im MGV „Sängerbund“, als Mitglied in ungezählten Vereinen hatte seine Stimme Gewicht, so daß es für alle, die ihn kannten, schwer sein wird, den Verstorbenen zu missen. Mit Opa Haufs schied ein Stück des alten Lintorf, mehr noch, eines jener Originale, deren Platz in der Gemeinschaft der Einwohner nie wieder ganz ausgefüllt werden wird.



RP vom 24. 11. 1952

brik für Asphalt, Bitumen und Teerprodukte. Später erzählte er seinen Enkeln, daß er sich hier am Wochenende einen guten Nebenverdienst erarbeiten konnte, wenn er die noch heißen Kessel von innen reinigte. 1909 erhielt er einen Arbeitsvertrag als Meister.

Am 25. Oktober 1900 starb seine Frau Maria. Sie hatten eine Tochter: Catharina, genannt Nettchen.

Am 16. Mai 1902 heiratete Gustav dann eine Schwester seiner ersten Frau, Henriette. Die beiden hatten zwei Söhne:

Wilhelm, geb. am 14. 3. 1905
Heinrich, geb. am 18. 4. 1908.

Im Jahre 1912 kauften Gustav und Henriette von Johann Ropertz für 2.236,62 Mark auf der ehemaligen Krummenweger Straße 15 (heute Ulenbroich 15) ein Grundstück. Dort bauten sie im gleichen Jahr.

Der Baukostenvoranschlag für das Wohnhaus mit Stallanbau, ausgestellt von Ferdinand Frohnhoff, belief sich auf 6.758,61 Mark. Seine Haushälfte auf der Kalkstraße verkaufte er an August Kamp.

1916 erwarb Gustav das sogenannte Schlutz-Haus am Markt (damals Lintorf 145) für 12.000,- Mark. Das Grundstück umfaßte den ganzen alten Markt bis an den Dickelsbach. Das Haus auf der Krummenweger Straße verkaufte er an Hermann von der Bey. Dessen Frau war zu dieser Zeit Hebamme in Lintorf.

In ihrem neuen Heim richteten sie einen Verkaufsraum für allerlei Dinge des täglichen Bedarfs ein. Sie verkauften Tabakwaren, Pfeifen, Süßigkeiten, Kopfbedeckungen wie Hüte und Mützen, Batterien, Birnchen, Spazierstöcke, Schirme und ähnliches. Das Geschäft muß gut floriert haben. Eine Einkaufsrechnung vom 28.2.1913, ausgestellt von Wilhelm Thomas, Ratingen, Markt 2A, belegt den Bezug von 210 Hüten, Mützen und Kappen sowie 100 Hutbeuteln. Wie lange sie gebraucht haben, diese zu verkaufen, ist unbekannt. Lintorf hatte zu dieser Zeit ca. 2.600 Einwohner, und ein Hut mußte damals sicher lange halten. An Sonntagen nach den Messen muß der kleine Laden seine besten Umsätze gemacht haben. Dann kauften die Kirchenbesucher hier Tabakwaren und Süßigkeiten.

Da Gustav weiter bei A. Siebel arbeitete, betreute Henriette den Laden. Den Erzählungen nach bereiteten ihr Zahlen und Rechnen große Schwierigkeiten. So kam es dann oft vor, daß ihre

Kunden ihr vorrechnen mußten, was sie zu zahlen hatten. Damals soll das System sehr gut funktioniert haben.

Gustav war ein musischer Mensch. Er sang im Männergesangsverein „Sängerbund“, dessen Vorsitzender er später wurde. Außerdem spielte er Klavier und Geige. Mit seinen Söhnen Wilhelm und Heinrich, die auch diese beiden Instrumente beherrschten, musizierte er regelmäßig.

Am 29. November 1922 wurde seine Frau Henriette beim Überqueren der Bahngleise auf der Tiefenbroicher Straße von einem Zug erfaßt und getötet. Es war abends gegen 20.45 Uhr, und es regnete heftig, als sie vom Bauern Derichs kam, bei dem sie Milch geholt hatte. Mit einem Kopftuch versuchte sie, sich gegen die Unbilden des Wetters zu schützen. Sie mußte vor den Schranken warten, bis ein Zug passiert hatte. Dann hat der Schrankenwärter entweder die Schranken zu früh geöffnet, oder sie hat sich an den geschlossenen Schranken vorbeigedrückt. Jedenfalls lief sie in einen unmittelbar folgenden Gegenzug und direkt in den Tod.

Am 24. April 1923 heiratete Gustav dann Agnes Breuer. Sie stammte aus Köln und arbeitete wie er bei A. Siebel in Rath.

Agnes war eine gelernte Blumenbinderin. Bis in die sechziger Jahre band sie für die Schützen die



Agnes Haufs vor dem Laden

bunten Blumenstöcke, die sie beim Schützenzug mitführten.

1930 gab Gustav Haufs seinen Laden auf. Er vermietete den Verkaufsraum an den Bäcker Wilhelm Steingen, den Großvater von Hildegard Gerads, die heute mit ihrem Mann die Bäckerei Steingen betreibt.

Der letzte Satz des handgeschriebenen Mietvertrages lautet: „Wasser für seinen Bedarf kann er bei mir an der Pumpe holen.“

Das Häuschen am Markt hat dann wohl den Namen „Filiiale“ erhalten, denn so hieß es bei jedemmann bis zu seinem Abbruch im Jahre 1973.

1930 schied Gustav bei A. Siebel aus. Er arbeitete fortan für die Gemeinde Lintorf, stellte mit seinem Fahrrad amtliche Schreiben zu, machte Viehzählungen und war eine Art Hausmeister in dem alten Amtsgebäude, das sich damals im Saale Holtschneider zwischen St. Anna-Kirche und dem Bürgershof befand. Er arbeitete hier bis zu seinem Tode.

Gustav saß in seinen alten Tagen gern in seinem Korbessel unter der alten Kastanie vor seinem Häuschen. Er plauderte dann mit den Passanten, die er ja alle kannte.

Er starb unerwartet am 22. November 1952, vier Wochen nach



MGV Sängerbund
Sitzend Vierter von links: Gustav Haufs

seinem 80. Geburtstag, den er noch bei bester Gesundheit und unter großer Teilnahme der Lintorfer Bürger feiern konnte.

Seine Frau Agnes lebte in dem Häuschen noch bis 1968. Dann

zog sie ins Altenheim des St. Marien-Krankenhauses in Ratingen. Hier starb sie 1975 im Alter von 73 Jahren.

Das alte Haus am Markt wurde 1973 durch die Gemeinde Lintorf

abgerissen. Heute steht an dieser Stelle die Gaststätte „Meck“. Die große Kastanie, in deren Schatten Gustav so gerne in seinem Korbessel saß, wurde eingepflastert. Sie ging nach ein paar Jahren ein.

Jürgen Steingen



Gustav Haufs in seinem Korbessel unter „seiner“ Kastanie, Ölgemälde von 1952



Die gleiche Perspektive 1993

Der Überfall am Sondagmorje, en wohre Bejevenhe-it.

Der Uhme Hermann on de Tante Tries woren kott verhierod on wohnden op nem Burehoff, dem Boschkothe töschen Kettwig on Werden. Et wor Sondagmorje, der Uhme Hermann had sech anjetrocke on wor en et Hoochamt jejeange, de Tante Tries on de Meid woren enne Köch. Ove enne Kamer log ne aule Ühm, de wor achtzich Johr on blenk. Do kloppt et anne Dür, die Tante kickt no-eh, wer dat es.

Do steht ne jru-ete Keel vör de Dür on seiht he hät Honger, of he nit watt te ete han könn. Vör arme Lütt hat die Tante Tries immer wat över, on su jing se enne Köch on mi-ek em en dicke Schenkebotter. Dann fing se an te arbeide. Sie had jrad e Tablett met Kaffee on en Botteram fedig on wollt dat dem Ühm erop brenge.

Op emol hu-et die Tante wat em Kuhestall, sie jing en der Stall on ki-ek no-eh. Do sohr se vör sech zwei Keels stonn, de ene wor de, dem se de Schenkebotter jejeve hätt, on de angere had e lank Metz ene Hank on seiht: „Jeld her.“ Do hätt die Tante Tries ne laute Schrei jedonn on et Tablett

fiel öhr ut de Häng. Die Meid hu-et dat Schreie, kräch et met der Angst te donn on es ut em Köchfenster jespronge on fott jeloupe. Do kom de Keel met dem lange Metz op die Tante to on seiht, he wöllt Jeld han oder he mi-ek se kapott.

Die Tante seiht: „Wir hant ke Jeld, wir sind fresch verhierod on hant noch nix jespart.“ Dann li-epen die zwei Keels de Trapp erop.

Die Tante li-et die Keels en dat Zemmer vom aule Ühm, aver do wor nix te hole. Dann li-epen se en dat Schloopzemmer vom Uhme Hermann on de Tante Tries. Die fingen an, die Schö-et vonne Kommud dorchtewühle. Als se der Tant der Rögge toujedrient haddn, li-ep se flott erut on hätt die Dür von butte avjeschlo-ete. Sie es dann flöck de Trapp eraf on no em nächste Nohber jeloupe, öm Hölp te hole.

Die Keels sind dann ut em Schloopzemmerfenster, över et Schobbesdaak fottjeko-eme. Ongertösche komen die Nohberslütt met Mestjaffele on dicke Knöpels, aver do wor et te speed.

Sie hant em Uhme Hermann sin jolde Uhr metjenahme, on et Kamesol vom Uhme, wat op der Ling tom drüje hing, wor och fott.

Nu wollt die Tante Tries nit mi-eh en dem Hus blieve, do wor et öhr te onhemlich. De Uhme Hermann on die Tante Tries sind dann nach Goch jetrocke, do wor der Uhme bei em Baron von Schell als Stallmeester on hat de Peed onger sech. Sie haddn en schü-ene Wohnung, ne jru-ete Jade, zwei Ferkes on völl Hönner. Die Tant di-et die Eier verkoope, et Stöck vör fönnf Penning. Sie woren janz tefri-ede, Kenger haddn se kenn, on su haddn se mähr vör sech zwei te sorje.

Em Kri-ech sind se nünktienhontgettwionviedzich utjebombt, do sind se nach Kernade narem Uhme Franz jetrocke. Do hant se e paar Zemmer jekrett. Nu had der Uhme Hermann et Auler on kräch en schöne Rente. Op Kernade sind se bes to öhrem Du-et jeblieve.

Maria Molitor

Ideen sind unser Programm.



Wir bieten das umfangreichste Programm Europas an Schalungen, Gerüsten und Hallensystemen. Geräte von hoher Qualität, ausgestattet mit vielen praktischen und

zeitsparenden Ideen. Dazu als hilfreiches „Parallelprogramm“ moderne Planungstechnik inklusive speziell von uns entwickelter Software für PC und CAD.



THYSSEN HÜNNEBECK GMBH
Immer eine Idee mehr.

Postfach 42 40 · D-40853 Ratingen · Telefon 0 21 02/9 37-1 · Telex 8 585 115 hbck d · Telefax 0 21 02/3 76 51



Ihr Partner in Ratingen-City

Reinhardt

Stadionring 2-4

Telefon 22066/67 · Telefax 22064

Ihr Partner
für Beratung, Service, Versicherung,
Finanzierung, Leasing,
Gebrauchtwagen, Ersatzteile,
Zubehör und überhaupt alles,
was mit   zu tun hat.

Blum:berg
SYSTEMPAPIERE

Blumberg GmbH & Co KG
Gegründet 1885
Kalkumer Straße 46
40885 Ratingen-Lintorf
Telefon: 0 21 02-38 03-0
Telex: 8 585 157 dia-d
Telefax: 0 21 02-3 20 75

Diagramm-Papiere
für Medizin und Industrie
Thermo-Papiere
EG-Tachographenscheiben
Telex- und Telefaxrollen
Tabellier-Papiere
Additions- und Kassenrollen

Schmidt / Umzüge

Internationale Möbelspedition
Nah- und Fernverkehr
Logistik - Lagerung

Manfred Schmidt

Halskestraße 5 - 40880 Ratingen
Telefon (02102) 470396
Telefax (02102) 473005



Ihr **Bildberater**

FOTO MARX
SPEESTR.33

super
GROßFOTO
AKTION
vom Kleinbildnegativ

20x28 cm DM **1,95**

30x45 cm DM **4,95**

40x60 cm DM **9,95**

50x70 cm DM **11,95**

... für mehr Freude am Bild!

**Wir tragen Ihre
Füße auf Händen,**



Orthopädische
Maßschuhe
Schuh-
zurichtungen
Einlagen und
Fußbettungen

Orthopädie-Schuhmachermeister

Klaus H. Schmitz

Lintorfer Str. 23 · Ratingen-City

T
E
L.
2
6
3
9
5

Kalkbahn oder Angertalbahn?

Seit 90 Jahren fahren Kalkzüge durch das Angertal

„Bimm, bimm, bimm...! Das Warnungszeichen unserer Angertalbahn, wenn sie in nicht allzu schnellem Tempo sich durch die herrliche Landschaft windet und Straßen und Wege kreuzt.“ Mit diesen Zeilen beginnt ein Artikel der Ratinger Zeitung aus dem Jahre 1907. Ältere Ratinger sagen noch heute zur Angertalbahn „Bimmelbahn“, haben sie doch die Zeit erlebt, als im Angertal noch Personenzüge fuhren und sich mit ihren Gebimmel ankündigten. Die Bimmelbahn gibt es längst nicht mehr, denn im Dezember 1952 stellte die Bahn den Personenverkehr ein.

Heute hat die Eisenbahnstrecke von Ratingen-Tiefenbroich nach Wülfrath zwei Namen: „Angertalbahn“ und „Kalkbahn“. Welcher Name ist nun der richtige für den Zug, dessen 90jähriges Bestehen 1993 gefeiert wurde? Beide. Denn auf der rund 17 Kilometer langen Strecke von Ratingen-Tiefenbroich nach Wülfrath durch das Angertal wird Kalk von den Steinbrüchen zu den Industriebetrieben an Rhein und Ruhr befördert. Erst nachdem die Angertalbahn gebaut worden war, konnten die großen Kalksteinbrüche um Wülfrath erschlossen werden.

Eine Fahrt durch das malerische Angertal

Begleiten wir einen Kalkzug auf seiner Fahrt durch das Angertal bis zum Werksbahnhof Rohdenhaus der Rheinischen Kalksteinwerke: Die Fahrt beginnt am Abzweig Tiefenbroich. Vorbei geht es an der Wasserburg Haus zum Haus und am alten Stellwerk des Abzweigs Anger, den es seit 1941 gibt. Das Stellwerk wird jetzt als Wohnhaus genutzt. Früher führte von hier aus ein Werksgleis zur Spinnerei Cromford. Vorher endeten alle Fahrten in Ratingen-West. Kalkzüge, die weiter ins Ruhrgebiet wollten, mußten hier erst Kopf machen. Seit dem Bau des Abzweigs Anger entfällt das zeitaufwendige Umsetzen der Lokomotive.

In Ratingen-West stand von 1919 bis 1951 ein Bahnbetriebswerk. Viel Arbeit gab es in den ersten Jahren nicht, denn außer einer Handbohrmaschine(!) waren keinerlei Werkstatteinrichtungen vorhanden. Die in Ratingen-West beheimateten Lokomotiven mußten, abgesehen von kleineren Betriebsreparaturen, im Betriebswerk Düsseldorf-Derendorf gewartet werden. Dieser Zustand war auf Dauer nicht haltbar, und in den folgenden Jahren erweiterte die Eisenbahnverwaltung in Elberfeld das Bahnbetriebswerk und rüstete es besser aus: 1921 erhielt das Betriebswerk einen elektrischen Kohlenkran, 1923 eine Lokomotiv-Warmwasserwaschanlage und 1926 eine Wagenuntersuchungsgrube. 1941 arbeiteten etwa 100 Beschäftigte in dem Betriebswerk, das aber nach dem Bau des Abzweigs Anger seine Bedeutung verlor und im November 1951 geschlossen wurde. Der alte Lokschuppen steht noch. Dort ist heute ein Industriebetrieb untergebracht.

Nicht weit hinter dem Blauen See unterquert die Angertalbahn in einem Tunnel die S-Bahnlinie von Essen nach Köln. An der Aermühle gab es früher einmal einen Haltepunkt. Ausflügler gelangten

mit der Bahn schnell zu dem beliebten Ausflugslokal und konnten hier ihren Spaziergang oder eine längere Wanderung beginnen. In den ersten Jahrzehnten fuhren täglich vier Züge: morgens und nachmittags ein Zug ab Ratingen-West, mittags und abends ab Wülfrath. Bis zum Zweiten Weltkrieg gab es jedoch immer weniger Verbindungen. Nach 1945 hing die Bahn nur noch einen Personenwagen an den Morgen- und Abendzug. Anderthalb Stunden dauerte die Fahrt durch das Angertal. In Flandersbach, Hofermühle und Steinkothen machte der Zug Halt.

Schon von weitem macht das Brausen und Rauschen des Verkehrs auf die Autobahnbrücke aufmerksam. Auf einem mächtigen Viadukt überspannt die Autobahn zwischen Oberhausen und Köln das Tal. Ein Stück hinter der Autobahnbrücke lag früher der Haltepunkt Steinkothen. 13 Jahre, von 1898 bis 1911, dauerten die Verhandlungen der Gemeinde Eckamp mit der Königlichen Eisenbahndirektion in Elberfeld, bis sich die Eisenbahn bereit erklärte, dort einen „Personenhaltepunkt mit Abfertigungsbefugnis für Milchsendungen“ einzurichten. Die Haltestelle, ein Dienst-



Alter Ringlokschuppen des früheren Bahnbetriebswerkes Ratingen-West

raum für zwei Blockwärter und eine Wartehalle, ist im Zweiten Weltkrieg zerstört und nicht mehr aufgebaut worden.

№ 17614	
Steinkoten Verrechnungsbf. Ratingen West	
3. Kl	
Personenzug Steinkoten Verrechnungsbf. Ratingen West nach	
Hofermühle	
3 km	0,15 <i>RM</i>
Flandersbach	
7 km	0,30 <i>RM</i>
Ratingen West	
7 km	0,30 <i>RM</i>
Wülfrath	
11 km	0,45 <i>RM</i>

Der Bahnhof Hofermühle hatte einmal neun Gleise, drei Beamte versahen dort ihren Dienst. Landwirtschaftliche Produkte wurden hier verladen, außerdem hatten die Rheinisch-Westfälischen Kalksteinwerke Dornap dort einen Steinbruch mit eigenem Werksanschluß. Heute liegen hier noch fünf Gleise, die zum Abstellen der Kalkwaggons genutzt werden, wenn in Flandersbach oder Rohdenhaus kein Platz mehr ist. Hinter der Hofermühle verläßt die Bahn das enge Angertal, der Talgrund ist hier wesentlich weiter.

Der Zug passiert den Bahnhof Flandersbach, er hat sein Ziel jetzt fast erreicht. Die Abzweigstelle Rohdenhaus hat sich zu einen großen Verschiebebahnhof für die Rheinischen Kalksteinwerke entwickelt. 1904 wurde der erste Kalkstein in Rohdenhaus gebrochen, 1905 erhielten die Rheinischen Kalksteinwerke einen eigenen Gleisanschluß. Das Gleisnetz ist heute 20 Kilometer lang. Täglich werden dort etwa 300 Waggons abgefertigt. Über vier Millionen Tonnen Kalksteinprodukte transportierte die Bahn im letzten Jahr für die Rheinischen Kalksteinwerke zu den Kunden an Rhein und Ruhr: Rohsteine, gebrannte und veredelte Kalksteinprodukte.

Nach Wülfrath fahren heute nur noch wenige Züge. Hier befindet sich ein Schrottlager. Der Bahnhof Wülfrath ist als solcher heute nicht mehr zu erkennen. Die Bahn hat das alte Bahnhofgebäude verkauft. Heute befindet sich in dem Haus eine Metzgerei. Von Wülfrath aus führte seit 1886 eine Bahnlinie nach Aprath und weiter bis Vohwinkel. Aber dort liegen längst keine Gleise mehr. Von dem früheren Bahnkörper hat die Natur wieder Besitz ergriffen: Wilde Blumen und Gras blühen dort.

Streit um die Streckenführung

Umfangreiche Erdarbeiten waren notwendig, zahlreiche Sprengungen mußten ausgeführt werden, um die Trasse durch das teils enge, teils sumpfige Angertal ziehen zu können. Zwei Jahre lang, von 1901 bis 1903, bauten tausende von italienischen Arbeitern von Wülfrath aus die Trasse nach Flandersbach, die dann dem Lauf des Angerbaches folgte. Viele Italiener ließen sich danach in Wülfrath nieder und arbeiteten in den Kalksteinbrüchen. Die Gesamtkosten der Strecke beliefen sich auf über zwei Millionen Mark. Die Angertalbahn war damit eine der teuersten Eisenbahnen im Reichsgebiet. Allein 14 Brücken und Unterführungen mußten wegen der schwierigen Geländeverhältnisse gebaut werden. Der Viadukt bei Prangenhäus ist das größte Brückenbauwerk auf der Strecke. Aber die Strecke machte sich schnell bezahlt, denn die Bahn war immer am Frachturnsatz beteiligt.

Bis zum ersten Spatenstich war es ein weiter Weg. Die Angertalbahn verdankt ihr Entstehen der Initiative August Thyssens, der auf der Suche nach Kalk für seine Hüttenwerke in Wülfrath fündig geworden war und 1903 die Rheinischen Kalksteinwerke gründete. Damals gab es nur eine Bahn nach Vohwinkel. Die Züge mußten über Düsseldorf und Lintorf bis Duisburg und Mülheim fahren. Thyssen war deshalb an einer direkten Verbindung interessiert.

Erste Pläne für die Angertalbahn sollen bereits Anfang des 19. Jahrhunderts von dem Ruhrindustriellen Friedrich Harkort und von dem Nationalökonom Friedrich List, der schon 1825 einen Plan für ein deutsches Eisenbahnnetz vorlegte, entwickelt worden sein. Die Kalkindustrie im Angertal war schon damals bedeutend. Kalk wird im Bausektor als Zement und als Fertigputz, in der Chemie bei der Sodaherstellung sowie bei der Düngemittelproduktion verwendet. Vor allem aber wird Kalk bei der Eisenschmelze benötigt. Der Schwerpunkt der niederbergischen Kalkbrennerei lag bis zur Erschließung durch die Eisenbahn an der sogenannten „Kalkstraße“. Sie verlief im Angertal von Steinkoten über Cromford an Lintorf vorbei und endete in Wittlaer am Rhein. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden im Angertal die ersten Betriebe zur Kalksteinverarbeitung. Kalkabnehmer wie die 1811 in Essen von Friedrich Krupp gegründete „Fabrik zur Verfertigung des eng-



Der Bahnhof Hofermühle um 1910



Kalkwagenzug im Angertal bei Steinkothen am 22. 6. 1938 (Foto: C. Bellingrodt)

lischen Gußstahls und aller daraus resultierenden Produkte" lagen in nächster Nähe. Pferdefuhrwerke transportierten den Kalkstein bis an den Rhein. Eine Aufgabe, die eine Eisenbahn wesentlich besser bewältigen konnte.

1856 entstand der Plan, eine Eisenbahn von den Ratinger Kalksteinbrüchen nach Kalkum zu bauen. Dort verlief bereits die Eisenbahnlinie von Düsseldorf nach Münster. Dieser Plan wurde nicht in die Tat umgesetzt. In ihrer Ausgabe vom 1. September 1877 berichtete die Ratinger Zeitung: „Die Rheinische Eisenbahngesellschaft beabsichtigt, eine Zweigbahn von Ratingen nach Dornap, eine Station der „Friedrich-Wilhelms-Bahn“ zu bauen, sie will durch diese Bahnlinie die großen Kalksteinquellen ihres Gebietes freilegen, um für die aus demselben gewonnenen Erzeugnisse eine leichte Beförderung nach den Kalköfen des unteren Ruhrtales zu ermöglichen.“ Die Rheinische Eisenbahn hatte von 1873 bis 1879 die Linie Düsseldorf-Mettmann-Elberfeld-Dortmund gebaut und mit der Konzession für diese Strecke die Genehmigung erhalten, eine Stichbahn von Schöller über Wülfrath nach Ratingen zu legen. Ein Börsenkrach und die nachfolgende Wirtschaftskrise ließen die Pläne jedoch platzen.

13 Jahre sollte es dauern, bis das Projekt wieder aufgegriffen wurde. 1890 brach dann das Eisenbahnfieber aus. Gleich drei Entwürfe lagen vor: Die Rheinisch-Westfälischen Kalksteinwerke (RWK) in Dornap und die Stadt Velbert bevorzugten eine Trasse über Heiligenhaus, die durch einen Tunnel nach Kettwig/vor

der Brücke führen sollte. Die Stadt Wülfrath wollte die Bahn von der Hofermühle nach Hösel führen. Ein dritter Entwurf sah den Bau einer Linie Heiligenhaus-Hofermühle-Ratingen vor.

Im August 1895 ließ die Stadt Wülfrath den Plan für die Angertalbahn ausarbeiten. Bürgermeister Albert Kirschbaum hatte die Bedeutung des Bahnbaus für die wirtschaftliche Entwicklung Wülfraths frühzeitig erkannt. Krupp, Thyssen und die Rheinischen Stahlwerke hatten in der Umgebung bereits mehrere Gehöfte erworben. Fast alle Eisenhütten und Stahlwerke des Ruhrgebietes waren zu dieser Zeit vertraglich an die Rheinisch-Westfälischen Kalkwerke in Dornap (RWK) gebunden. Die RWK sahen ihr Monopol durch das Projekt der Angertalbahn bedroht und beantragten 1896 ihrerseits den Bau einer Privatbahn von Dornap nach Kettwig vor der Brücke. Dort sollte die Strecke in die Untere Ruhrtalbahn münden, die seit 1872 von Düsseldorf über Kettwig nach Kupferdreh und weiter bis Steele führte. Zwischen Kettwig vor der Brücke und Heiligenhaus wurden wertvolle Kalklager vermutet. Die

se Annahme erwies sich jedoch als falsch. Die dolomitischen Kalksteine, die es hier gibt, sind für den Hochofenbetrieb nicht geeignet.

Bürgermeister Kirschbaum und der preußische Landtagsabgeordnete Henry von Rottinger aus Velbert legten den Entwurf für die Angertalbahn in Berlin vor. Er wurde akzeptiert, als die Wülfrather bereit waren, den gesamten Grunderwerb durchzuführen. Die Kosten beliefen sich auf die für damals hohe Summe von 35.000 Mark. Am 24. Mai 1897 genehmigte der Minister für öffentliche Arbeiten den Entwurf und stellte die Mittel für den Bahnbau bereit.

Bis zum ersten Spatenstich dauerte es dann noch einmal vier Jahre. Denn nicht alle Anlieger waren mit der Streckenführung durch das Angertal zufrieden. Der Anschluß an die Eisenbahn bedeutete zur damaligen Zeit Fortschritt, wirtschaftlichen Aufschwung und Reichtum. Vom Reichtum der Kalksteinvorkommen wollten alle profitieren. Die Gemeinde Homberg-Bellscheidt-Bracht wollte die Bahn nicht am Angerbach entlang, sondern über Homberg durch den Pflingstberg hindurch nach Ratingen-Ost und von dort weiter bis nach Ratingen-West führen. Die Gemeinde versprach sich davon eine billige Beförderung der landwirtschaftlichen Produkte. Außerdem gab es durch die Kalksteinvorkommen die besten Voraussetzungen zur Entwicklung einer blühenden Industrie. Formsand und Lehm zur Ziegelsteinfabrikation waren ebenfalls vorhanden. Der Tunnel



Personenzug im Angertal bei Müschenau im Juni 1937 (Foto: C. Bellingrodt)

durch den Pflingstberg sollte 400 Meter lang werden. Die Strecke Hofermühle-Homberg-Ratingen-West wäre zwei Kilometer kürzer gewesen als die Strecke durch das Angertal. Die Aussichten für eine Verwirklichung standen keineswegs ungünstig, so steht es im Ratinger Anzeiger vom 1. Januar 1898. Der Rat der Gemeinde Homberg hatte bereits 30.000 Mark zum Ankauf des nötigen Grundbesitzes bewilligt. Auch wollten, so die Zeitung, verschiedene Industrielle in Ratingen einen Beitrag zur Finanzierung leisten. Zwischen Ratingen-West und Ratingen-Ost wäre bei dieser Streckenführung nämlich ein großes Terrain zur Industriensiedlung erschlossen worden.

Klage gegen die Eisenbahn

Das romantische Angertal werde aufhören, „für die der Erfrischung bedürftigen Bewohner der nahegelegenen Fabrik- und Handelsstädte ein erquickender Ausflugsort zu sein“, denn das „immerwährende Getöse, unaufhörliche Staub-, Rauch- und Rußablagerungen“ würden den Aufenthalt im Angertal gründlich verleiden, so klagte der Besitzer von Haus Anger. Über mehrere Besitzer war Haus Anger 1860 an Alexander von Heister und nach dessen Tod an seinen Neffen Bruno von Heister gelangt. Für den minderjährigen Bruno von Heister führte sein Vater einen Rechtsstreit gegen die Bahn. Klingt seine Klage auch wie die eines Naturschützers, so standen dahinter doch handfeste materielle Interessen: Die Jagd lohne sich nicht mehr, die Fischzucht werde vernichtet, klagte der Rittmeister die Bahn an, wenn die Trasse durch das Angertal und seinen Besitz gelegt werde. Die Entschädigung der Eisenbahn war ihm deshalb viel zu gering. Aber auch er konnte den Bahnbau nicht aufhalten.

Der Werksbahnhof Rohdenhaus

Mit der Gründung der „Rheinischen Kalksteinwerke GmbH Wülfrath“ (RKW) durch August Thyssen am 23. Oktober 1903 begann der wachsende Einfluß der Schwerindustrie auf die Kalksteingewinnung und -verar-



Werksbahnhof Rohdenhaus der Rheinischen Kalksteinwerke

beitung. Rasch wuchs die Kalkindustrie im Wülfrather Gebiet. Bereits 1899 ließ Thyssen in Schlupkothen in unmittelbarer Nähe der Düsselquelle Kalkstein gewinnen. Aber erst nachdem die Angertalbahn fertiggestellt war, konnten die großen Kalksteinbrüche um Wülfrath und an der oberen Düssel errichtet werden. 1905 erhielten die RKW in Rohdenhaus einen direkten Anschluß an die Angertalbahn. Die Angertalbahn entwickelte sich wegen der Beteiligung am Frachturnsatz binnen kurzem zur ertragreichsten Verbindung des gesamten deutschen Eisenbahnnetzes.

Bis 1976 fuhren die Dampfzösser

Bis 1976 gab es auf der Angertalbahn Dampfzugbetrieb. Die preußische Tenderlok T3 zog in den ersten Jahren 25 bis 30 Wagen. Loks der Baureihe 92 (T13) lösten die Baureihe T3 ab. 1925 führte die Reichsbahn Versuchsfahrten mit der Baureihe 94 (T16) durch. Diese Dampflok eignete sich hervorragend für den Betrieb auf der nicht einfachen Strecke. Die T13 mußte bei der Bergfahrt mit einer Vorspannlok fahren. Dies zeigt, wie steil die Strecke nach Wülfrath hinaufführt. Die Baureihe 82 gab nach dem Zweiten Weltkrieg nur ein kurzes Gastspiel. Den Transport versahen vor allem die Loks der 50er Baureihe aus den Betriebswerken Duisburg-Wedau und Oberhausen-Osterfeld-Süd. Die schwere Diesellok V200 (Baureihe 221), die ihre großen Auftritte auf der „Vogelfluglinie“ hatte, fand im

Angertal ihr letztes Einsatzgebiet. Heute fahren auf der Strecke Dieselloks der Baureihe 216, in ozeanblau-beiger und weinroter DB-Lackierung mit weißer Schürze an der Stirnseite. Seit Januar 1994 sieht man gelegentlich auch Dieselloks der Baureihe 232 der ehemaligen DDR-Reichsbahn im Angertal. Diese 3000-PS-starken dunkelroten Loks mit 16-Zylinder-Viertakt Dieselmotor und Turbolader stammen noch aus sowjetischer Produktion und wurden wegen des großen Lärms, den sie verursachen, in der früheren DDR scherzhaft „Taiga-Trommel“ oder „Stalins letzte Rache“ genannt.

Norbert Opfermann M.A.

Quellennachweis:

Stadtarchiv Ratingen

Bestand A 44, A 26
Bürgermeisteramt Eckamp Nr. 489, 162

**Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv
Düsseldorf**
Regierung Düsseldorf
BR 1003 Bundesbahndirektion Wuppertal

Bundesbahndirektion Essen

Gleispläne der Bahnhöfe Flandersbach und Wülfrath

Schrifttum

Volmert, Theo: Hösel. Berichte, Dokumente, Bilder aus seiner tausendjährigen Geschichte, Ratingen 1980.
Stadt Wülfrath (Hrsg.): Heimatbuch einer niederbergischen Stadt, Ratingen 1962.

Landeshauptstadt Düsseldorf (Hrsg.): Die Düssel, Köln 1988.

Zeitungen und Zeitschriften

Die Dampfbahn 3/77
Eisenbahnmagazin 11/87
Rheinische Post vom 31.12.1985
Westdeutsche Zeitung vom 28.11.1985
Rheinische Post vom 18.8.1950
Rheinische Post vom 4.9.1993
Wülfrather Akzente 10/93, Werkszeitschrift der Wülfrather Gruppe Knapper und Schrotten 10/78, Werkszeitschrift der Rheinischen Kalksteinwerke
Ratinger Zeitung vom 23.7.1890
Ratinger Zeitung vom 5.6.1897
Ratinger Zeitung vom 1.1.1898

Der letzte Weg in Hösel

Im Gegensatz zum dörflichen Hösel haben sich die Beerdigungsmodalitäten in der jetzigen Zeit stark verändert. Heute findet das Sterben in der Regel anonym im Krankenhaus statt.

Der Verstorbene wird, durch das beauftragte Beerdigungsinstitut präpariert, in der Leichenhalle des kommunalen Friedhofes in einem aus einem Katalog ausgesuchten Sarg aufgebahrt. Je nach Konfession und Ansichten wird der Leichnam noch einmal besucht. Hin und wieder wird auch eine Totenmaske abgenommen. Die Trauerfeier findet in der Kapelle über der Leichenhalle statt. Anschließend geht der letzte Weg mit einem stilvoll gummibereiften Wagen zur Grabstelle, wo die Beerdigung stattfindet. Die Trauergemeinde geht in ein Lokal zur „Rauhe“, und die Zeremonie ist beendet.

Der Unterschied zum Sterben in der Generation unserer Großeltern ist beachtlich. Die Friedhöfe von Hösel waren für die evangelische Gemeinde der Friedhof Linnep, für die katholische Gemeinde der Friedhof Mintard, und nach dem Bau der Kapelle, später Kirche, ab ca. 1920 der Friedhof an der Eggerscheidter Straße. Die wenigen Juden wurden am Görtscheider Weg auf dem jüdischen Friedhof der Gemeinde Kettwig vor der Brücke beigesetzt.

Private Grabstätten in unserer Gegend sind mir nur von den adeligen Familien Isselstein und Spee auf Schloß Linnep sowie verschiedener adeliger Besitzer und der Familie Thyssen auf Schloß Landsberg bekannt. Eine Ausnahme machte nur die schillernde Figur des Fritz Aurel Goergen, der sich Anfang der fünfziger Jahre ein großes Haus auf der Waldstraße baute sowie den Park der ehemaligen Villa Lessing kaufte (heute die Siedlung Am Forsthaus).

Nach dem Tod seiner ersten Frau wollte er die Grabstätte in seinem

Park haben und bekam sie auch. Daß er bald darauf als Sanierer der Kasseler Firma Henschel mit dem Gesetz in Konflikt kam, und, nach Verbüßung seiner Strafe, seinem Geld folgend, an den Genfer See zog, ist eine andere Geschichte. Die Grabstätte liegt immer noch beziehungslos hinter seinem ehemaligen Haus.

Als Beispiele führe ich nun in der Reihenfolge ihres Ablebens meine Großeltern an. Mein Großvater Gumm starb 1916 an den Folgen eines Unfalls, den er als Mühlenbauer auf der Ölmühle in Cromford erlitten hatte. Die Beerdigung war nach Aussage meiner Mutter sehr trist und bescheiden. Der Leichnam wurde auf einer einachsigen Stechkarre, einem Gefährt, auf dem Handwerker und Bauern lange Gegenstände beförderten, vom Allscheidt, ihrem damaligen Wohnhaus, durch den Wald zum Friedhof Linnep geschoben und dort beigesetzt. Eine Feier fand, bedingt durch die Kriegszeit, nicht statt.

Mein Großvater Großerlinden starb im März 1945 und wurde auf ähnlich stillem Wege, ohne große Aufwendungen, in den letzten Tagen des Krieges begraben.

In seinem Übertragungsvertrag von 1932, in dem er sein Gut auf der Schlipp vererbte und seine persönlichen Verhältnisse für sich und seine Frau festlegte, bestimmte er für beide ausdrücklich „ein standesgemäßes Begräbnis“. Aber diesem Wunsch konnte angesichts der Zeiten nicht entsprochen werden.

Dieses bekam 1951 erst seine Frau, meine Großmutter, an deren Ableben und Beerdigung ich mich noch gut erinnern kann.

Das Sterbelager fand in ihrem Wohnhaus auf der Schlippen statt, dauerte ca. 8 Tage und wurde von ihren Kindern durch Bettwachen und Anwesenheit begleitet. Nach ihrem Tode wurde sie durch ihre Familienangehörigen

hergerichtet und in ihrem besten Kleid im Wohnzimmer des Hauses aufgebahrt.

Die Schlagläden waren geschlossen, und es herrschte eine düstere, traurige Stimmung. Ihre Nachbarn, Verwandten und Freunde kondolierten, sprachen ein Gebet und brachten Blumen, die an den Sarg gestellt wurden. Am Beerdigungstage kam ein von zwei verhangenen Rappen gezogener, schwarz lackierter Leichenwagen mit zwei livrierten Kutschern, auf den der Sarg geschoben wurde. Die Trägerdienste besorgten die Nachbarn. Zuletzt wurde der Leichenwagen mit Kränzen und Blumen geschmückt, und die Trauergemeinde zog den ca. 6 km langen letzten Weg zum Friedhof Linnep. Die Kleidung war sehr feierlich, ganz in dunkel die Herren mit Zylinder, die Damen mit Hut und Schleier. Der Zug bewegte sich aus den Höfen über den Peddenkamp, die Bahnhofstraße, die Essener Straße (Am Sondert), den Linner Weg, dann zum Friedhof Linnep. Uns begegnende Passanten blieben stehen, zogen den Hut, die wenigen Autos blieben stehen und warteten, bis der Beerdigungszug vorbei war. Als bleibende Erinnerung ist mir noch die Tatsache gegenwärtig, daß die Trauergemeinde am Schloß Linnep die Abkürzung am Teich entlang benutzte, während wir als

Sei genau bis in den Tod,
so will ich dir die Ehre
des Lebens geben



Heute, am Donnerstag, dem 25. Januar 1951 gegen 12 Uhr verchied nach kurzem Leiden unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Urgroßmutter und Tante

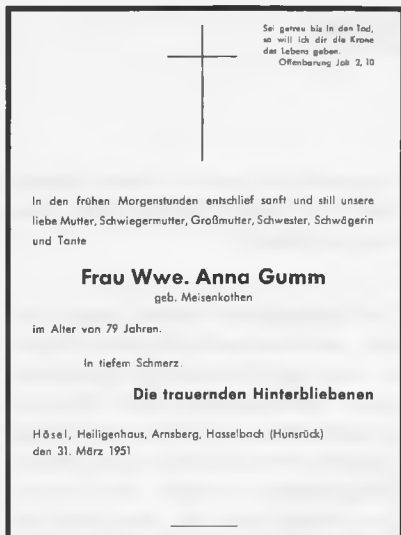
Frau Wwe. Johann Großerlinden
Anna, geb. Schrooten

im Alter von fast 79 Jahren.

Die trauernden Hinterbliebenen:

Gerhard Großerlinden
Magdalene Schmitz
geb. Großerlinden
Fritz Großerlinden

Hösel, Stutebüll, den 25. Januar 1951
In den Höfen 3



Hauptleidtragende noch ca. 1 km mehr über den Fahrweg hinter dem Leichenwagen gingen. Auf meinen Protest hin tröstete mich mein Vater mit der Feststellung, daß ich zurück mit dem Auto fahren dürfe. Die Trauerfeier fand am offenen Grab auf dem Friedhof statt. Danach wurde der Leichnam beigesetzt. Zur „Rauhe“ wurden die Nachbarn und Freunde in das Sterbehaus eingeladen, wo bei unserer Ankunft riesige Mengen an Beerdigungskuchen (Streuselkuchen) und Gebäck auf den Tischen standen. Da meine Großmutter nach kurzer Krankheit und 79jährig gestorben war, waren im Prinzip alle froh, daß sie es überstanden hatte, und die Feier wurde bis in die Abendstunden recht lebhaft fortgesetzt.

Meine Großmutter Gumm starb drei Monate später. Sie lebte zuletzt bei ihrem ältesten Sohn auf der Eggerscheidter Straße. Das Sterben folgte in etwa dem vorher beschriebenen Weg. Nur mit dem Unterschied, daß sie vorher mit ihrer Schwiegertochter vereinbart hatte, daß sie auf dem neuen, 1946 angelegten kommunalen Friedhof in Hösel beerdigt werden wollte. Weil man sie unbedingt neben ihrem verstorbenen Mann in Linnep beerdigen wollte, sagte sie zur Begründung: „Begrav mich man in Hüsel, in Linnep kütt mich je nümes besoecken“.

Da wurde sie, ihrem letzten Wunsch entsprechend, auf dem Höseler Friedhof begraben. Da damals noch keine Leichenhalle existierte, wurde sie auch im

Wohnhaus hergerichtet und aufgebahrt. Der Leichenzug war jetzt zu meiner Freude wesentlich kürzer (Eggerscheidter Straße, Heiligenhauser Straße, Sinkesbruch) und verlief ähnlich wie bei meiner anderen Großmutter, nur daß die „Rauhe“ wegen der großen Verwandtschaft in der Gaststätte Boltenburg stattfand. Nicht geän-

dert hat sich im Laufe der Zeit nur die Tatsache, daß alle Verwandten und Freunde den Verstorbenen auf seinem letzten Gang begleiten und eine Beerdigung meist der Ort und Platz ist, wo noch einmal die ganze Familie zusammenkommt.

Rolf Großterlinden

Grabstätten prominenter Höseler Bürger auf dem Linnep Waldfriedhof



▲ Gregor von Bochmann (1850–1930)
Maler der Düsseldorfer Malerschule.
Professor an der Kunstakademie
Düsseldorf.



▲ Dr. Hugo Henkel (1881–1952)
Chemiker, Inhaber der Firma Henkel
und Cie. Erfinder des „Persil“.

Ludwig Rosenberg (1903–1977)
Mitbegründer des Deutschen
Gewerkschaftsbundes.
Vorsitzender des DGB von
▼ 1962 bis 1969.



Grabstein auf dem jüdischen Friedhof am Gorscheider Weg in Hösel



Aus den Aufzeichnungen des Höseler Lehrers Peter Vogel

Fortsetzung des ersten „Lernausflugs“

In der vorigen „Quecke“ (Nr.63 vom Dezember 1993) berichteten wir über den Höseler Lehrer Peter Vogel (1866 - 1948) und seine Aufzeichnungen. Peter Vogel war das mittlere Glied einer Lehrerdynastie: sein Vater Julius Vogel, Peter Vogel selbst und sein Sohn Rudi Vogel waren Lehrer an der evangelischen Volksschule Hösel. In den Jahren 1940 bis 1944 verfaßte Peter Vogel fünf „Lernausflüge“ für die Höseler Schuljugend, in denen er seinen Heimatort und die Landschaft um Hösel ausführlich beschreibt. Der erste „Lernausflug“ begann auf dem „Spielplatz“ der Evangelischen Schule, führte die Bahnhofstraße hinab und endete schließlich am Dickelsbach an der Stelle, wo dieser die Bahnhofstraße unterquert. Hier soll nun der erste „Lernausflug“ fortgesetzt werden:



Die Familie des Lehrers Peter Vogel vor dem alten Lehrerhaus im Jahre 1903. Auf dem Schoß der Mutter der spätere Lehrer Rudi Vogel, die dritte Generation der Höseler Lehrerfamilie

Wir treten auf die andere Seite der Landstraße. Das Tal ist auch hier zu beiden Seiten des Baches mit schönem Buchenwald bestanden. So findest du es im ganzen Oberlauf des Dickelsbaches. Um das tiefe Tal zu überqueren, hat man bei dem Straßenbau einen hohen Damm aufwerfen müssen. Dem Bache aber hat man, da er auch in trockenen Zeiten stets wasserreich ist und nie versiegt, einen hohen Durchlaß bauen müssen. Wir stehen hoch über dem Bache und schauen der Richtung nach, wohin er fließt. Wo wir unseren rechten Arm haben, ist sein rechtes Ufer, wo wir unseren linken Arm haben, ist das linke Ufer. Der Dickelsbach hat hier ein starkes Gefälle, das siehst du an dem schnell fließenden Wasser. Der Wald, durch den der Bach von dem Teich bis zum Durchlaß fließt, gehört dem Herrn Schnitzler (1) und der Wald, durch den der Bach vom Ausgang des

Durchlasses fließt, gehört zum Restaurant Dickelsmühle.(2) Er bietet im Sommer den Gästen einen kühlen Aufenthalt. Nur liegt er, von der Straße aus gesehen, zu tief und ist wenig gepflegt. Der Erbauer und Eigentümer dieses Restaurants, Eugen Gerhardt, ist leider schon während des 1. Weltkrieges und besonders für diese Neuanlage viel zu früh gestorben. Er war der Sohn des langjährigen Bahnhofswirtes, ein Mann mit einem großen Unternehmungsgeist. Der Dickelsmühle - Haus Nr. 34 (3) - gegenüber liegt die älteste Gärtnerei Hösels - Haus Nr. 33 -(4). Der Gründer war der Gärtner Heinrich Simon, ein Mann mit reicher Fachkenntnis ausgestattet, aber zu bequem. Seine tüchtige Frau, eine geborene Jasper, ersetzte das, was ihm fehlte. Sie war die Triebfeder im Geschäft, dazu eine tüchtige Hausfrau und schenkte ihrem Manne mehr als ein Dutzend gut

begabter Kinder. Aber keiner wurde Gärtner. Julchen Simon heiratete den jetzigen Besitzer Schmitz, der die Gärtnerei übernahm. Sie starb aber früh und auch ihr einziges Kind. Schmitz ging später die zweite Ehe ein und behauptete das Besitzrecht gegen die vielen Angriffe der Geschwister von seiner ersten Frau Julchen, geborene Simon. Die Adolf-Hitler-Allee (5) führt uns nun wieder bergan und zwar über einen schmalen Höhenrücken als der ist, den wir verlassen haben.

Der Boden eignet sich aber weniger zum Ackerbau, er ist sehr steinreich und man nennt ihn „Kieselei“. Das erste Haus rechts Nr. 23 (6) baute Ellinghaus, Telegraphendirektor aus Mönchengladbach, aus Kettwig gebürtig.



Das Gasthaus „Dickelsmühle“ an der Bahnhofstraße. Aufnahme aus den 20er Jahren. Das Haus steht heute unter Denkmalschutz



Das alte Gärtnerhaus der Familie Simon im Jahre 1912

Nach seinem Tod trat Hermann Hegels, ein Kriegsverletzter aus dem ersten Weltkrieg, der Ellinghaus' einzige Tochter zur Frau hat, als Erbe das Besitztum an. Im Erdgeschoß wohnt die Familie des Bahnassistenten Büschken. Etwas zurückliegend baute August Werntges, Schreinermeister, seine mechanische Schreinerei, verbunden mit seiner Wohnstätte Nr. 21 (7). Unter Nr. 19 (8) liegt die einbringliche Kohlenverkaufsstelle des Wilhelm Ditzhaus. Die Familie Ditzhaus gehört zu den alteingesessenen reformierten Familien Hösel. Sein Urgroßvater, Adolf Ditzhaus, geb. 1776 in Wülfrath, verlegte schon früh seinen Wohnsitz nach Hösel. Am Roland (9) wurde 1818 sein Sohn Friedrich Wilhelm Ditzhaus geboren. Er heiratete 1852 eine Winnemann, und dessen Sohn August vermählte sich 1880 mit Charlotte Keller aus Obernhof an der Lahn. Ihr Vater, Christian Keller, war Ingenieur und wurde durch Bahn- und Tunnelbau 1870 nach Hösel geführt. Ihr Sohn ist der jetzige Besitzer der Kohlenhandlung und ein ebenso emsiger Mann wie seine gute Mutter, die Lottchen. Seine Tochter Erna aus erster Ehe mit Maria Magdalene Szigat verheiratete sich vor einigen Jahren mit Otto Stinshoff von der Boltenburg. Der nächste Nachbar von Ditzhaus war lange Jahre hindurch der Bergwerksunternehmer August Körmann (10). Er baute den schönen Wohnsitz, ließ ihn aber, nachdem er durch

die Inflation sein Vermögen einbüßte, verkommen. Nach seinem Tode kaufte der Fruchthändler Benninghofen aus Velbert diese Besetzung und ließ sie wieder in den früheren Zustand setzen. Welch guten Geschmack der arme Körmann gehabt hat, das kann jetzt jeder wieder sehen. Die frühere Körmannsche Besetzung ist wieder die Zierde der Kieselei geworden (11). In dem folgenden Doppelhaus (12) wohnten die Gebrüder Ernst und Wilhelm Nofen. Nr. 15 und Nr. 13. Sie sind die Begründer der dahinterliegenden Gelbgießerei, jetzt Metallwarenfabrik (13). Die Seele dieses Betriebes war Wilhelm Nofen. Leider starb er zu früh. Jetzt wurde Tasch aus der Waldsiedlung Teilhaber. Ich lernte ihn kennen, als der Bauunternehmer Woker in der Waldsiedlung, die er gegründet hat, eine höhere Lehranstalt einrichten wollte (14). Aber durch den Ausbruch des ersten Weltkrieges konnte der Plan nicht zur Ausführung gebracht werden. Bei dem Bauunternehmer Woker schien Tasch eine nebengeordnete Stellung einzunehmen. Zu Anfang des Ersten Weltkrieges tauchte er hier wieder auf als reicher Mann und kaufte den Heimsang (15), verkaufte ihn bald wieder und verlegte seinen Wohnsitz in die Waldsiedlung, Preußenstraße 2 und 4. Auf Heimsang fand noch die Doppelhochzeit seiner beiden Stieftöchter statt. Die ältere verheiratete sich mit Pallas, dem jetzigen

Geschäftsführer und die jüngere mit Lehrer Richard Schroer (16). Die letzte Ehe wurde nach 10 Jahren gerichtlich geschieden. Als Teilhaber mußte Tasch bald den Ernst Nofen abfinden und sich zum Alleinbesitzer der Fabrik machen. Aber nur zu schnell wurde es bekannt, daß sich Nofen hatte übervorteilen lassen. Durch mehrere Prozesse gelangte Ernst Nofen zu seinem Recht. Nun hat er sich auf Heiligenhaus zu eine neue Metallwarenfabrik angelegt. (17)

Das folgende Haus Nr. 11 (18) baute und bewohnte der Eisenbahngestellte Albert Kohl, der eine Laupenmühlen vom Bergerbaum an der Sinkesbrucher Straße zur Frau hatte. Sie starben beide früh, als ihre drei Kinder noch zur Schule gingen. Ihr Onkel Johann Theus von der Windfoche (19) wurde Vormund, und der verwaltete das Vermögen der drei unmündigen Kinder. Der Anstreicher Wilhelm Middell war damals Waisenrat.

Jetzt sind die Kinder schon lange großjährig. Der älteste Sohn Paul Gerhard, der an der Bahn angestellt ist, wohnt noch in dem Hause. Dann bewohnen das Haus Familie Gustav Stinshoff und Familie Bischof. Unten rechts befindet sich ein Lebensmittelgeschäft, eine Filiale des Alex Vonnessen. In diesem Hause ist lange Zeit die Deutsche Reichspost von Hösel untergebracht gewesen. Daher heißt es heute noch „An der alten Post“ (20). In dem alten kleinen einstöckigen Bruchsteinhaus wohnt der einzige Sattler Hösel Ernst Hochstein, Haus Nr. 12 (21). Oberhalb dieses Bruchsteinhauses, der „Alten Post“ gegenüber, liegt wieder ein Lebensmittelgeschäft. Die Familie Schulten bewohnt es unten und unterhält das Geschäft. Im ersten Stock wohnt die Familie Willi Wevers, Haus Nr. 14 (22). Der Kohlenhandlung von Wilhelm Ditzhaus gegenüber zweigt die kurze Wildenhaus-Straße ab, die die Adolf-Hitler-Allee (23) mit der Rodenwaldstraße verbindet. Hier liegt nur ein Haus Nr. 8 (24). Es gehörte dem alten Ehepaar Hermann Grahshoff und Bertha Kammann. Sie feierten am 9. Juni 1931 die Goldhochzeit. Auch hier-

bei hat die erste Klasse auch wieder mithelfen müssen. Darüber ist zu lesen im Jahrgang 1931, Seite 255 - 257, der Schulchronik. Hier muß früher, als noch der alte Kirchen- und Leichenweg durch dieses Feld bis zur Kohlstraße ging, ein Haus gestanden haben, das wie die Bewohner den Namen Wildenhaus trug.. Darauf weisen manche Eintragungen in unseren Kirchenbüchern hin. Hinter der alten Post liegt eine kleine Häusergruppe, durch die die Kieseleistraße führt. In Nr. 1 (25) wohnen die Familien Wilhelm Kuwertz und Wilhelm Kehrmann und rechts in Nr. 4 (26) der Metalldreher Ernst Kuwertz mit seiner Familie und in Nr. 6 die Familie Otto Wetzel. An der Metallwarenfabrik der Gebrüder Nofen lesen wir die Haus-Nr. 9 (27). Als ständiger Wächter dieser Fabrik bewohnt der Schleifer Weber mit seiner Frau einige schön eingerichtete Wohnräume. Seine beiden Töchter, meine Schülerinnen, sind schon längst verheiratet. Sie heißen Henny und Inge. Unterhalb der Fabrik wohnen auf Nr. 11 (28) die Familien Raabe und Gohr. Dann folgt rechts wieder eine kleine saubere Wohnstätte, das die Haus-Nr. 14 (29) trägt. Hier wohnt die Familie Johann Agethen. Auf der linken Seite erhebt sich weiter zum krasen Unterschied von der kleinen Wohnung das im Jahre 1928 von Karl Raabe erbaute Doppelfamilienhaus Nr. 17 und 19 (30). Weiter abwärts folgt dann auf derselben Seite eine uralte Doppelwohnung, die den eigentümlichen Namen „Kradenpot“ führt. Hier wohnen die Familien Holzapfel, jetzt Funk, und Schaffner. In den alten Kirchenbüchern von Linnep wird dieser Name „Kradenpot“ in den verschiedensten Schreibarten aufgeführt (31). Unter demselben Namen finden wir rechts, etwas von der Straße abgelegen, wieder eine solche alte Wohnstätte, die von den Nachkommen des langjährigen alten Briefträgers Albert Kehrmann bewohnt wird (32). Die Post wurde in den 70er Jahren von dem Wirt des Jägerhofes Bütefür und später von seinem Stiefsohn Oberscheidt versorgt (33). Wie klein damals noch der Postbetrieb war im Gegensatz zu dem heutigen, geht daraus hervor, daß der Briefträger Albert Kehrmann des Morgens in Hösel



Die Bahnhofstraße im Jahre 1958.
Links das Bruchsteinhaus des Sattlers Ernst Hochstein



Der frühere Kothen „Kieselei“ im Jahre 1948.
Rechts die zu einem Wohnhaus umgebaute ehemalige Scheune.



Der alte Kothen „Kradenpot“ im Jahre 1948

und des Nachmittags in Linnep die Postsachen herumtrug. Heute hat Hösel eine selbständige Post mit 3 Briefträgern und 2 Nebentstellen, Heimsang und Bruch über Ratingen (34) mit je einem Briefträger, und Breitscheid 2 Nebentstellen, Siepenkothen und Pönt über Ratingen mit je einem Briefträger. Was jetzt also 7 Briefträger zu tun haben, konnte Albert Kehrmann damals noch alleine bewältigen. Wir gehen nun wieder zur Adolf-Hitler-Allee (35) zurück.

Von der alten Post an geht sie wieder bergab bis zur Bahn hin. Sie überquert zu Anfang die alte Heerstraße (36), die von Köln kommend, über Düsseldorf, Ratingen, Hösel, Kettwig über Essen weiter führt. Lange Jahrhunderte hindurch war sie nicht nur eine Heer- sondern auch eine Handelsstraße. Sie hat aber auf die Entwicklung Hösels keinen Einfluß gehabt. Bei dem Niedergang des Rittertums haben die Raubritter von Gräfgenstein auf dieser Straße ihr Unwesen getrieben, bis die Bürger von Köln und Düsseldorf sich zusammengetan haben und haben das Raubnest an der Anger bei Eggerscheidt gründlich zerstört. Diese Zerstörung hat noch eigenartige Folgen nach sich gezogen, die hier schon kurz erwähnt werden sollen. Nach der Zerstörung von Gräfgenstein zogen am Tage darauf die Hörigen aus Eggerscheidt aus, um aus den Trümmern der Burg noch Beute zu erhaschen. Den sie tot geglaubt, ziehen sie unter den Trümmern noch lebend heraus, den Raubritter, ihren Peiniger. Dieser aber hatte in seiner Todesnot ein Gelübde getan, daß er, wenn er gerettet würde, in Eggerscheidt eine Kapelle zur Ehre Gottes erbauen wollte. Das Gelübde hat er auch gehalten. In der Nähe des Brandspritzenhauses mitten in Eggerscheidt hat man noch die Grundmauern der Kapelle wiedergefunden, die jedenfalls in den späteren Kriegswirren wieder zerstört wurde. Scherzweise nennt man noch heute das Spritzenhaus den „Eggerscheidter Dom“. - In dem alten Gräfgenstein hielten sich zu der Zeit viele Eulen auf. Durch die Zerstörung ihres Aufenthaltsortes beraubt, verlegten sie denselben jetzt in die dichten Wälder und

Kalksteinbrüche in der Nähe der heute vielbesuchten Waldschänke „An der Eule“ (37), die davon ihren Namen erhalten haben soll. - Später hat die Heerstraße, soweit sie durch Hösel geht, den Namen Kohlstraße erhalten. Das hat folgende Veranlassung gehabt. Die Berge an der Anger vorbei sind mit Kalkriegel durchsetzt. In der Nähe der Eule unterhielt die Familie Stinshoff bis zum Jahre 1900 einige Kalköfen, ebenso Brüggelmann von Ratingen. An der Eule sind noch Überreste davon zu sehen und noch gut erhalten geblieben. Zum Kalksteinbrennen gehören aber viele Kohlen. Da die Wege zum Fahren zu schlecht waren, hatten die Besitzer Stinshoff und Brüggelmann eine Reihe Maulesel, die von Werden und Essen in Säcken die Kohlen zu den Kalköfen an der Eule schleppen mußten. Davon nannte man die Straße nunmehr (Heerstraße) - Kohlstraße und so heißt sie heute noch. - Die frühere Fortsetzung der Kohlstraße nach Kettwig zu heißt jetzt Kettwiger Straße (38). Sie wurde auf Wunsch und Mithilfe des IMI-Fabrikanten Henkel, der in dem Landhaus am alten Holenweg seinen Sommersitz hat (39), ausgebaut. An ihr liegen zu Anfang nur an der rechten Seite Häuser, außer Roland sind es nur Neubauten. Diesen 7 Neubauten gegenüber befindet sich ein schöner Buchenhochwald, der zu dem freiherrlichen Schlosse Hugenpoet a.d. Ruhr gehört, also zu Bauzwecken nicht veräußert wird. (Fideikommiß = unveräußerliches Erbgut.)

Das alte Fachwerkhause Roland, das etwas abseits von der Kettwiger Straße (40) liegt, wird schon in den ältesten Kirchenbüchern von Linnep erwähnt, gehört also auch zu den ältesten Wohnungen Hösels.

Der fast unbenutzte Abhang vom Roland bis zur Kettwiger Straße ist meistens mit Strauchwerk bewachsen. Da unbenutzte Flächen zum Anbau von Eigenheimen freigegeben sind, so wird auch dort ein Eigenheim errichtet. Roland trägt die Hausnummer 8 (41). In dem ersten Neubau wohnt der Vertreter Havers, Hausnummer 10 (42). Im folgenden Hause

wohnt der Opernsänger Wilhelm Aldenhof, Hausnummer 12 (43). Das folgende Landhaus (Hausnummer 14) (44) bewohnt Fräulein Herion. Das 4. Landhaus bewohnt ein pensionierter Bäcker mit Namen Dannhöfer, Hausnummer 16 (45). Die 5. Villa hat sich der Fabrikdirektor Bannenbergs errichten lassen, Hausnummer 18 (46). In dem vorletzten Neubau Nummer 20 (47) wohnt die Familie des Spezialarztes Dr. Thiele (Ohren-, Nase- und Mund). Der Ort seiner Praxis ist Kettwig/Ruhr. Im letzten Hause wohnt der Zechenbeamte Hack, Nummer 22 (48). Unterhalb dieses letzten Neubaus führt rechts ein Fußweg (49) ins Sinkesbruch, das man von hier aus schon besser übersehen kann. Diese Wiese links von dem Fußweg gehört schon zu dem Besitz des Fabrikanten Henkel, dessen Wohnsitz „Am alten Holenweg“ man von hier sehen kann, wenn er auch nur so eben aus den belaubten Waldbäumen hervorlugt. - Von hier aus gehen wir wieder zurück zur Landstraße (50); denn wir wollen mit diesem Ausfluge noch die Waldsiedlung kennenlernen und dann jenseits der Bahnstrecke am Familienhaus (51) und an dem Bahneinschnitt entlang bis zum Eingang des Tunnels an der Thüsen und am Thüs am Kamp (52) vorbei auf der Kettwiger Straße (53) zurück bis zur Sinkesbrucherstraße wandern, auf der wir dann langsam den Rückweg zur Schule einschlagen wollen. - In der Ecke, die von der Kettwiger Straße (54) und der Chaussee gebildet wird, sehen wir wieder ein altes Fachwerkhause. Welche Nummer ist an dem Türpfosten befestigt ? (3) Es müßte die Zahl 1 tragen, wenn es zur Kettwiger Straße (55) gerechnet würde. Wer weiß das zu erklären? An dieser Seite der Adolf-Hitler-Allee (56) erstreckt sich bis zur Tapetenfabrik (57) ein Buchenhochwald. Der ist Fideikommiß (58) und gehört zu Hugenpoet.

Auf dieser Strecke wird also kein Bauplatz freigegeben.

Welche Nummer trägt die Tapetenfabrik? (59) (Nummer 1)

Hier ist der Anfang der Adolf-Hitler-Allee. (60)

Was für Zahlen tragen die Häuser an der linken Straßenseite? (ungeraden) auf der rechten Seite? (geraden).

Da also von der Tapetenfabrik (61) an der linken Straßenseite kein Bauplatz freigegeben wird, also kein Haus steht und das nächstfolgende, worin Kehrmann wohnt, mit Nr. 3 bezeichnet ist, gehört es also zu welcher Straße? Adolf-Hitler-Allee (62), und nicht zur Kettwiger Straße (63). Welchen besonderen Namen trägt dieses Haus? (Klein Eickelscheid) (64). Welches Haus mag dann Großeickelscheid heißen? Das war früher ein Bauerngut und es liegt an der Bayernstraße. Woher rührt doch wohl der Name Eickelscheid oder Eichenscheid? Die Eichen wachsen gerne im feuchten, tiefelegenen Grund und Boden, die Buchen dagegen lieber auf höher und trocken gelegenen Boden. Auf der tiefer gelegenen Fläche, worauf das Bauernhaus liegt, wuchsen lieber die Eichen und etwas weiter hinauf die Buchen. Hier schied sich also der Buchen- vom Eichenwald, daher Eichenscheid.

Im Plattdeutschen sagt man Eik statt Eiche, deshalb Eickelscheid auch geschrieben Eickelscheid, ein Überbleibsel von ch -.

Zu dem kleinen Kotten Ober- oder Kleineickelscheid gehören noch einige Ackerstücke auf der anderen Seite der Landstraße. Da weiden die Kühe des Hugo Kehrmann und da sieht man ihn und seinen Bruder Otto und seine Frau auf dem Felde tätig. Dieser Kotten gehört wie der schöne dahinterliegende Wald (Forst) zum Fürstenbergischen Schloße Hugenpoet. Schon über 80 Jahre wohnt die Familie des verstorbenen Stuhlmachers Kehrmann auf diesem kleinen Pachtkotten. Sein Sohn Hugo, der jetzige Pächter, ist Kirchmeister von Linnep. Sein Vater starb schon 1902 mit 63 Jahren, aber seine Mutter, eine geborene Kemmann aus Umstand bei Kettwig, wurde 90 Jahre. Sie starb am 21.11.1937.

Hier ist der Platz, noch einmal auf den verschwundenen Hof Unter- oder Großeickelscheid zurückzukommen. Die Besitzer von Groß-



Der Kotten „Klein-Eickelscheid“ im Jahre 1948. Er wurde 1970 abgerissen.

oder Untereickelscheid haben bis 1800 den Namen des Hofes, also Untereickelscheid geführt. Einer, der mit zu den ersten in den Linnep-er Kirchenbüchern genannt wird, ist Jan im untersten Eickelscheid. Er verehelichte sich am 7.3.1688 mit Neljen von Kückels. Ihre Mutter war eine Tochter des Jannen und der Gertruden von der Spindeck, die 1695 am 11. November ihren Brackbanden (oder Fehrenholzerbanden) der Kirche zu Linnep in Erbpacht gaben mit der Bedingung, dieses 2 Morgen große Grundstück zum Schulbau für die ref. Kinder Hösel's zu benutzen.

Jan im untersten Eickelscheid hat, als er sich verehelichte, wohl nicht geahnt, daß er 8 Jahre später Schulmeister von Hösel wurde. Bei der Taufeintragung seiner 4 ersten Kinder ist darin bei dem Beruf des Vaters noch nichts darüber vermerkt. Erst bei den 3 folgenden Kindern heißt es: „die Eltern sind Jan Untereickelscheid, Schulmeister in Hösel, und Nees Kückels.“ Noch nicht 2 Jahrzehnte war es dem ersten Schulmeister von Hösel vergönnt, für die Erziehung und Bildung der hiesigen reformierten Schuljugend zu sorgen, da wurde er am 8.9.1713 durch den Tod abberufen und in Linnep am 14.9.1713 beerdigt. Sein Nachfolger, der die Witwe des ersten Lehrers heiratete, wurde Peter Tesche aus Wald bei Solingen. Nur 6 Jahre war er hier Lehrer. Er starb bereits am 23.4.1719. Danach übernahm die

vakante Lehrerstelle der ältere von den beiden Söhnen des ersten Lehrers in Hösel, Jakob Untereickelscheid. Er wurde am 2.2.1701 getauft. Am 5.4.1720 verheiratete er sich mit Marg. Christine zu Knevels. Da das Einkommen der Lehrerfamilie zum größten Teil aus den Erträgen des Gartens, des Feldes und Kuhstalles bestand, und da das schon alles neben der Berufsarbeit viel Kraft und Zeit in Anspruch nahm, kann man nicht annehmen, daß die beiden Lehrer Jan und Jakob Untereickelscheid auch noch dazu die Verwaltung des Hofes übernommen hätten. Er wird auch in der Zeit, in der Jan die (erste) Lehrerstelle verwaltete, ein Ehepaar Hermann und Christine Untereickelscheid genannt, das die Erbfolge auf dem Gute übernahm. Allerdings wechselt die Frau ihren Vornamen, einmal heißt das Ehepaar Hermann und Stin (1697) dann Hermann und Trin (1700) und weiter Hermann und Irm oder Erm im untersten Eickelscheid. Es wird aber wohl dasselbe Ehepaar gewesen sein, was den Hof verwaltete. Um 1740 folgte dann ein Wilm im untersten Eickelscheid; der mit Gertrud Bergerhof oder Gertrud von der Schlippen verheiratet war. Der jetzt verschwundene Bergerhof (65) und die Schlippen (66) gehörten damals wohl noch zusammen oder wurden zu dieser Zeit vereint bearbeitet. Um 1750 wird daneben noch ein Heinrich Untereickelscheid genannt mit seiner Ehefrau Anna Christine Kirkes. Derselbe war in

zweiter Ehe mit Anna Ridderskamp verheiratet. Von 1765 an scheint ein Peter Untereikelscheid mit seiner Ehefrau Agnes Spindeck das Oberregiment auf dem Gute geführt zu haben; denn bis 1781 wird er in den Linneper Kirchenbüchern nur allein genannt. Zuletzt folgt in der Besitzerreihe des Hofes Hindrich Großeikelscheid mit seinem Weibe Anna Maria Ritterskamp bis 1795.

Aus den Kirchenregistern ist deshalb zu entnehmen, daß bis zum Schlusse des Jahrhunderts die Eigentümer des Hofes denselben Namen, wie das Gut genannt wird, geführt haben. Dann aber verschwindet dieser Name Eikelscheid in den Kirchenregistern von Linnepe. Vielleicht ist das Gut Großeikelscheid danach schon bald in katholische Hände übergegangen. Denn den älteren Höselern ist noch erinnerlich, daß in der letzten Hälfte des folgenden Jahrhunderts eine katholische Familie Spicker den Hof besessen hat. Vielleicht sind die Eltern des bekannten Hermann Spicker die Käufer des Hofes zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gewesen. Zur Zeit des Hermann Spicker wurde das Wohnhaus durch Brand zerstört und mit Ziegelsteinen wieder neu aufgebaut. Sein jüngster Sohn Hermann hat mit mir noch den Unterricht meines Vaters besucht und in den 80-er Jahren den Privatunterricht bei Pfarrer Bleckmann zur Vorbereitung auf das Gymnasium. Er hat es nach mir auch noch bis zum Einjährigen gebracht, ist aber dann früh gestorben. 1899 wurde die Bergische Kleinbahn Heiligenhaus/Hösel gebaut und dabei mußte der Bauer Spicker die Streifen Land von seinem Gute an der Landstraße vorbei und die

ganze Ecke, worauf jetzt die Wirtschaft von Rademacher (67) sich befindet, als Haltestelle abtreten. Das hat er nicht verwirken können. Er verpachtete sein Gut an den Landwirt Kohnen und verzog 1902 auf die andere Rheinseite. 1904 kaufte der Bauunternehmer Piepenbruch aus Essen den Spickers-Hof, und 11/2 Jahre später verkaufte er ihn wieder an den Bauunternehmer Woker in Düsseldorf, der wie in Grafenberg auch der Begründer unserer Waldsiedlung wurde (68). Das erste Haus der Waldsiedlung ist Nr. 14 an der Preußenstraße. Mit der Ausdehnung der Waldsiedlung, die besonders nach dem 1. Weltkrieg sich fortsetzte, nahm das Bauerngut an Größe mehr und mehr ab, so daß der Pächter Kohnen darauf sich nicht mehr halten konnte. Seit 1937 hat er sich zur Ruhe gesetzt und wohnt jetzt mit seinen 3 Töchtern auf der Nesenhauserstraße Nr. 6, I. Etage

(69). Die Ländereien, die zur Großeikelscheid gehörten, sind inzwischen alle parzelliert und verkauft worden. Wenn der ersehnte Frieden kommt, werden dort die Häuser und Wohnungen wie Pilze aus der Erde entstehen. (70)

Was ist nun aus dem Bauernhause geworden (71) ? Frau Bumme kauft es von Woker und gründete darin ein kath. Kinderheim. Als die Lage durch den 2. Weltkrieg immer schwieriger wurde, verkaufte sie es an Fritz Wermeister, der die Betreuung des Kinderheimes noch eine Zeit lang fortsetzte. Wegen der Schwierigkeit der Ernährung ließ er das Kinderheim eingehen und vermietete die Räume an Bombengeschädigte. „So bringt es mir mehr ein und ist auch zeitbedingter,“ meinte Wermeister in einer Unterredung mit mir. (Fortsetzung in der nächsten Ausgabe der „Quecke“)



Der Hof „Groß-Eikelscheid“ im Jahre 1912.
Der Teich im Vordergrund war Quellgebiet des Eickelscheider Baches

**Am zweiten Dienstag jeden Monats veranstaltet
der VLH einen Vortragsabend im ehemaligen Lintorfer Rathaus.**

Beginn: 19.30 Uhr.

Der Eintritt ist frei.

Gäste sind willkommen.

Erklärungen und Erläuterungen zum ersten Lernausflug!

- 1) Die Familie Schnitzler kaufte im Jahre 1912/13 das Gelände von der Familie Fänger vom Fernholzhof und ließ es von einem Gartenarchitekten zu einem Park ausbauen. (siehe Quecke Nr.63, Seite 74, Anm. 49)
- 2) Die frühere Gaststätte „Dickelsmühle“ wurde 1905 von Eugen Gerhard erbaut und bis 1980 von seinen Töchtern Hilde und Emilie weitergeführt. In dem dazugehörigen Wald wurde 1968-69 ein Altenwohnheim der Geschwister Gerhard-Stiftung errichtet. Heute Bahnhofstraße 90.
- 3) Bahnhofstraße 88
- 4) Das alte Gärtnerhaus wurde 1878 erbaut und nach der Errichtung des neuen Hauses 1963 abgerissen. Die Familie Schmitz verkaufte einen Teil des Gärtnergeländes an die Deutsche Bundespost (Postamt Hösel, Bahnhofstraße 87) und an einen Privatmann (Bahnhofstraße 105). Eine Zweigstelle der Deutschen Bank befindet sich ebenfalls auf dem Gelände (Bahnhofstraße 101 und 103).
- 5) Bahnhofstraße
- 6) Bahnhofstraße 85
- 7) Die Schreinerei Werntges ist seit 75 Jahren im Familienbesitz. Kürzlich wurde der Betrieb vom Enkel des Gründers übernommen. Heute Bahnhofstraße 81 - 83.
- 8) Bahnhofstraße 79. Nach dem Tod des Vaters erweiterte Sohn Wilhelm Ditzhaus jun. das Geschäft noch mit einer Baustoffhandlung und einem Transportunternehmen.
- 9) Das Haus steht heute an der Hugo-Henkel-Straße Nr. 26
- 10) Bahnhofstraße Nr. 67
- 11) Die frühere Körmannsche Besitzung grenzte im hinteren Bereich an die Straße Kieselei. Die letzten Besitzer, die Familie Smout, verkauften diesen Landstreifen, auf dem Wohngebäude errichtet wurden. Der vordere Teil an der Bahnhofstraße wurde an die Stiftung Haus Oberschlesien verkauft. 1983 wurde hier das Oberschlesische Landesmuseum erbaut. Auf dem gegenüberliegenden Gelände ist kürzlich ein Erweiterungsgebäude des Oberschlesischen Landesmuseums errichtet worden.
- 12) Bahnhofstraße Nr. 63/65
- 13) Die Metallwarenfabrik Gebrüder Nofen lag an der Kieselei 7/13. Erbaut 1901, abgerissen 1970.
- 14) 1910 wurde die Waldsiedlung errichtet. Sie liegt zwischen der Bahnlinie und Kohlstraße, Bahnhofstraße und bis zum Ende der Preußenstraße. (Siehe auch Quecke Nr. 61, Seite 67)
- 15) Heimsang Nr. 26
- 16) Der Lehrer Richard Schroer war in den 30er Jahren auch Chorleiter des Höseler Gesangsvereins Harmonie 1914.
- 17) Die frühere Metallwarenfabrik Ernst Nofen liegt in Heiligenhaus, Höseler Straße Nr.138. Heute ist hier eine Autovertretung untergebracht.
- 18) Bahnhofstraße Nr. 61/61 A/ 61 B
- 19) Der Kothen Windfoch lag im Winkel der alten Eggerscheidter Straße und der Ernst-Stinshoff-Straße. Die Gebäude sind abgerissen worden.
- 20) Bis 1912 war hier die Reichspost untergebracht. 1980 wurde das Haus abgerissen und durch einen Neubau ersetzt.



Wir geben Ihrem Gesicht
die richtige Ausstrahlung!

Rolf Kögler

 augenoptik
contactlinsen

Lieferant aller Krankenkassen
Lintorf

Lintorfer Markt 7 · ☎ 3 60 03

- 21) Das Bruchsteinhaus wurde 1970 abgerissen. Der Neubau liegt heute an der Kohlstraße Nr. 1.
- 22) In dem Haus befindet sich heute kein Lebensmittelgeschäft mehr. Bahnhofstraße 58
- 23) Bahnhofstraße
- 24) Wildenhaus Nr. 2. Die kurze Wildenhaus-Straße ist im Laufe der Zeit auf beiden Seiten total bebaut worden. (Siehe Quecke Nr. 62, Seite 77)
- 25) Der frühere Kothen „Kieselei“ wurde am 15.12.92 abgerissen. Beim Abriß entdeckte man auf einer Balkeninschrift, daß dieses Haus 1783 von Arnoldus Rurmanns erbaut worden ist. Zur Zeit wird hier ein Neubau errichtet. Heute Kieselei 3.
- 26) Die frühere gegenüberliegende Scheune des alten Kothens Kieselei wurde 1934 zur Wohnung umgebaut. Das Haus Kieselei 4 und 6 trägt heute noch die gleiche Hausnummer wie 1944.
- 27) Siehe Anmerkung 13
- 28) Kieselei Nr. 23
- 29) Kieselei Nr. 32
- 30) Kieselei Nr. 33 und 35
- 31) Die rechte Haushälfte ist 1949 durch Brandstiftung zerstört worden und wurde danach wieder aufgebaut. Die Scheune des früheren Kothens Kradenpot mußte wegen des Baus der Straße „Am Roland“ abgerissen werden. Heute Kieselei 43 und 45.
- 32) Dieses Haus wurde als neuer Kradenpot bezeichnet und in den 60er Jahren abgerissen. 1870 von Albert Kehrmann erbaut.
- 33) Hösels erste Poststation war im Anbau des früheren Hotel-Restaurants Jägerhof untergebracht. Das Gebäude lag schräg gegenüber dem S-Bahnhof Hösel. 1976 wurde das gesamte Anwesen abgerissen.
- 34) Die Postnebenstelle „Heimsang“ war im Hause Heimsang Nr. 8 untergebracht und die Postnebenstelle „Bruch“ befand sich im Hause Heiligenhauser Straße Nr. 54. Die Nebenstellen wurden 1945 aufgegeben.
- 35) Bahnhofstraße
- 36) Im Bereich der Kohlstraße/Hugo-Henkel-Straße
- 37) Die frühere Waldschänke „Eule“ wurde 1880 vom Grafen Spee gegründet. Sie liegt an der Ernst-Stinshoff-Straße und ist heute als Gaststätte nicht mehr für die breite Öffentlichkeit zugänglich (Clubhotel).
- 38) Jetzt: Hugo-Henkel-Straße
- 39) Die Familie Henkel kaufte 1917 den Besitz „Am alten Holenweg“ von dem Fabrikanten Selner. Heute Sinkesbruch-Straße 31 (Siehe Quecke Nr. 62, Seite 62-64).
- 40) Hugo-Henkel-Straße
- 41) Das Fachwerkhaus „Am Roland“ wurde 1756 erbaut und ist eines der wenigen Gebäude in Hösel, die unter Denkmalschutz gestellt worden sind. Es liegt etwas versteckt auf einer kleinen Anhöhe an der Hugo-Henkel-Straße 26
- 42) Hugo-Henkel-Straße Nr. 28
- 43) Hugo-Henkel-Straße Nr. 34
- 44) Hugo-Henkel-Straße Nr. 36
- 45) Hugo-Henkel-Straße Nr. 40
- 46) Hugo-Henkel-Straße Nr. 42
- 47) Hugo-Henkel-Straße Nr. 46
- 48) Hugo-Henkel-Straße Nr. 50
- 49) Heute „Am Timpen“
- 50) Bahnhofstraße
- 51) Das große Gebäude oberhalb des Bahnüberganges Am Sondert Nr. 22
- 52) Das Haus Nr. 120 an der Hugo-Henkel-Straße war von ca. 1900 bis 1960 die Gaststätte „Thüs am Kamp.“
- 53) Hugo-Henkel-Straße
- 54) Hugo-Henkel-Straße - Bahnhofstraße
- 55) Hugo-Henkel-Straße
- 56) Bahnhofstraße
- 57) Heute Firma Goldkuhle
- 58) unveräußerliches Erbgut.
- 59) Heute die Firma Goldkuhle
- 60) Bahnhofstraße
- 61) Die Firma Goldkuhle
- 62) Bahnhofstraße
- 63) Hugo-Henkel-Straße
- 64) Der frühere Kothen Klein-Eickelscheid wird zusammen mit dem Freihof Groß-Eickelscheid im Jahre 1585 in einer Kaufurkunde zum ersten Male urkundlich erwähnt. Der letzte Pächter, der frühere Milchhändler Meisloch, ließ 1970 den alten Kothen total abreißen und baute an gleicher Stelle ein neues Haus. Heute Hugo-Henkel-Straße Nr. 3.
- 65) Der Bergerhof wurde erstmals 1693 urkundlich erwähnt. Er lag zwischen dem Hof Schlippen und dem Reitstall Gützenhof in den Höfen.
- 66) Der frühere Hof Schlippen wird heute nicht mehr landwirtschaftlich genutzt. Erste urkundliche Erwähnung 1632. Heute nur Wohnhaus (In den Höfen 36)
- 67) Die frühere Gaststätte Rademacher (später Höseler Tor) wurde 1983 abgerissen. Heute steht hier das Altenwohnheim Theresienstift.
- 68) Die Waldsiedlung wurde ab 1910 erbaut. (Siehe auch Quecke Nr. 61, Seiten 67 u. 68)
- 69) Nesenhaus Nr. 10
- 70) Lehrer Peter Vogel hat es 1944 schon vorhergesehen, daß die Waldsiedlung bis auf einige wenige Grundstücke total zugebaut werden würde.
- 71) Das Haus wurde in den 50er Jahren umgebaut und das Restaurant „Georgenhof“ eingerichtet. Heute befindet sich in diesem Gebäude ein Architektenbüro (Bayernstraße Nr. 5).

Anmerkungen von
Helmut Kuwertz

Max Scheiff, Ratinger Bürgermeister in schwerer Zeit (1922 - 1933)

Als in den Tagen des allgemeinen deutschen Zusammenbruches Anfang Mai 1945 auf Anordnung der amerikanischen Besatzung Vertreter der früheren Parteien im Herrenhaus Cromford zusammentrafen, um provisorisch einen neuen Bürgermeister zu bestellen, „kam“, wie es im Verwaltungsbericht der Stadt heißt, „übereinstimmend zum Ausdruck, daß es eine moralische Pflicht sei, den 1933 zu Unrecht aus seinem Amt entfernten Bürgermeister Scheiff zurückzurufen oder ihm wenigstens die Stelle des Bürgermeisters anzubieten. Da aber der Aufenthalt des Bürgermeisters Scheiff damals unbekannt und Eile geboten war, einigte man sich auf eine Übergangslösung.“ Zum neuen Bürgermeister berufen wurde der Leiter der traditionsreichen Baumwollspinnerei Cromford, Dr. Franz-Josef Gemmert, älteren Ratingern noch als tatkräftiger Organisator und Helfer in schweren Notjahren in lebhafter Erinnerung. Dr. Gemmert ließ es sich angelegen sein, möglichst bald zu seinem geschätzten Amtsvorgänger Kontakt aufzunehmen. In einem Brief vom Sommer 1945 berichtete er Max Scheiff von der aktuellen Lage der Stadt, von den schweren Zerstörungen und der allgemeinen Not. Not und Elend im Gefolge eines Krieges hatten auch die Situation bestimmt, als Max Scheiff 25 Jahre zuvor im Sommer 1920 nach Ratingen gekommen war. Das Ende des Krieges im November 1918 hatte nicht das Ende des Hungers und des allgemeinen Elends gebracht, denn die Hungerblockade der Alliierten wurde zum Beispiel bis zum Friedensvertrag von Versailles im folgenden Sommer weiter aufrechterhalten. Die Sorge um die Sicherstellung der einfachsten Lebensbedürfnisse - Nahrung, Wohnung, Brennstoff und Energie - bestimmte den Alltag und die Arbeit der städtischen Behörden. Es war fürwahr keine leichte Aufgabe, welche die Stadtverwaltung

unter der Leitung des Bürgermeisters in diesen Jahren zu bewältigen hatte. Bürgermeister Peter Jansen schied darüber - freilich nach zwanzigjähriger Amtszeit - im Frühjahr 1919 aus dem Dienst. Seinen Nachfolger, Bürgermeister Dr. Hubert Kalvelage, als Verwaltungsjurist für dieses Amt besonders geeignet und einstimmig gewählt, zog es bald wieder von Ratingen fort. Und ob Max Scheiff von seinem bisherigen Berufsweg her für dieses Amt in dieser Zeit - zumal Ratingen ab dem Frühjahr 1921 unter französischer Besatzung stand - die notwendigen Voraussetzungen mitbrachte, mochte als zweifelhaft erscheinen.

Max Scheiff war 1886 in Wipperfürth geboren und hatte nach dem Besuch des Königlichen Gymnasiums in Bonn an der Technischen Hochschule Hannover von 1906 bis 1911 das Bauingenieurwesen mit den Schwerpunkten Wasserbau und Wasserwirtschaft studiert. Dem Studienabschluß 1911 folgte bis zum Kriegsbeginn 1914 eine von der einjährigen Militärdienstpflicht, die er in einem Füsilierregiment in Düsseldorf ableistete, unterbrochene Tätigkeit als Regierungsbauführer beim Kanalbauamt in Bückeberg bzw. in Hannover-Linden. Dorthin kehrte er nach über vierjährigem Kriegsdienst im Dezember 1918 zurück, um danach im September 1919 vor dem Technischen Oberprüfungsamt in Berlin seine dem Assessorenexamen entsprechende Große Staatsprüfung zum Regierungsbaumeister für Wasser- und Straßenbau abzulegen. Scheiff bestand diese Prüfung mit Auszeichnung und erhielt zum 1. November 1919 die Stelle eines Leitenden Ingenieurs der Stadtwerke Düsseldorf, eine sehr verantwortungsvolle Tätigkeit, da er für den gesamten Bereich der Gas-, Wasser- und Elektroinstallation und deren Instandhaltung zuständig war. Ihm unterstanden die Installationskolonnen, Werkstätten und Magazine und der



Max Scheiff
Bürgermeister von Ratingen 1922 - 1933

Materialeinkauf. Es muß überraschen, daß Scheiff, der bis dahin nur über eine etwa dreijährige Berufspraxis verfügte und gerade erst seinen endgültigen Ausbildungsabschluß bewältigt hatte, diese wichtige Position übertragen erhielt.

Nach dem ihm von der Stadt Düsseldorf im Oktober 1920 ausgestellten Zeugnis scheinen sich die Erwartungen seines Arbeitgebers in vollem Umfange erfüllt zu haben. Scheiff blieb seinem Beruf als Wasserwirtschaftler sein ganzes Leben lang verpflichtet bzw. kehrte immer wieder zu ihm zurück, so nach der nationalsozialistischen Machtergreifung bis zum Kriegsende und danach als Ministerialrat im nordrhein-westfälischen Landwirtschaftsministerium. Er galt in diesem seinen Beruf allezeit als ein hochqualifizierter Fachmann.

Um so mehr erstaunt es, daß er sich, kaum in Düsseldorf engagiert, im Frühjahr 1920 um die neu geschaffene Stelle eines Technischen Beigeordneten der Stadt Ratingen bewarb. Am 22. Juni 1920 wurde er vom Stadtrat auf 12 Jahre gewählt und Ende September von Bürgermeister Dr. Kalvelage in sein Amt eingeführt.

Die neue Aufgabe hatte nur scheinbar mit seiner bisherigen Tätigkeit zu tun, da in dem kleinen Ratingen mit seinen knapp 15000 Einwohnern - Düsseldorf zählte 1910 schon 360000 - angesichts der wirtschaftlichen Not neue technische Einrichtungen kaum noch geschaffen wurden. Da Scheiff der einzige besoldete Ratinger Beigeordnete war, fiel ihm zugleich die Rolle des ersten Stellvertreters des Bürgermeisters zu, die ihm mit der Wahl offiziell vom Stadtrat übertragen wurde. Gefordert waren fortan die Fähigkeit des richtigen Umgangs mit den städtischen Ämtern, den Ausschüssen und Fraktionen im Stadtrat, der Öffentlichkeit sowie die Kenntnis und Nutzung des kommunalen Verwaltungsrechts. Seine besondere Kompetenz galt natürlich daneben allen Fragen des technischen Bereichs. - Als Dr. Kalvelage anderthalb Jahre später Ratingen verließ, um Bürgermeister in Eschweiler zu werden, hatte Scheiff schon so an Ansehen gewonnen, daß ihm die Nachfolge zufiel. Von Anfang an war die Bewerbung Scheiffs um die Beigeordnetenstelle nur verständlich gewesen als Vorstufe für die um das Amt des Bürgermeisters.

Die Wahl erfolgte in der Stadtverordnetenversammlung vom 20. Februar 1922. Scheiff war als Vertrauensmann des Zentrums und der Nationalen Vereinigung (DNVP und DVP) der einzige Kandidat. Die USPD, mit 10 Abgeordneten zweitstärkste Fraktion, erklärte, gestützt von den beiden Vertretern der Angestelltenliste, wegen Nichtbeachtung bestimmter Verfahrensregeln ihren Protest und lehnte eine Teilnahme an der Wahl ab. So wurde Scheiff, wie es in der Mitteilung an die Regierung hieß, „einstimmig“ von den 18 noch anwesenden Stadtverordneten gewählt.

Nach der preußischen Kommunalordnung fiel dem Bürgermeister in seiner Doppelfunktion als Leiter der politischen Vertretung und Chef der Verwaltung - z.T. ähnlich der Situation heute in Süddeutschland - eine entscheidende Rolle innerhalb der Stadtregierung zu (Bürgermeisterverfassung statt kollegialischer Ver-

fassung). Zwar sah er sich in seiner Amtsführung grundsätzlich an die Mehrheitsverhältnisse im Rat gebunden, doch war seine Amtszeit nicht auf die Legislaturperiode des jeweiligen Stadtparlaments begrenzt. Bei Stimmengleichheit gab sein Votum den Ausschlag. Ein Beleg für die begrenzte Macht der Stadtverordneten findet sich auch darin, daß der preußische Innenminister von kommunistischen Mehrheiten gewählten Bürgermeistern regelmäßig die Bestätigung verweigerte. In der Schlußphase der Weimarer Republik regierte das Land Preußen weitgehend ohne oder gegen die Mehrheiten der Stadtverordneten, so auch in Ratingen. Analog dem Vorgehen von Hindenburg im Reiche, der mit seinem System der Präsidentialregierungen die Verfassung umging, setzte die preußische Landesregierung die kommunale Verfassung außer Kraft. Obwohl alle Ratinger Fraktionen den Haushalt wegen seiner rigorosen Sparmaßnahmen ablehnten, konnte ihn der Bürgermeister so mit der Hilfe des Landes durchsetzen.

Die opponierende Linke war sich bewußt, was mit der Wahl des Zentrums kandidaten Scheiff auf dem Spiele stand, und gab sich mit dem Ergebnis nicht zufrieden. An 28. Februar fand im Saale Kaiserburg an der Lintorfer Straße eine von der USPD organisierte und von über 700 Teilnehmern besuchte Protestversammlung statt. In einer einstimmig gefaßten Resolution an den Regierungspräsidenten wurde die Rechtmäßigkeit der Bürgermeisterwahl bestritten: die Stelle sei nicht öffentlich ausgeschrieben worden, auch habe man nicht, wie in solchen Fällen üblich und notwendig, eine Findungskommission des Rates zur Sichtung der Kandidaten und Erstellung einer engeren Kandidatenliste berufen. Scheiffs Wahl sei im voraus zwischen den Vertretern des Zentrums und der Deutschnationalen abgesprochen worden und in einer fünfminütigen Pseudowahl über die Bühne gebracht worden. Abschließend forderte man den Regierungspräsidenten auf, die Wahl für ungültig zu erklären und eine formgerechte Neuwahl anzuordnen.

Die Reaktion der USPD und der Linken machte die große Erbitterung deutlich, mit der man von dieser Seite her das politische Geschehen in Ratingen beobachtete. In dieser Sicht stellten die Umstände der Bürgermeisterwahl einen weiteren Meilenstein im Kampf gegen das sozialistische Lager und zugleich gegen sozialen Fortschritt und Gerechtigkeit dar. Ausgangspunkt dieser Überzeugungen waren - nach der bisherigen Diskriminierung der Arbeiterschaft z.B. durch das Dreiklassenwahlrecht - die scheinbare Wende im Gefolge der Novemberrevolution 1918, als ein Arbeiterrat aus Vertretern der USPD die Macht in der Stadt



Karl Zöllig
Vorsitzender der USPD

übernommen hatte, und die vom Arbeiterrat eingeleitete soziale Politik, die einen späteren Niederschlag etwa in der Errichtung des städtischen Wohlfahrtsamtes und des Wohnungsamtes gefunden hatte. Stärker aber noch als die Bilanz der Erfolge wog die Erinnerung an den sich anschließenden politischen Umschwung, etwa an die erfolglosen Streiks im Frühjahr 1919 gegen den Einmarsch deutscher Truppen und an die Besetzung Ratingens. Der Arbeiterrat und seine vierzehnköpfige Sicherheitswehr waren von den Truppen aufgelöst worden, und eben die Zentrumsleute, die nun ihren Gefolgsmann durch Manipulation zum Bürgermeister machten, hatten sich in dieser Sicht damals an der Entmachtung der Arbeiter beteiligt. Die bittere Erinnerung an

eine lange Kette heftiger Auseinandersetzungen und Niederlagen machte, verstärkt durch die anhaltende Not, den Graben zwischen dem linken und dem bürgerlichen Lager fast unüberbrückbar. Hinzu kam ein Gefühl der Ohnmacht, da man sich bei Wahlen in einer etwa vierzigprozentigen Minderheitsposition ohne Aussicht auf Änderung gefangen sah.

Der weitere Verlauf der Auseinandersetzungen brachte neue Vorwürfe: Scheiff habe bis nach der Wahl seine Mitgliedschaft im Zentrum verschwiegen, andere Zentrumsvertreter hätten diese im Stadtrat sogar noch unmittelbar vor der Wahl in Abrede gestellt. Später hieß es, der neue Bürgermeister habe in der Mitteilung seiner Wahl an den Regierungspräsidenten durch falsche Angaben und eine gefälschte Unterschrift eine Urkundenfälschung begangen, eine Anschuldigung, die u.a. von dem USPD-Vorsitzenden Karl Zöllig erhoben wurde, sich aber alsbald als unzutreffend erwies.

Von all diesen Auseinandersetzungen unberührt, erteilte der preußische Innenminister Mitte März 1922 Scheiff die offizielle Bestätigung. Aber der Gegensatz blieb bestehen. Der feierlichen Amtseinführung Scheiffs durch einen Vertreter des Regierungspräsidenten blieb die Fraktion der USPD demonstrativ fern und ließ ihren Boykott als „Protest gegen die Art und Weise, wie die Wahl des bisherigen technischen Beigeordneten zum Bürgermeister zustande gekommen ist“, im Protokollbuch der Stadtverordneten-sitzungen niederlegen.

Die Gegensätze zwischen links und rechts waren und blieben im politischen Alltag Ratingens eine feste Größe. Sie entzündeten sich immer wieder an bestimmten Fragen, zu denen man jeweils konträre Grundhaltungen einnahm. Es waren dies aktuelle Probleme, z.B. die Versorgung der Bevölkerung mit Wohnraum und die Höhe der Mieten. Hier setzte die USPD durch, daß freiwerdende Wohnungen beim Wohnungsamt gemeldet und nur unter dessen Mitwirkung neu vergeben werden durften. Auch wurden einheitliche

Sätze für die durch die Inflation beschleunigten Mieterhöhungen festgesetzt. Unterstützt wurde das Wohnungsamt von einem Mietausschuß aus Vertretern der Mieter, später auch der Vermieter.

Während nun die Linke die Not der Mieter bei jeder sich bietenden Gelegenheit hervorhob, den Mietanstieg zu begrenzen und möglichst viele Wohnungen in öffentlicher Regie zu verteilen suchte, setzte sich das Zentrum vor allem für den privaten Wohnungsbau ein, um so das Angebot zu vergrößern und die allgemeine Marktsituation zu verbessern. Dies war aber kaum möglich, da ab etwa 1920 der private Wohnungsbau völlig, der öffentliche weitgehend zum Erliegen kam und die Bautätigkeit erst 1925 wieder einen nennenswerten Umfang erreichte. Trotz der grundsätzlichen Gegnerschaft bot sich in der Praxis ein gewisser Ausgleich an, da sich das Zentrum, vermutlich unter dem Einfluß seines Gewerkschaftsflügels,

für eine progressive Besteuerung größerer Wohnungen einsetzte, um so dem Markt mehr Wohnraum zuzuführen. Auf der anderen Seite wurde der genossenschaftlich geführte Spar- und Bauverein, 1921 Eigentümer von 136 Wohnungen, der über enge Verbindungen zu sozialistisch orientierten Arbeiterkreisen verfügte, vor allem nach dem Währungsschnitt von der zentrumsregierten Stadt vielfach gefördert. Stellvertretender Vorsitzender im Aufsichtsrat des Bauvereins war Bürgermeister Scheiff, der als gelernter Bauingenieur sich dieser Aufgabe besonders verpflichtet fühlte. Ein weiteres Mitglied des Aufsichtsrates war Karl Zöllig. So verlor die prinzipielle Gegnerschaft beider Lager durch praktische Zusammenarbeit gelegentlich an Schärfe.

Strittig waren auch alle weiteren sozialen Probleme wie z.B. die Höhe der Wohlfahrtsunterstützung. Dabei nahm die Linke oft eine als sozial verstandene rigo-



Notgeld der Stadt Ratingen und des Landkreises Düsseldorf aus dem Jahr 1923. Die Geldscheine tragen die Unterschriften von Bürgermeister Max Scheiff und von Karl Zöllig als Mitglied des Kreis Ausschusses

rose Haltung ein, die das politisch Sinnvolle und Mögliche manchmal aus dem Auge verlor. Oder war es nur ein antibürokratischer Affekt, wenn man zur Aufstockung der Mittel des Wohlfahrtsamtes die Abschaffung der Stelle des Ersten Beigeordneten, ersatzweise die des Stadtbaumeisters forderte? Und wenn ein USPD-Abgeordneter im Stadtrat beantragte, an jeden Arbeiter ein Paar Schuhe zu verteilen, so entsprach diese Forderung sicherlich dem allgemeinen großen Mangel. Doch hätte ihre Erfüllung, wie die Kritiker betonten, bedeutet, daß damit viele ähnlich dringende Aufgaben nicht hätten berücksichtigt werden können. - Ähnlich etwa mit der Forderung, an alle Volksschüler kostenlos die Lernmittel auszugeben, oder mit dem Vorschlag, das Städtische Progymnasium aufzulösen, um die so ersparten Mittel den Volksschulen zuzuwenden.

Die „höheren“ Schulen, namentlich das Progymnasium, stellten einen weiteren dauernden Zankapfel dar. Diese Schule, so der Vorwurf, werde von der Masse der Bevölkerung getragen, die wegen des hohen Schulgeldes ihrerseits nicht in der Lage sei, ihren eigenen Kindern den Besuch zu ermöglichen. Da das Schulgeld für das Progymnasium tatsächlich nur ein Viertel der Kosten deckte, war der Vorwurf verständlich. Ein gewisser praktischer Weg zum Ausgleich zeigte sich auch hier, indem die Kritiker verstärkt auf die Vergabe sogenannter Freistellen an bedürftige Schüler drängten. 1923 stimmte die USPD erstmals für die Haushaltsmittel zum Unterhalt des Progymnasiums. - Regelmäßig weiter abgelehnt wurden Zuschüsse an die beiden konfessionellen privaten Mädchenschulen, sicherlich auch aus weltanschaulichen Gründen. Dabei waren diese Zuschüsse im Vergleich zu den Anforderungen des Progymnasiums gering, da die privaten Träger weitgehend für die Kosten selbst aufkamen und so der Stadt eine wichtige bildungspolitische Last abnahmen.

Den Vertretern der Linken im Stadtrat mangelte es manchmal an einer gewissen Professionalität. Oder setzten sie sich aus

Zwecken der Propaganda über den durch staatliche Vorgaben gezogenen Rahmen, innerhalb dessen sich die kommunale Politik zu bewegen hatte, also z.B. Verwaltungsvorschriften und finanzielle Förderungsrichtlinien, bewußt hinweg? Bürgermeister Scheiff konnte z.B. bei Auseinandersetzungen um die Erhebung kommunaler Steuern behrend darauf verweisen, daß diese als Grundlage des Haushaltes von der vorgesetzten Behörde nur genehmigt würden, wenn eine gewisse Balance zwischen den Gewerbe-, den Haus- und Grundbesitzsteuern und den Abgaben eingehalten würde. In den Ratsitzungen erweckte der Bürgermeister stets den Eindruck großer Kompetenz und schien etwa über für bestimmte Vorhaben beanspruchbare staatliche Zuschüsse, aber auch über demnächst zu erwartende neue Verordnungen bestens informiert zu sein. Dieser vielleicht z.T. nur scheinbare Informationsvorsprung, den Scheiff im Rat in seinem Sinne zu nutzen wußte, mußte die politischen Gegner nach und nach immer mehr erbittern; denn unter dem Anschein sogenannter Sachzwänge und gesetzlicher Vorgaben wurde hier den alternativen Vorschlägen der Opposition ihre Durchführbarkeit und Berechtigung abgesprochen. Daß die von der Ratsmehrheit getragene Politik - wie jede andere - bestimmte Gruppen begünstigte, andere benachteiligte und somit nicht die allein richtige und gerechte war, wurde nicht gesehen oder ver-

schwiegen. Wenn Bürgermeister Dr. Kalvelage in der ersten von ihm präsierten Ratssitzung im Sommer 1919 die Auffassung betonte, in der Kommune gehe es nicht um Parteipolitik, sondern allein um strenge Sachlichkeit, so unterlag er der gleichen Selbsttäuschung wie das bürgerliche Lager unter seinem Nachfolger Scheiff.

Nach der Bestätigung durch den preußischen Innenminister hatte Scheiff auch eine ebensolche der französischen Besatzungsmacht einholen müssen; denn - und das war eine weitere und zeitweise die schwerste Belastung - seit März 1921 gab es in Ratingen die Anwesenheit französischer Truppen mit einer eigenen Ortskommandantur im Erdgeschoß des Rathauses (Minoritenkloster).

Für die Bewältigung der anfallenden Aufgaben - Zuweisung von Räumen für die Soldaten und von Stallungen für die Pferde, Vergabe von Quartieren oder Wohnungen an die Offiziere bzw. an deren Familien - wurde seitens der Stadt ein eigenes Besatzungsamt eingerichtet. Als Technischem Beigeordneten und erstem Vertreter des Bürgermeisters fiel Max Scheiff eine wesentliche Mitverantwortung zu. Den Grund für die französische Besetzung von Düsseldorf, Duisburg und deren Umgebung bildeten Auseinandersetzungen um die deutsche Anerkennung illusorischer hoher Reparationsforderungen der Sieger („Londoner Ultimatum“).



Soldaten der französischen Besatzung vor der Gaststätte „An der Loh“ auf der Mülheimer Straße (heute: griechisches Restaurant „Aphrodite“). Postkarte vom 1. August 1921

Diese erste Besetzung 1921 ging in Ratingen nahtlos in die allgemein bekanntere Ruhrbesetzung 1923 über, so daß Ratingen von 1921 bis 1925 unter fremder Herrschaft stand.

Die Belastungen hieraus waren zeitweise stärker, zeitweise geringer. - In einem ersten Abschnitt von März bis September 1921 waren in Ratingen etwa 500 französische Soldaten mit zeitweise Hunderten von Pferden unterzubringen. Danach reduzierte sich diese Last auf etwa 50 Personen, um dann mit der Ruhrbesetzung im Januar 1923 bis November 1924 die anfänglichen Zahlen noch erheblich zu überschreiten.

Der Amtsantritt Scheiffs als Bürgermeister im Februar 1922 fiel somit noch in eine ruhigere Phase. Die Inflation wirkte bis Mitte des Jahres bei real sinkenden Einkommen wirtschaftlich noch belebend, so daß es, wie der Verwaltungsbericht Ende des Jahres vermerkte, nur eine geringe Arbeitslosigkeit gab. Der Umschwung setzte mit dem Einmarsch der neuen französischen Truppen ins Ruhrgebiet ein. Ratingen war hierbei eine wichtige Durchmarsch- und Versorgungsstation. Zur Verfügung gestellt werden mußten nun bis zu vier Schulgebäude, 15 Säle, knapp 60 Wohnungen und dazu Quartiere für Einzelpersonen. Eine größere Zahl von Stallungen und manche Fabrikshuppen wurden für die Unterbringung von Pferden beansprucht.

Die wirtschaftlichen Folgen der Besetzung waren verheerend; denn es wurde eine eigene Zollgrenze errichtet, so daß die Stadt von ihren traditionellen Rohstoffen (Kohle, technische Zulieferungen) an der Ruhr und zugleich ihrem Hauptabsatzgebiet abgeschnitten war. Im Sommer 1923 wurde nach Sabotageakten mehrere Monate lang jeder Personenverkehr zur Ruhr unterbunden. Nach und nach mußten alle größeren Rateringer Betriebe schließen oder zu Kurzarbeit übergehen. Zugleich führte die Hochinflation zu einer solchen Teuerung, daß zur Bekämpfung des Hungers Mitte Oktober, unterhalten von Spenden der



Die Zollgrenze zwischen dem unbesetzten und dem von Franzosen besetzten Gebiet verlief 1921 durch die Straße „In der Brück“

Landwirtschaft und der Industrie, sechs Notküchen eingerichtet werden mußten, in denen 2500 Menschen größtenteils kostenlos versorgt wurden. Dennoch kam es nach einer auf dem Marktplatz abgehaltenen Erwerbslosenversammlung zu einem Plünderungszug zu Homberger Gehöften, dessen Teilnehmer später gerichtlich abgeurteilt wurden. Weitere Folgen der Not waren schwere Feld- und Holzdiebstähle, zu deren Bekämpfung ein eigenes Landjägerkommando nach Ratingen verlegt wurde.

Als mit der Einführung der Rentenmark im November ein erster Schritt zu einem wirtschaftlichen Neuanfang getan wurde, betrug die Zahl der offiziell gemeldeten Arbeitslosen 2700, im Januar 1924 sogar 3140, um dann bis März auf 370 zu sinken. Im Herbst 1924 kam es auch zu einer ersten politischen Verständigung mit Frankreich (Dawesplan), so daß von November an nur noch eine mehr symbolische Besetzung von wenigen Soldaten zurückblieb.

Hatte Max Scheiff seine erste schwere Probe als Bürgermeister bestanden? Seine Stellung 1923 war heikel, da der Handlungsspielraum zwischen den Forderungen der Besetzung, den von der Not diktierten Wünschen der Bevölkerung und den Anweisungen der deutschen Regierung gering war. So bewegten sich die Schritte Scheiffs im Rahmen des auch andernorts Üblichen: Trotz der mißlichen wirtschaftlichen

Lage wurde - vergeblich - versucht, den durch die Besetzung enorm verknüpften Wohnraum durch Neubauten zu vergrößern, wobei das ursprüngliche Ziel von 18 Wohnungen alsbald auf die Hälfte reduziert werden mußte und dann ganz scheiterte. Vom Spätsommer an unternahm es die Stadt, dem enormen Versorgungsmangel und drohenden Hunger durch Zukäufe von Lebensmitteln, sogar für Devisen aus Holland, zu begegnen. Auch bei der Errichtung der Notküchen ergriff Scheiff, angeregt von entsprechenden öffentlichen Aufrufen der Reichsregierung, persönlich die Initiative und trug danach Sorge für ihre Weiterführung. Dem Brennstoffmangel, der durch den weitgehenden Ausfall der Gas- und Stromversorgung verschärft wurde, begegnete er durch eine Absprache mit dem Grafen Spee, der billiges Brennholz zur Verfügung stellte. Die drohende Ausplünderung seiner Wälder, in welche die Bevölkerung in Massen eingedrungen war, hatte den Grafen zu dieser Absprache veranlaßt. Insgesamt gewinnt man den Eindruck, daß es Scheiff und der Stadtverwaltung durchaus nicht an Phantasie und an Tatkraft fehlte, daß aber alle Maßnahmen je länger je mehr sich als völlig unzureichend erwiesen. Das von der Stadt herausgegebene Notgeld wurde im Spätherbst nur noch einseitig bedruckt und halbierte sich in seinem Wert in immer kürzeren Zyklen. Die entscheidende Abhilfe mußte von außen kommen.

Ein anderes Feld der persönlichen Bewährung stellte der Umgang mit der Besatzungsmacht dar. Nach einer Weisung der Reichsregierung zum passiven Widerstand war es nicht gestattet, den Besatzern in irgendeiner Form beim Abtransport von Kohle behilflich zu sein. Indem man so den Franzosen verwehrte, das Ziel der Ruhrbesetzung zu erreichen, wollte man zugleich ihren Abzug erzwingen. Am 23. Februar 1923 weigerte sich darum Bürgermeister Scheiff, einem Requisitionsbefehl der neuen Eisenbahn-Regieverwaltung nachzukommen. Der französische Ortskommandant, Lieutenant-Colonel Martin-Decean, stellte daraufhin unter Hinweis auf das geltende Kriegsrecht Scheiff ein vierstündiges Ultimatum, „um“, wie es in der etwas holprigen deutschen Übersetzung hieß, „den Stadtrat zu hören und seine Antwort bekanntgeben zu können“. Der sofort mündlich einberufene Stadtrat stützte einhellig den Bürgermeister in seiner Ablehnung. Offenbar scheute aber auch das französische Militär eine Verschärfung des Konflikts und begnügte sich damit, die Requisitionen selbst vorzunehmen.

Im übrigen ließ Scheiff es nicht daran fehlen, der Besatzungsmacht in der Form verbindlich gegenüberzutreten. Dies wurde von Colonel Martin-Decean in dem soeben erwähnten Ultimatum indirekt anerkannt. In einem Verfahren vor dem französischen Kriegsgericht in Düsseldorf am 12. Oktober 1923, in dem Scheiff beschuldigt wurde, einige Tage zuvor der französischen Militärpolizei Auskünfte über zwei deutsche Eisenbahner verweigert zu haben, betonte dieser mit allem Nachdruck, „als preußischer Beamter in einem Gewissenskonflikt“ zwischen zwei Befehlen - also weit entfernt von jeder Provokation - gehandelt zu haben. Der Bürgermeister kam mit einer milden Geldstrafe davon.

Das in der Form konziliante Verhalten des Bürgermeisters lag durchaus im Interesse der Stadt, da es half, Konflikte zu vermeiden oder zu mildern; denn unnötige Verweigerungen vergrößerten die



Deutsches Flugblatt gegen die Besetzung des Ruhrgebiets durch französische Truppen

Schwierigkeiten und führten bestenfalls dazu, daß sich das französische Militär z.B. eigenmächtig das nahm, was es benötigte, und so noch mehr Unheil anrichtete.

Im Sommer 1924 warfen Vertreter der Linken Scheiff vor, er komme den Franzosen zu weit entgegen und habe ihnen den Sportplatz an der Talstraße von sich aus als Exerzierplatz angeboten. Ein auf den Antrag von Karl Zöllig daraufhin eingesetzter Untersuchungsausschuß stellte fest, daß der Vorwurf der Kollaboration sowohl gegen Scheiff wie auch gegen andere städtische Beamte nicht gerechtfertigt sei. Bezüglich des Sportplatzes habe am Anfang nicht das Angebot Scheiffs, sondern die eigenmächtige Beschlagnahme durch das französische Militär gestanden. Die von der Stadt aufgenommenen Verhandlungen hätten dazu geführt, Sportvereinen und Schulen den Platz zu den Zeiten wieder verfügbar zu machen, zu denen er von den Franzosen nicht benötigt würde. Ähnliche Vorwürfe etwa gegen den Direktor einer Ratinger Papierfabrik wurden später

bewußt wieder aufgegriffen. „Die Diskreditierung des politischen Gegners galt als durchaus übliches Mittel in der politischen Auseinandersetzung“. Mit dem sogenannten Ruhrkampf ging die schwere Nachkriegszeit zu Ende. Begann nun auch in Ratingen der Aufschwung der Goldenen Zwanziger?

Als Quellen benutzt wurden aus dem Stadtarchiv Ratingen die Stadtratsprotokolle (Protokollbuch der Stadtverordneten-Versammlung, P 20-21), die Städtischen Verwaltungsberichte (F 5-1 und 5-2), Akten zur französischen Besetzung (StA Rtg 2-488, 2-1323, 2-

2526) sowie die entsprechenden Jahrgänge der „Ratinger Zeitung“; aus dem Hauptstaatsarchiv Düsseldorf die Personalakte Scheiffs (HSTAD-NW-Pe 1307) und die Bürgermeister-Akten beim Regierungspräsidenten (HSTAD Regierung Düsseldorf 47508).

Zugrunde liegende Literatur: Eberhard Kolb, Die Weimarer Republik, Köln 1984; Klaus Wisotzky, Unruhige Zeiten. Ratingen zwischen Novemberrevolution und Kapp-Putsch (1918-1920). - in: Ratinger Forum 2, 1991, S. 90-135; Petra Fuchs, Ratingen in der französischen Besatzungszeit 1921 bis 1925: Benutzt wurde die unveröffentlichte vollständige Fassung in Maschinenschrift, 1987. Ein Teil der Arbeit wurde im Ratinger Forum 1, 1989, S. 53-89, unter dem Titel „Eine Kleinstadt unter französischer Besetzung“ veröffentlicht.

Hermann Tapken

(Der Beitrag über Max Scheiff wird in der nächsten Ausgabe der „Quecke“ fortgesetzt)

Die andre Möglichkeit

Wenn wir den Krieg gewonnen hätten,
mit Wogenprall und Sturmgebraus,
dann wäre Deutschland nicht zu retten
und gliche einem Irrenhaus.

Man würde uns nach Noten zähmen
wie einen wilden Völkerstamm.
Wir sprängen, wenn Sergeanten kämen,
vom Trottoir und stünden stramm.

Wenn wir den Krieg gewonnen hätten,
dann wären wir ein stolzer Staat.
Und preßten noch in unsern Betten
die Hände an die Hosennaht.

Die Frauen müßten Kinder werfen.
Ein Kind im Jahre. Oder Haft.
Der Staat braucht Kinder als Konserven.
Und Blut schmeckt ihm wie Himbeersaft.

Wenn wir den Krieg gewonnen hätten,
dann wär der Himmel national.
Die Pfarrer trügen Epauletten.
Und Gott wär deutscher General.

Die Grenze wär ein Schützengraben.
Der Mond wär ein Gefreitenknopf.
Wir würden einen Kaiser haben
und einen Helm statt einem Kopf.

Wenn wir den Krieg gewonnen hätten,
dann wäre jedermann Soldat.
Ein Volk der Laffen und Lafetten!
Und ringsherum wär Stacheldraht!

Dann würde auf Befehl geboren.
Weil Menschen ziemlich billig sind.
Und weil man mit Kanonenrohren
allein die Kriege nicht gewinnt.

Dann läge die Vernunft in Ketten.
Und stünde stündlich vor Gericht.
Und Kriege gab's wie Operetten.
Wenn wir den Krieg gewonnen hätten –
zum Glück gewannen wir ihn nicht!

Erich Kästner

HELM

seit 60 Jahren

*Ihre
Einkaufsstätte
für
biologische
Produkte!*

**NATUR-
PRODUKTE**

demeter

– sämtliche
Erzeugnisse
Obst Gemüse Brot Milchprodukte,
Fleisch und Wurstwaren,
Getreide Konserven Salate Kindernahrung

**Gärtnern
ohne Gift!**

– mit
E.-O. Cohrs
Sämtliche natürlichen Düng- und Pflegemittel
der Firma E. O. Cohrs auf Lager vorrätig

LIVOS

– Pflanzenfarben
für eine gesunde Umwelt

Große Auswahl
in Getreidemühlen und Fachliteratur



AM KRUMMENWEG 28 / IM GRÜNEN WINKEL 11
40885 RATINGEN-LINTORF, TELEFON (021 02) 1 71 25

Verkaufszeiten:
Dienstag - Freitag 10.00 - 13.00 Uhr und 15.00 - 18.00 Uhr
Samstag 8.00 - 13.00 Uhr, montags geschlossen



Am Krumpfenweg 28 - Ratingen
Telefon 021 02 / 1 71 93

Vollwert-Spezialitäten
nicht nur für Vegetarier

Es ist geöffnet von 16.00 - 24.00 Uhr
Sa. und So. 11.00 - 24.00 Uhr - Montag geschlossen!

Aus der Geschichte des Verbandes Bildung und Erziehung in Ratingen und Umgebung

Der Verband Bildung und Erziehung (VBE) ist ein Zusammenschluß konfessioneller Lehrerverbände, bedingt z.T. durch die Umwandlung vieler Konfessionsschulen in christliche Gemeinschaftsschulen.

Diese konfessionellen Verbände waren der Katholische Lehrerverein Deutschlands (KLVD), der Bund Evangelischer Lehrerinnen (BEL) und der Verein katholischer Lehrerinnen. In Nordrhein-Westfalen schlossen sie sich, nachdem sie fast 20 Jahre als Listengemeinschaft bei Personalratswahlen die Interessen der Lehrerinnen und Lehrer vertreten hatten, im März 1970, auf Bundesebene sechs Monate später, zusammen.

Der Ratinger VBE ist identisch mit dem Katholischen Lehrerverein Ratingen. Dieser Katholische Lehrerverein wurde zur Zeit des Bismarckreiches (Auslöser waren die Sozialistenverfolgung und der Kulturkampf) gegründet. 1891 bildeten sich Provinzialverbände im Rheinland und in Westfalen. Ziel war, ich zitiere, „eine Berufspolitik, die sich entschieden gegen staatlichen Zwang und geistige Enge ideologischer Bevormundung in Schule und Gesellschaft wandte.“ (1)

Dieser neuen Aufgabe fühlten sich in der Kaiserzeit folgende Ratinger Kollegen verpflichtet und schlossen sich dem Verein an:

	Eintrittsjahr
Hamm, Paul (1872 - 1953)	1900
Groneuer, Hubert (1886 - 1961)	1907
Piegeler, Leopold (1888 - 1962)	1908
Müller, Robert (1881 - 1957)	1908
Vidahl, Lukas (1886 - 1965)	1912 (2)

Nach dem 1. Weltkrieg war die Lehrerarbeitslosigkeit eines der Hauptprobleme. In der Pädagogik ging es, ich zitiere, „um die Verwirklichung des heute wieder modernen Arbeitsschulgedankens als freie geistige Tätigkeit des Schülers, der aus eigenem Antrieb mit eigener Kraft auf eigenen Wegen eigene Ziele verfolgen sollte.“ (3)

Um neue Wege in der Pädagogik zielgerecht beschreiten zu können, bedarf es des gegenseitigen Austausches. Diese Orientierung suchten die Lehrer im Verband. Es waren in der Weimarer Zeit folgende Kollegen, die sich dem Verband außerhalb Ratingens anschlossen:

	Eintrittsjahr:
Hermanns, Heinrich (1874 - 1958)	1919
Kruse, Georg (1896 - 1981)	1919
Rehrmann, Theodor (1880 - 1964)	1919
Hartmann, Rudolf (1895 - 1972)	1919
Buschhausen, Josef (1896 - 1964)	1920
Hagen, Paul (1900 - 1979)	1923
Coenen, Karl (1904 - ?)	1925
Bininda, Robert (1889 - 1959) (bis 1933 Vereinsvorsitzender im KLVD in Schlesien) (2)	
1933 wurde der KLVD im Zuge der „Gleichschaltung“ aufgelöst.	
Unmittelbar nach dem 2. Weltkrieg wurde der Verband KLVD neu begründet. Auch Ratinger Lehrer gehörten dazu:	

	Eintrittsjahr
Esser, Wilhelm (1901 - 1974)	1946
Hütten, Wilhelm (1899 - ?)	1946
Kellermann, Otto (1893 - 1957)	1947
Kieber, Karl (1901 - 1977)	1946
Offer, Josef (1903 - 1978)	1946
Samans, Otto (1918)	1947
Weber, Jakob (1901 - 1961)	1947
Treimer, Ferdinand (1916)	1948
Eggert, Johannes (1890 - 1973)	1948
Pakulla, Wilhelm (1894 - 1977)	1948
Bonsmann, Rudolf (1917)	1950
Nicola, August (1921)	1951
Wrana, Emmanuel (1903 - 1965)	1952
Vometh, Wilhelm (1912 - ?)	1952
Harte, Emil (1890 - 1961)	1952
Schäfer, Karl (1920)	1948
Lumer, Hans (1924)	1948
Mansfeld, Gerhart (1920)	1949
Ommer, Gottfried (1915 - 1980)	1952
Kohnen, Hermann (1904 - 1980)	1952
Pinter, Matthias (1898 - ?)	1952
Schmitz, Herm. Josef (1870 - 1955)	1952
Köhler, Günter (1927)	1952
Müller, Friedrich (1927)	1952 (2)

Diese Ratinger Lehrer mußten nach Düsseldorf in ein Lokal in der Nähe des früheren Landtages zu Sitzungen fahren, um ihre Berufs- und Ratinger Interessen zu vertreten.

Am 10. März 1952 kam es dann zur Gründung des Katholischen Lehrervereins Ratingen.

Am 10. März 1952 wurde im Ferdinand-Cremer-Klaus in Ratingen der katholische Lehrerverein Ratingen gegründet, der ab 1. April 1952 selbstständig ist und bei der Gründung 35 Mitglieder zählte. Folgende Mitglieder wurden in den Vorstand gewählt:

1. Vorsitzender: Herr Robert Zinhardt
2. Vorsitzender: Herr Hansfeld
- Kassierer: Herr Georg Kruse
- Schriftführer: Herr Ferdinand Trause

Gründungsprotokoll des Katholischen Lehrervereins Ratingen (Auszug)

Den Anlaß zu diesem Artikel gaben mir die Unterlagen des verstorbenen Kassierers Georg Kruse, die dem Vorstand des heutigen VBE in Ratingen noch vorliegen. Es sind dies:

1. Alte Kassenbücher,
2. Personalbögen zur Anmeldung mit genauen Daten und Unterschriften,
3. Abmeldungen und Todesdaten,



Georg Kruse (1896-1981)



Unterschriften früherer Lehrer im KLVD Ratingen und Umgebung

4. Zeitungsberichte, zum Teil mit Abbildungen, aus dem Lokalteil der Presse Ratingens über verstorbene Lehrer.
5. Hinzu kommt das erste Protokollbuch des Schriftführers.

Georg Kruse war seit 1952, dem Jahr der Gründung des Ortsvereins Ratingen im KLVD, Vorstandsmitglied und als Kassierführer aktiv. Er hatte die Unterlagen 25 Jahre gesammelt, ergänzt und der nächsten Generation im Jahr 1977 übergeben mit der Bitte, es ihm gleich zu tun.

Georg Kruses Initiative ist es zu verdanken, daß alljährlich heute noch das Anne-Rholes-Hilfswerk für schulentlassene Jugendliche der Sonderschule e.V. in Aachen vom VBE Ratingen unterstützt wird.

„Mit Rektor Leopold Piegeler hat in Ratingen für den KLVD alles angefangen“, äußerte ein Zeitzeu-

ge, August Nicola, der an Piegeler's System der Katholischen Schule II in Ratingen, Graf-Adolf-Straße, arbeitete. Die Aufgeschlossenheit Piegeler's für das Neue wurde hervorgehoben: Als Rektor ließ er vor allem Junglehrer mit ihren neuen Ideen in der Schulpraxis frei arbeiten. Seiner



Leopold Piegeler (1888-1962)

Diese Ratinger Lehrer mußten nach Düsseldorf in ein Lokal in der Nähe des früheren Landtages zu Sitzungen fahren, um ihre Berufs- und Ratinger Interessen zu vertreten.

Am 10. März 1952 kam es dann zur Gründung des Katholischen Lehrervereins Ratingen.

Am 10. März 1952 wurde im Ferdinand-Cremer-Kaum in Ratingen der
katholische Lehrerverein
Ratingen
 gegründet, der ab 1. April 1952 selbstständig ist und bei der Gründung 35 Mitglieder zählt. Folgende Mitglieder wurden in den Vorstand gewählt:

- 1. Vorsitzender: Herr Ebert Ziminski
- 2. Vorsitzender: Herr Hansfeld
- Kassierer: Herr Georg Kruse
- Schriftführer: Herr Ferdinand Thoma

Gründungsprotokoll des Katholischen Lehrervereins Ratingen (Auszug)

Den Anlaß zu diesem Artikel gaben mir die Unterlagen des verstorbenen Kassierers Georg Kruse, die dem Vorstand des heutigen VBE in Ratingen noch vorliegen. Es sind dies:

1. Alte Kassenbücher,
2. Personalbögen zur Anmeldung mit genauen Daten und Unterschriften,
3. Abmeldungen und Todesdaten,



Georg Kruse (1896-1981)



Unterschriften früherer Lehrer im KLVD Ratingen und Umgebung

4. Zeitungsberichte, zum Teil mit Abbildungen, aus dem Lokalteil der Presse Ratingens über verstorbene Lehrer.
5. Hinzu kommt das erste Protokollbuch des Schriftführers.

Georg Kruse war seit 1952, dem Jahr der Gründung des Ortsvereins Ratingen im KLVD, Vorstandsmitglied und als Kassierführer aktiv. Er hatte die Unterlagen 25 Jahre gesammelt, ergänzt und der nächsten Generation im Jahr 1977 übergeben mit der Bitte, es ihm gleich zu tun.

Georg Kruses Initiative ist es zu verdanken, daß alljährlich heute noch das Anne-Rholes-Hilfswerk für schulentlassene Jugendliche der Sonderschule e.V. in Aachen vom VBE Ratingen unterstützt wird.

„Mit Rektor Leopold Piegeler hat in Ratingen für den KLVD alles angefangen“, äußerte ein Zeitzeu-

ge, August Nicola, der an Piegeler's System der Katholischen Schule II in Ratingen, Graf-Adolf-Straße, arbeitete. Die Aufgeschlossenheit Piegeler's für das Neue wurde hervorgehoben: Als Rektor ließ er vor allem Junglehrer mit ihren neuen Ideen in der Schulpraxis frei arbeiten. Seiner



Leopold Piegeler (1888-1962)

Initiative ist es in der Hauptsache zu verdanken, daß der Ortsverein Ratingen im KLVD gegründet wurde und Lehrer und Lehrerinnen gemeinsam auch in der Schulpolitik tätig wurden. Er legte Wert darauf, daß zu den Sitzungen neben den Lehrern auch Lehrerinnen eingeladen wurden.

Aus dem Personalbogen und der VBE-Literatur geht hervor, daß seine Verbandsarbeit auch außerhalb der Ortsgrenzen gewürdigt wurde: Piegeler war Bezirksvorsitzender des Katholischen Lehrerverbandes Nordrhein (KLV) und später des Verbandes Katholischer Erzieher Nordrhein (VKEN) von 1951 bis 1959. (4)

Auch war er Vorsitzender des schulpolitischen Ausschusses auf Verbandsebene.

Hier wurden auch die Weichen gestellt für den Zusammenschluß der anfangs erwähnten Lehrerverbände zum VBE.

Deshalb kann man sagen: Leopold Piegeler war ein „Vorreiter“ für die Gründung des VBE.

Nach Krieg und Zusammenbruch haben Lehrer und Schulleiter wie Leopold Piegeler Bewundernswertes geleistet. Das Berufsethos dieser Lehrergeneration charakterisierte das Ehrenmitglied des VBE Nordrhein-Westfalen, Hans Kuhlmann, in seiner Rede auf der Hundertjahrfeier des Verbandes Bildung und Erziehung in Bocholt am 28. September 1991, als er formulierte:

„in den 50er Jahren (gab es) die schwierige Phase des Wiederauf-

baus unseres Schulwesens mit der Wiederherstellung der äußeren Voraussetzungen für einen einigermaßen geordneten Schulbetrieb, (in einer Zeit), in der die Lehrer mit großem Idealismus ihre pädagogische Arbeit geleistet und mit riesigen Klassen in einem wenig gegliederten Schulwesen, in miesen Schulgebäuden und mit erbärmlichen Gehältern die Schulen hochgehungen haben.“ (5)

Ausweitung des KLVD von Ratingen auf den Schulaufsichtsbezirk I des früheren Landkreises Düsseldorf-Mettmann

Der Ortsverein Ratingen hatte nicht nur Ratinger Lehrer in seinen Reihen, sondern es kamen auch Lehrer aus dem Angerland, aus Kettwig vor der Brücke, dem Amt Hubbelrath und Erkrath dazu und schlossen sich dem Ortsverein Ratingen an. Durch Versetzungen an die Schulen Ratingens und Umgebung von langjährigen KLVD-Mitgliedern aus anderen Ortsvereinen (z.B. Josef Schalljo aus Oberhausen, Berthold Mühlmeyer und Willi Altenvörde aus dem Kreise Rees) wuchs der Verein.

Einige Familiennamen in den vorliegenden Listen aus den früheren Generationen sind auch heute noch in der Öffentlichkeit auf pädagogischer Ebene der Stadt bzw. des Kreises und in anderen Berufsgebieten bekannt und geläufig.

Der VBE heute in Ratingen

Der VBE in Ratingen hat 1994 52 Mitglieder (-innen). Neben den

freundschaftlichen Beziehungen der Mitglieder untereinander stehen Verbandsaufgaben und (alle drei Jahre) die Personalratswahlen auf Kreis-, Regierungs- und Kultusministeriums-Ebene im Vordergrund. Hier wählt die Lehrerschaft ihre Vertreter. Mit der GEW (Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft), die eine andere schulpolitische Wurzel hatte und interessanterweise sich auch 1952 als Ortsverein in Ratingen gründete, teilt sich der VBE bei Grund-, Haupt- und Sonderschulen die Sitze für diese Gremien. Sie sind wichtig für die Berufsinteressen jedes einzelnen Lehrers in den einzelnen Instanzen. Beide Organisationen arbeiten seit Jahren gut zusammen.

Der VBE hat heute bundesweit über 130.000 Mitglieder. Das, was er heute darstellt, verdanken wir vor allem den Generationen vor uns, die die Vorarbeit geleistet haben. Mir fällt dazu ein Spruch ein: „Dem ersten der Tod, dem zweiten die Not, dem dritten das Brot.“

Siegfried Mühlmeyer

Literatur:

- 1.) nach Uwe Franke „Kleine Verbandsgeschichte im Aufriß“, in: 100 Jahre Lehrpolitik in christlicher Verantwortung, VBE, 1992 a.a.O., Seite 65
- 2.) Unterlagen von Georg Kruse: Personalbögen
- 3.) nach Uwe Franke: ebenda, a.a.O., Seite 65
- 4.) Spurensuche - Zur Geschichte des VBE und seiner Gründungsvereine (1945 - 1963), VBE 1993, a.a.O., Seite 104
- 5.) Hans Kuhlmann: „Die Schule ist niemals am Ziel und immer auf dem Weg“ in: 100 Jahre Lehrpolitik in christlicher Verantwortung, VBE, 1992, a.a.O., Seite 40

Allen Inserenten möchten wir herzlich danken.

Sie helfen uns, die Heimatzeitschrift „Die Quecke“ weiterhin zu veröffentlichen.

Den treuen Lesern wünschen wir zum Jahresausklang ein gesundes und erfolgreiches Jahr 1995!

Verein Lintorfer Heimatfreunde e. V.

15 Jahre „Club Ratinger Freizeitmaler“

„Ratingen-Ausstellung: Die deutschen Maler haben Talent“. Unter dieser Überschrift berichtete die französische Zeitung „La Sambre“ in ihrer Ausgabe vom 3. Juni 1994 über eine Ausstellung des „Clubs Ratinger Freizeitmaler“, die vom 28. Mai bis zum 5. Juni dieses Jahres im Keramiksaal der Espace Sculfort in Ratingens Partnerstadt Maubeuge stattfand. Etwa 50 Aquarelle, Zeichnungen und Ölbilder hatten die Ratinger Hobbykünstler mitgebracht, um sie ihren französischen Freunden präsentieren zu können. Die gut besuchte Ausstellung stand unter der Schirmherrschaft des Bürgermeisters von Maubeuge.

Sicherlich war die Einladung nach Frankreich einer der Höhepunkte des Jahres 1994, in dem der „Club Ratinger Freizeitmaler“ unter seinem Vorsitzenden Otto Bartsch sein 15-jähriges Bestehen feiert. In mehr als 50 Ausstellungen in sieben Städten konnte der Club die Werke seiner 60 Mitglieder von Januar 1979 bis heute

einem interessierten Publikum zeigen. Doch bestehen die Aktivitäten der Vereinigung nicht nur aus der Vorbereitung und Durchführung von Ausstellungen: Atelierbesuche, Exkursionen, Kreativitätstage und Studienaufenthalte runden das Jahresprogramm ab. Beim Sommerfest der Maler im Garten eines Mitglieds aus Wittlaer kam auch die Geselligkeit nicht zu kurz.

Wer mehr über die Ratinger Freizeitmaler erfahren möchte, dem sei der Besuch einer der nächsten Ausstellungen empfohlen, bei denen man sich am ehesten ein „Bild machen“ kann von der Gestaltungsfreude der Hobbykünstler und von der Vielfalt der Techniken, die sie beherrschen.

Manfred Buer

Alain CARPENTIER Maire de MAUBEUGE	Hugo SCHLIMM Maire de RATINGEN
Andre RENAUX Maire-Adjoint à la Culture	Otto BARTSCH Président du Club RATINGER FREIZEITMALER

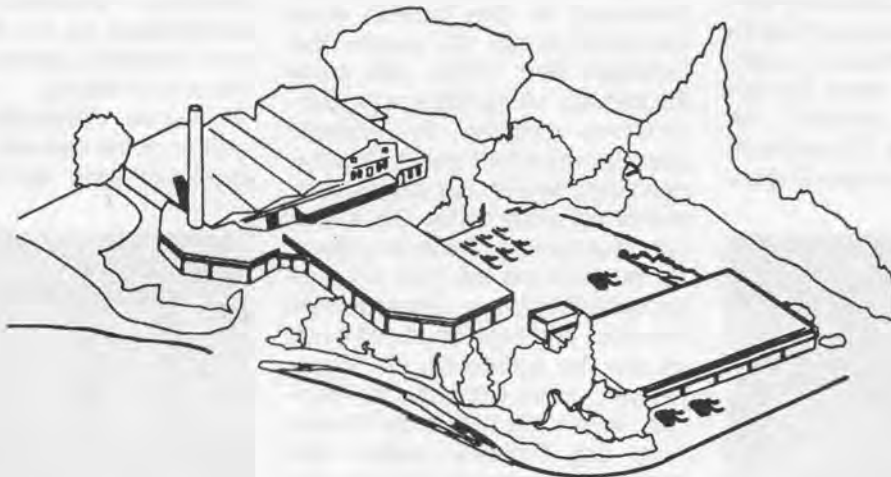
ont l'honneur de vous convier au vernissage de l'exposition

RATINGEN, UNE VILLE JUMEELEE

presentee par le club des peintres amateurs de la ville de RATINGEN

LE SAMEDI 28 MAI 1994 à 17 heures

salle de la céramique
ESPACE SCULFORT
Avenue Jean Jaurès
59600 MAUBEUGE
Exposition visible jusqu'au 5 juin 1994



Ford-Haupthändler
40878 Ratingen · Hauser Ring 70-74
Telefon 021 02/22047

Homberg - Ein historischer Rundgang durch ein altes Dorf

In letzter Zeit wurde von vielen Seiten der Wunsch geäußert, Homberg - ein Ratinger Stadtteil seit 1975 - näher kennenzulernen. Mehrere historische Rundgänge, die durch Alt-Homberg führten, stießen auf eine große Resonanz. Die folgenden historischen Erläuterungen sollen es allen Interessierten ermöglichen, einen historischen Streifzug durch das alte Dorf selbst in die Hand zu nehmen.

Homberg kann auf eine ebenso lange Geschichte zurückblicken, wie sie die Stadt Ratingen für sich beanspruchen kann. Im frühen Mittelalter können wir uns die Region zwischen Rhein und Bergischem als dicht bewaldet vorstellen. Noch für das Jahr 1065 ist überliefert, daß der überwiegende Teil dieses Gebietes als Reichsforst zum Krongut des Königs gehörte. Etwa seit dieser Zeit wurden Rodungen inmitten der Wälder vorgenommen, und an solchen Stellen ließ der König Höfe anlegen, die ebenfalls zum Krongut gehörten. Der König verlieh aber auch Rodungsprivilegien an zahlreiche freie Herren (= nobiles), die sich damit einen Grundbesitz beschaffen konnten. Die Bearbeitung dieses Grundbesitzes, der kein zusammenhängen-

des Gebiet darstellen mußte, erfolgte durch diensthörige Bauern. Homberg war der Sitz eines solchen freien Herren, wenn wir auch nicht wissen, an welcher Stelle sein Herrnsitz gelegen haben mag. In einer Urkunde des Klosters Werden ist für die Zeit um 1100 jedenfalls ein „Herimannus, nobilis homo de Honberge (Homberg)“ belegt.

Aber nicht nur freie Herren, sondern auch die Kirche erhielt Rodungsprivilegien und Landschenkungen durch den König und später auch durch den Adel. In diesem Zusammenhang sind neben dem Stift Essen und dem Kloster Werden die Stifte Kaiserswerth und Gerresheim zu nennen, die im Hochmittelalter zahlreiche Meierhöfe in der hiesigen Region besaßen. So sind u.a. Bracht, Altenbracht, Schellscheidt, Bellscheidt und Götschenberg als Besitzungen des Stiftes Gerresheim erwähnt. Wer genau der Begründer der Homberger Kirche ist, ist nicht überliefert. Fiel die Gründung in den Bereich einer Grundherrschaft, so sorgte der jeweilige Herr dafür, daß seine Bauern die Möglichkeit zum Gottesdienst erhielten. Er ernannte dann häufig einen seiner Untertanen zum Priester, der den Gottesdienst abhalten sollte. Die Kirche sah dies jedoch äußerst ungern, sie bestand darauf, daß ein ausgebildeter Priester Gottesdienste abhalten und Seelsorge betreiben müsse. So suchte sie die Eigenkirchen unter Kontrolle zu bringen, indem sie selbst die Einsetzung des Pfarrers regelte. Seit dem 11. Jahrhundert sind enge Verbindungen der Homberger Kirche zum Kölner Gereonsstift belegt, so daß wir davon ausgehen können, daß die Kirche zu dieser Zeit bereits den Status einer Pfarrkirche hatte.

Man weiß nicht, ob die Kirche St. Jacobus der Ältere zur Zeit ihrer Gründung schon diesen Namen trug. Über 500 Kirchen im deutschsprachigen Raum gibt es, die den Namen dieses Apostels

tragen. Ein Zusammenhang mit der Wallfahrt zum Grab des heiligen Jacobus in Santiago de Compostela ist denkbar, da diese eine der bedeutendsten des Mittelalters war. Aus ganz Europa wanderten Pilger nach Galicien in Nord-West-Spanien. Auf dem „Camino de Santiago“, der durch den Nordteil der iberischen Halbinsel führt, vereinigten sich die Pilgerwege. Homberg lag an einem solchen „Zubringer“, der aus Norddeutschland über Essen, Aachen, Paris, Tours Richtung Pyrenäen führte. Noch heute wird von der Pfarre St. Jacobus aus die Santiago-Wallfahrt gefördert. Die Kirche, ihrem Ursprung nach romanisch, wurde mehrfach umgebaut. Aus dem 11. Jahrhundert wurde ein Mauerfundament ergraben; nach 1250 ist eine dreischiffige Basilika nachweisbar. Im 17. Jahrhundert verkleinerte man die Kirche, da infolge der Reformation und durch die Auswirkungen des 30jährigen Krieges die Zahl der Katholiken zurückgegangen sein muß. Von 1910 - 1912 wiederum erweiterte man das Gotteshaus, da durch den Zuzug von Fremden, bedingt durch die Industrialisierung, die kath. Gemeinde offensichtlich wieder größer geworden war. Besonders imposant wirkt die kath. Kirche,



Kirche St. Jacobus d. Ä., vom „Dorfkrug“ aus gesehen.



Durchgang von der Leuv auf die Dorfstraße. Alter der Häuser vermutlich 16. Jh.



Im Hintergrund das einzige der kleinen Fachwerkhäuser, das in Homberg erhalten geblieben ist.
Im Vordergrund die „Flurprozession“ von Brigitte Trennhaus, Kirchhof-Südseite.

wenn man aus Richtung Bellscheidt auf sie zugeht, denn von hier ist ihre erhöhte Stellung im Dorf besonders deutlich zu erkennen. Die Hauptverbindungsstraße nach Homberg verlief denn auch bis etwa 1800 von Heiligenhaus kommend durch die Brück und über die Schnepfersdelle auf Homberg zu.

Verläßt man die unmittelbare Umgebung der Kirche in Richtung Grashof, so sind dort einige interessante Gebäude zu sehen. Auffällig das winzig kleine Fachwerkhäuschen, eine frühe typische Behausung einfacher Leute, die oftmals zu mehreren, durchaus auch als größere Familie, dort wohnten. Mag uns ein solches Häuschen heute als besonders idyllisch erscheinen, so muß doch das Leben mit einer ganzen Familie auf so engem Raum sehr beengt und wenig romantisch gewesen sein. Dieses kleine Fachwerkhäuschen ist das einzige erhaltene Zeugnis dieser Bauweise in Homberg, während diejenigen, die früher an der Dorfstraße lagen, abgerissen wurden. Wenige Meter davon entfernt, das größere Fachwerkhäuschen mit dem gekragten Obergeschoß, ist das alte kath. Pastorat, welches im Jahre 1662 errichtet wurde. Nur selten lassen Häuser in der hiesigen Region eine vergleichbare Konstruktion erkennen. Das alte kath. Pastoratsgebäude hebt sich als eine Besonderheit unter den Hausbauten

Hombergs ab. Der Grashof befindet sich direkt hinter der Kirche, er gehört zu den ältesten Höfen Hombergs. Zwei weitere liegen nur unweit davon entfernt: „Das Gut auf dem Berg“ und der „Schnepfershof“. Durch die Jacobusgasse, dann am Kindergarten vorbei links, führt ein kleiner Weg durch die Leuv: ein reizvoller Durchgang auf die Dorfstraße und zudem ein anschaulicher Blick „hinter die Kulissen“. Die meisten Häuser Alt-Hombergs haben nicht nur zur Dorfstraße hin eine schöne Fassade, sondern lassen erahnen, wie lebhaft es früher auch in den engen Gäßchen zwischen diesen Gebäuden zugegangen sein mag.



Die „Meus“, eines der ältesten Häuser in Homberg.

Hier waren früher kleine Handwerksbetriebe wie z.B. ein Schuhmacher angesiedelt. Durch die Leuv führte früher, vom Angertal über Bellscheidt kommend und dann die Dorfstraße hinauf, der alte Eselsweg, der an der Kirche vorbei weiter zum Schwarzbachtal verlief. Hier werden landwirtschaftliche Güter auf diese Weise transportiert worden sein.

Der gepflasterte Dorfplatz erhält sein charakteristisches Gepräge durch die hohe Mauer, die die oberhalb gelegene Kirche einfriedet. Das große, in jüngster Zeit weißgestrichene Haus, war früher der Gasthof „Zur Post“. Insgesamt gab es in Homberg der 1930er Jahre 7 Gasthöfe, wobei sich ein weiterer neben dem Haus „Meus“ befand, in welchem heute die kath. Bücherei ihr Domizil hat. Die Meus ist ein für die Geschichte Hombergs wichtiges Gebäude. Zeitweise war sie das Haus des Küsters, und um 1900 war die Posthalterei dort ansässig. Eine besondere Rolle spielte sie aber zur Zeit der Reformation. Um 1550 ist für Homberg bereits eine reformierte Gemeinde nachzuweisen. Von 1618 - 1624 wurde das Haus in der „Meus“, direkt neben der kath. Kirche, als Predigerhaus genutzt. Danach, als der kath. Pfalz-Neuburgische Landesherr versuchte, die reformierten Gemeinden zurückzudrängen, mußten abgelegene Häuser und Höfe der Umgebung genutzt werden, um den Gottesdienst abzuhalten. Die Auseinandersetzung

zwischen Katholiken und Reformierten in Homberg gingen offensichtlich nie so weit, daß letztere versuchten, die Kirche St. Jacobus in ihre Hand zu bringen. Nach dem Ende des 30-jährigen Krieges 1648 verstärkten die Reformierten jedoch die Bemühungen, eine eigene Kirche zu errichten. In der Gasse mit der heutigen Bezeichnung „Am Dorfkrug“ gelang es ihnen schließlich, eine aus Holz gebaute Kirche „Im Grund“ - so die damalige Bezeichnung für diesen tiefergelegenen Teil des Dorfes - zu erbauen. Vermutlich befand sich hier eine erste Ev. Schule sowie die Wohnung des Pastors. Nach 1912 wurde diese Kirche, nachdem an der oberen Dorfstraße eine neue gebaut war, abgerissen. Heute erinnert eine kleine Gedenktafel, angebracht an einer Garagenmauer „Am Dorfkrug“, an diese Stelle. Das große, heute rosa gestrichene Haus, auf dessen Vorderfront man besonders gut von der Seilergasse aus schaut, beherbergte das ev. Pastorat von 1831 - 1954. Finanziert worden war es, wie häufig, durch Kollektenreisen, und 40.000 Ziegelsteine hatte man für den Bau verbraucht. Die schmucken Häuschen an der Seilergasse waren um die Jahrhundertwende als einfache Arbeiterwohnungen errichtet worden. Nach dem 2. Weltkrieg, als infolge des Flüchtlingszustromes dringend Wohnraum gebraucht wurde, wurden sie aufgestockt.

Folgt man der Dorfstraße in Richtung Homberger Straße, so sieht man auf der rechten Seite ein wunderschönes, mit Schiefer verkleidetes Fachwerkhaus, welches früher von den Dorfbewohnern mit dem Namen „Rose“ bezeichnet wurde. Auch andere Häuser des Dorfes trugen früher Namen und dienten so zur Orientierung anstelle von Hausnummern. So nannte man ein altes Fachwerkhaus an der Lilienstraße, das heute längst abgerissen ist, „Lilie“, und offensichtlich wurde später die Straße nach diesem Haus benannt. Woher die Namensgebung stammt, ist heute nicht mehr zu ermitteln.

Die beiden 1968 im Zuge der Schulreform aufgelösten Volks-

schulen Hombergs befanden sich ebenfalls an der oberen Dorfstraße. Das Gebäude Dorfstraße 16, das heute u.a. die Stadtbücherei beherbergt, war als Ev. Volksschule im Jahre 1863 errichtet und das alte Schulhaus „Im Grund“ auf Abbruch verkauft worden. Nach dem 2. Weltkrieg wurde es infolge des starken Anwachsens der evgl. Schülerschaft aufgestockt. Die ehemalige Kath. Volksschule befand sich nur unweit davon entfernt auf der schräg gegenüberliegenden Seite der Dorfstraße. Dieses Gebäude wurde in den 1960er Jahren abgerissen, nachdem im Jahre 1846 „Haus, Platz und Garten von Jacob Kemperdick in der Krone für 600 Thaler gekauft worden“ waren. An der Dorfstraße 7 ist noch das Gebäude erhalten, das zeitweise im 19. und 20. Jahrhundert das „neue kath. Pastorat“ war. Unmittelbar daneben befand sich die Kath. Volksschule, und wir dürfen annehmen, daß sie von den Pfarrern bei dieser unmittelbaren Nachbarschaft aufmerksam inspiziert wurde. Die Gastwirtschaft „Zur Krone“ hat lange Tradition und wurde in früherer Zeit auch als ein Bauerngut bewirtschaftet.



Katholisches Pastorat im 19. und 20. Jh. Heute als Wohnhaus genutzt (Dorfstr. 7)

Die Ev. Kirche wurde 1912 voller Stolz eingeweiht. Endlich war der sehnliche Wunsch der ev. Gläubigen in Erfüllung gegangen, ebenfalls eine auf einer Anhöhe gele-

gene Kirche zu besitzen, die schon von weither sichtbar sein sollte. Seitdem tauchen, durchfährt oder durchwandert man die Landschaft, die beiden Kirchtürme als „Wiesnasen“ urplötzlich am Horizont auf und tragen zur unverwechselbaren Silhouette Hombergs bei. Der Bau der Kirche hatte etwa 120.000,- Mark betragen, zur damaligen Zeit eine stattliche Summe. Ein nicht geringer Teil war von Gemeindemitgliedern, zumeist wohlhabenden Gutsbesitzern und Bauern, gespendet worden. Bracht, Bellscheidt, Hofermühle und Meiersberg gehörten ebenfalls zur Homberger Kirchengemeinde.

Die Gegend um Homberg wurde früher geprägt von der landwirtschaftlichen Nutzung. Raps und Kartoffelanbau, Getreide und Rüben, Milchviehhaltung sowie die Züchtung von Kaltblütern waren bedeutende Wirtschaftszweige. Noch heute ist vielen der Höfe, die die Bezeichnung „Gut“ führten, ihr damaliger Wohlstand anzusehen. Die Ausbeutung von Formsand und der Abbau von Kalk in Wülfrath stellten weitere Erwerbszweige der Region dar. Die Rheinischen Kalksteinwerke gehören noch heute zu den größten Betrieben dieser Art in Europa. Trotz Industrie und Verkehr lassen sich schöne Spaziergänge im Anger- und Schwarzbachtal, an alten Herrensitzen wie dem Haus Anger vorbei, an die alte Richtstätte auf einer kleinen Anhöhe in der Nähe Hombergs und andere reizvolle Orte unternehmen. Kaum ahnt der Wanderer, daß er sich inmitten einer Großstadtregion befindet, so grün präsentiert sich die Landschaft.

Quellen und Literatur:

Verwaltungsakten und Schulchroniken des Stadtarchivs Ratingen; Brinkmann, Heinrich, Geschichte der evangelischen Gemeinde Homberg im Bergischen Land, Ratingen 1983; Redlich, Otto, u. a., Geschichte der Stadt Ratingen von den Anfängen bis 1815, Ratingen 1926; Saeger, Klaus, Ratingen - Homberg - St. Jacobus d. Ältere (Schnell Kunstführer), München 1990

Dr. Erika Münster



Im Hintergrund das einzige der kleinen Fachwerkhäuser, das in Homberg erhalten geblieben ist.
Im Vordergrund die „Flurprozession“ von Brigitte Trennhaus, Kirchhof-Südseite.

wenn man aus Richtung Bellscheidt auf sie zugeht, denn von hier ist ihre erhöhte Stellung im Dorf besonders deutlich zu erkennen. Die Hauptverbindungsstraße nach Homberg verlief denn auch bis etwa 1800 von Heiligenhaus kommend durch die Brück und über die Schnepplersdelle auf Homberg zu.

Verläßt man die unmittelbare Umgebung der Kirche in Richtung Grashof, so sind dort einige interessante Gebäude zu sehen. Auffällig das winzig kleine Fachwerkhäus, eine frühe typische Behausung einfacher Leute, die oftmals zu mehreren, durchaus auch als größere Familie, dort wohnten. Mag uns ein solches Häuschen heute als besonders idyllisch erscheinen, so muß doch das Leben mit einer ganzen Familie auf so engem Raum sehr beengt und wenig romantisch gewesen sein. Dieses kleine Fachwerkhäus ist das einzige erhaltene Zeugnis dieser Bauweise in Homberg, während diejenigen, die früher an der Dorfstraße lagen, abgerissen wurden. Wenige Meter davon entfernt, das größere Fachwerkhäus mit dem gekragten Obergeschoß, ist das alte kath. Pastorat, welches im Jahre 1662 errichtet wurde. Nur selten lassen Häuser in der hiesigen Region eine vergleichbare Konstruktion erkennen. Das alte kath. Pastoratsgebäude hebt sich als eine Besonderheit unter den Hausbauten

Hombergs ab. Der Grashof befindet sich direkt hinter der Kirche, er gehört zu den ältesten Höfen Hombergs. Zwei weitere liegen nur unweit davon entfernt: „Das Gut auf dem Berg“ und der „Schnepershof“. Durch die Jacobusgasse, dann am Kindergarten vorbei links, führt ein kleiner Weg durch die Leuv: ein reizvoller Durchgang auf die Dorfstraße und zudem ein anschaulicher Blick „hinter die Kulissen“. Die meisten Häuser Alt-Hombergs haben nicht nur zur Dorfstraße hin eine schöne Fassade, sondern lassen erahnen, wie lebhaft es früher auch in den engen Gäßchen zwischen diesen Gebäuden zugegangen sein mag.



Die „Meus“, eines der ältesten Häuser in Homberg.

Hier waren früher kleine Handwerksbetriebe wie z.B. ein Schuhmacher angesiedelt. Durch die Leuv führte früher, vom Angertal über Bellscheidt kommend und dann die Dorfstraße hinauf, der alte Eselsweg, der an der Kirche vorbei weiter zum Schwarzbachtal verlief. Hier werden landwirtschaftliche Güter auf diese Weise transportiert worden sein.

Der gepflasterte Dorfplatz erhält sein charakteristisches Gepräge durch die hohe Mauer, die die oberhalb gelegene Kirche einfriedet. Das große, in jüngster Zeit weißgestrichene Haus, war früher der Gasthof „Zur Post“. Insgesamt gab es in Homberg der 1930er Jahre 7 Gasthöfe, wobei sich ein weiterer neben dem Haus „Meus“ befand, in welchem heute die kath. Bücherei ihr Domizil hat. Die Meus ist ein für die Geschichte Hombergs wichtiges Gebäude. Zeitweise war sie das Haus des Küsters, und um 1900 war die Posthalterei dort ansässig. Eine besondere Rolle spielte sie aber zur Zeit der Reformation. Um 1550 ist für Homberg bereits eine reformierte Gemeinde nachzuweisen. Von 1618 - 1624 wurde das Haus in der „Meus“, direkt neben der kath. Kirche, als Predigerhaus genutzt. Danach, als der kath. Pfalz-Neuburgische Landesherr versuchte, die reformierten Gemeinden zurückzudrängen, mußten abgelegene Häuser und Höfe der Umgebung genutzt werden, um den Gottesdienst abzuhalten. Die Auseinandersetzung

zwischen Katholiken und Reformierten in Homberg gingen offensichtlich nie so weit, daß letztere versuchten, die Kirche St. Jacobus in ihre Hand zu bringen. Nach dem Ende des 30-jährigen Krieges 1648 verstärkten die Reformierten jedoch die Bemühungen, eine eigene Kirche zu errichten. In der Gasse mit der heutigen Bezeichnung „Am Dorfkrug“ gelang es ihnen schließlich, eine aus Holz gebaute Kirche „Im Grund“ - so die damalige Bezeichnung für diesen tiefergelegenen Teil des Dorfes - zu erbauen. Vermutlich befand sich hier eine erste Ev. Schule sowie die Wohnung des Pastors. Nach 1912 wurde diese Kirche, nachdem an der oberen Dorfstraße eine neue gebaut war, abgerissen. Heute erinnert eine kleine Gedenktafel, angebracht an einer Garagenmauer „Am Dorfkrug“, an diese Stelle. Das große, heute rosa gestrichene Haus, auf dessen Vorderfront man besonders gut von der Seilergasse aus schaut, beherbergte das ev. Pastorat von 1831 - 1954. Finanziert worden war es, wie häufig, durch Kollektenreisen, und 40.000 Ziegelsteine hatte man für den Bau verbraucht. Die schmucken Häuschen an der Seilergasse waren um die Jahrhundertwende als einfache Arbeiterwohnungen errichtet worden. Nach dem 2. Weltkrieg, als infolge des Flüchtlingszustromes dringend Wohnraum gebraucht wurde, wurden sie aufgestockt.

Folgt man der Dorfstraße in Richtung Homberger Straße, so sieht man auf der rechten Seite ein wunderschönes, mit Schiefer verkleidetes Fachwerkhaus, welches früher von den Dorfbewohnern mit dem Namen „Rose“ bezeichnet wurde. Auch andere Häuser des Dorfes trugen früher Namen und dienten so zur Orientierung anstelle von Hausnummern. So nannte man ein altes Fachwerkhaus an der Lilienstraße, das heute längst abgerissen ist, „Lilie“, und offensichtlich wurde später die Straße nach diesem Haus benannt. Woher die Namensgebung stammt, ist heute nicht mehr zu ermitteln.

Die beiden 1968 im Zuge der Schulreform aufgelösten Volks-

schulen Hombergs befanden sich ebenfalls an der oberen Dorfstraße. Das Gebäude Dorfstraße 16, das heute u.a. die Stadtbücherei beherbergt, war als Ev. Volksschule im Jahre 1863 errichtet und das alte Schulhaus „Im Grund“ auf Abbruch verkauft worden. Nach dem 2. Weltkrieg wurde es infolge des starken Anwachsens der evgl. Schülerschaft aufgestockt. Die ehemalige Kath. Volksschule befand sich nur unweit davon entfernt auf der schräg gegenüberliegenden Seite der Dorfstraße. Dieses Gebäude wurde in den 1960er Jahren abgerissen, nachdem im Jahre 1846 „Haus, Platz und Garten von Jacob Kemperdick in der Krone für 600 Thaler gekauft worden“ waren. An der Dorfstraße 7 ist noch das Gebäude erhalten, das zeitweise im 19. und 20. Jahrhundert das „neue kath. Pastorat“ war. Unmittelbar daneben befand sich die Kath. Volksschule, und wir dürfen annehmen, daß sie von den Pfarrern bei dieser unmittelbaren Nachbarschaft aufmerksam inspiziert wurde. Die Gastwirtschaft „Zur Krone“ hat lange Tradition und wurde in früherer Zeit auch als ein Bauerngut bewirtschaftet.



Katholisches Pastorat im 19. und 20. Jh.
Heute als Wohnhaus genutzt (Dorfstr. 7)

Die Ev. Kirche wurde 1912 voller Stolz eingeweiht. Endlich war der sehnliche Wunsch der ev. Gläubigen in Erfüllung gegangen, ebenfalls eine auf einer Anhöhe gele-

gene Kirche zu besitzen, die schon von weither sichtbar sein sollte. Seitdem tauchen, durchfährt oder durchwandert man die Landschaft, die beiden Kirchtürme als „Wiesnasen“ urplötzlich am Horizont auf und tragen zur unverwechselbaren Silhouette Hombergs bei. Der Bau der Kirche hatte etwa 120.000,- Mark betragen, zur damaligen Zeit eine stattliche Summe. Ein nicht geringer Teil war von Gemeindemitgliedern, zumeist wohlhabenden Gutsbesitzern und Bauern, gespendet worden. Bracht, Bellscheidt, Hofermühle und Meiersberg gehörten ebenfalls zur Homberger Kirchengemeinde.

Die Gegend um Homberg wurde früher geprägt von der landwirtschaftlichen Nutzung. Raps und Kartoffelanbau, Getreide und Rüben, Milchviehhaltung sowie die Züchtung von Kaltblütern waren bedeutende Wirtschaftszweige. Noch heute ist vielen der Höfe, die die Bezeichnung „Gut“ führten, ihr damaliger Wohlstand anzusehen. Die Ausbeutung von Formsand und der Abbau von Kalk in Wülfrath stellten weitere Erwerbszweige der Region dar. Die Rheinischen Kalksteinwerke gehören noch heute zu den größten Betrieben dieser Art in Europa. Trotz Industrie und Verkehr lassen sich schöne Spaziergänge im Anger- und Schwarzbachtal, an alten Herrnsitzen wie dem Haus Anger vorbei, an die alte Richtstätte auf einer kleinen Anhöhe in der Nähe Hombergs und andere reizvolle Orte unternehmen. Kaum ahnt der Wanderer, daß er sich inmitten einer Großstadtregion befindet, so grün präsentiert sich die Landschaft.

Quellen und Literatur:

Verwaltungsakten und Schulchroniken des Stadtarchivs Ratingen; Brinkmann, Heinrich, Geschichte der evangelischen Gemeinde Homberg im Bergischen Land, Ratingen 1983; Redlich, Otto, u. a., Geschichte der Stadt Ratingen von den Anfängen bis 1815, Ratingen 1926; Saeger, Klaus, Ratingen - Homberg - St. Jacobus d. Ältere (Schnell Kunstführer), München 1990

Dr. Erika Münster

Homberg hat insgesamt 25 geschützte Baudenkmäler

Von den „Wiesnasen“ bis zu einzelnen Häusern

Die ehemals selbständige Gemeinde Homberg, die heute zu den kleinen Stadtteilen der Stadt Ratingen zählt, verfügt allein schon über 25 geschützte Baudenkmäler. Wer aber durch die verwinkelten Gassen des alten Ortskerns wandert, gewinnt bald den Eindruck, daß es eigentlich das gesamte Ensemble verdiente, als Baudenkmal eingestuft und erhalten zu werden. Und in der Tat laufen bereits die Vorbereitungen, den gesamten Ortskern von Alt-Homberg als Baudenkmalbereich auszuweisen. Wie die Rater Stadt konservatorin Ria Voss dazu sagt, wird derzeit an einer entsprechenden Vorlage für eine Erhaltungssatzung gearbeitet, in der auch die bisher als nicht erhaltenswert eingestuft Gebäude als geschützt eingestuft werden sollen. Auf diese Weise könnte dann das gesamte Ensemble erhalten werden. Trotz dieser Bemühungen wird der Denkmalschutz auch in Homberg nicht bürokratisch betrieben, denn aus der früheren Denkmalliste wurden mittlerweile drei Objekte wieder gestrichen, wie etwa das Anwesen Meiersberger Straße 64. Es handelt sich dabei um die alte Meiersberger Schule, deren Bauzustand eine weitere Erhaltung nicht mehr als geboten erscheinen läßt. Nach wie vor höchsten Schutz genießen die beiden „Homberger Wiesnasen“, die beiden Homberger Kirchen, die mit ihren Türmen weithin die Ortssilhouette überragen und sich damit diesen „Spitznamen“ eingehandelt haben. Das ältere von beiden Baudenkmalern ist die katholische Pfarrkirche St. Jacobus d. Ältere. Es handelt sich dabei, wie unter den „Wesentlichen charakteristischen Merkmalen“ der Denkmalliste angeführt wird, um eine aus dem 12. Jahrhundert stammende „Bruchsteinbasilika mit vorgestelltem Westturm und eingezogenem geraden Chor, südlichem Seitenschiff und Sakristei aus dem Jahr 1912; im Inneren wertvolle Plastiken, kirch-



Die evangelische Christus-Kirche von 1912

liche Gegenstände und Gemälde, darunter ein dreiteiliges Altarbild von Anton Woensau, das früher in Köln seinen Standort hatte.“ Bei dieser St. Jacobuskirche steht in der Denkmalliste das, was für alle weiteren 24 Homberger Baudenkmäler gilt: „Erhaltung und Nutzung sind aus wissenschaftlichen, künstlerischen und städtebaulichen Gründen geboten“. Das gilt natürlich auch für die evangelische Kirche, die zweite „Homberger Wiesnase“. Dazu wird gesagt: „Um 1912 geweiht, Zentralbau von zwei sich durchdringenden Schiffen, Fassade mit Giebel und seitlich angebautem Turm. Bruchstein mit Werksteingliederung;

alte Orgel aus der Erbauungszeit der Kirche an der Ostwand über Altar und Kanzel, erbaut von Koch & Höhmann, Orgelbauanstalt, Ronsdorf, Rheinland.“ Drei bemerkenswerte Baudenkmäler befinden sich im unmittelbaren Bereich der St. Jacobuskirche, nämlich zunächst einmal mit dem Anwesen Grashofweg 11 das „Alte katholische Pastorat“, das auf 1662 datiert wird. Die Beschreibung dieses vorbildlich restaurierten Fachwerkbauwerks sagt: „2-geschossiger Winkelhof in Fachwerk auf geteertem Bruchsteinsockel, Obergeschoß östlich weit vorkragend auf Knaggen, Lehmgefache z.T. erhalten, Wetterseite (südlich) mit Backstein verblendet, Holzsprossenfenster mit Klapppläden, Krüppelwalmdach, Nordgiebel erneuert.“ Hier wird der Erhaltungswert zusätzlich aus „volkskundlichen und heimatgeschichtlichen Gründen“ angegeben. Weiter gilt das Anwesen Grashofweg 10, nämlich der „Grashof“, als erhaltenswert. Es handelt sich - so die Beschreibung - um eine „Hofanlage, zweigeschossiges Fachwerkwohnhaus auf verputztem Bruchsteinsockel, 18. Jahrhundert, bereits 1643 als der „Grashof“ erwähnt, verschiefert, umliegendes Kranzgesims, nördliche Giebelseite verputzt, Lehmgefache z.T. erhalten, Bruchsteinkeller mit Gewölbe, weitgehend Holzsprossenfenster, zugehörige Nebengebäude in



Altes katholisches Pastorat am Grashofweg aus dem Jahr 1662. Heute als Wohnhaus genutzt.

Backstein und Fachwerk, alter Baumbestand." Aus dem 17. Jahrhundert stammt das Haus Grashofweg 19. Es handelt sich um ein „1-geschossiges Fachwerkhaus auf geteertem Backsteinsockel, Giebelseiten mit Backstein verkleidet, Traufseiten Fachwerk, z.T. Lehmgefache erhalten, Holzfenster mit Klappläden". An der Dorfstraße sind es neben den beiden Kirchen noch vier Anwesen, die in die Denkmalliste eingetragen sind. Beim Anwesen Dorfstraße 27, dem Haus „In der Rose", handelt es sich um ein Gebäude, das um 1630 erbaut worden sein dürfte. Es ist ein „2-geschossiges Fachwerkhaus in drei Achsen, verschiefert, kunstvolle alte Haustüre, Holzsprossenfenster, Lehmgefache erhalten; Anbau im Westen ursprünglich unter Dach-

schleppe, ehemaliges Bürgermeisteramt". Bei dem Anwesen Dorfstraße 37 handelt es sich um ein aus dem 18. Jahrhundert stammendes „2-geschossiges Fachwerkdoppelhaus auf verputztem Sockel, nördliche Giebelseite verkleidet, Lehmgefache weitgehend erhalten. Holzsprossenfenster, originale Haustüre erhalten; saniert 1983". Ebenfalls aus dem 18. Jahrhundert stammen die beiden weiteren Anwesen. Dorfstraße 42 ist ein „2-geschossiges Fachwerkhaus auf Bruchsteinsockel, Holzsprossenfenster, Sarnierung 1984; gemeinsame Giebelseite in Fachwerk mit Haus Nr. 44." Zu dem genannten Haus Dorfstraße 44 wird gesagt: „2-geschossiges Fachwerkhaus auf geteertem Backsteinsockel, Lehmgefache z.T. erhalten, rechter Teil Tordurchfahrt (gemeinsa-

me Giebelseite in Fachwerk mit Haus Nr. 42), Holzsprossenfenster, östlich neuer Anbau aus Backstein".

Ebenfalls zum inneren Dorfkern gehören drei Anwesen Am Dorfkrug und in der Jacobusgasse. Aus dem 19. Jahrhundert, nämlich von 1830, stammt das Haus Am Dorfkrug 5, das „alte evangelische Pastorat". Es ist ein „2-geschossiges Backsteinhaus in fünf Achsen, Türgewände und Sohlbänke aus Kalkstein, geschlänmt, Krüppelwalm, Bleiverglasung im Erdgeschoß, Fenster verändert, Bruchsteinkeller mit Gewölbe." Aus dem 18. Jahrhundert ist das Haus Am Dorfkrug 6/8, nämlich ein „2-geschossiges Fachwerkhaus auf verputztem Sockel, Zahnschnittgesims, Lehmgefache z.T. erhal-



Karte des Amtes Ratingen (Ausschnitt) aus der „Topographia Ducatus Montani“ des E. P. Ploennies von 1715
 Liste der Homberger Höfe, die auf der Ploennies-Karte verzeichnet sind und heute unter Denkmalschutz stehen:

- | | | |
|--|--|---|
| 1) Altenbracht
heute: Gut Altenbracht
Altenbrachtweg 10 | 5) Meuslückers
heute: Meisloch
Meiersberger Straße 72 | 9) Bellschet
heute: Bellscheidthof
Breckhauser Weg 2/4 |
| 2) Weiersberg
heute: Haus Hohenanger (Weyersberg)
Hohenanger 4 | 6) Romelian
heute: Gut Rommeljans
Rommeljansweg 10 | 10) Atsberg
heute: Gut Artzberg
Artzbergweg 6 |
| 3) Elbec
heute: Mühle Gut Ilbeck
Ilbeckweg 45 | 7) Rosendahl
heute: Gut Rosendal (Rosenthal)
Rosendalweg | 11) Schrefenhus
heute: Gut Grevenhaus
Metzkausener Straße 6 |
| 4) Schwittenhus
heute: Gut Wittenhaus
Wittenhausweg 25 | 8) Knevels
heute: Gut Knevels
Breckhauser Weg 5 | |



Äußerlich gut erhalten wird die „Mühle Gut Ilbeck“ z.Zt. nach denkmalschützerischen Gesichtspunkten im Inneren hergerichtet. Das aus dem 18. Jahrhundert stammende Fachwerkhaus ist zur Straße hin eingeschossig, zum Talgrund zweigeschossig mit verputztem Bruchsteinsockel

ten, Holzfenster teilweise mit Sprossen, Südseite und Giebel verputzt, südlicher Anbau unter Schleppehdach“. Bisher in das 17. Jahrhundert datiert, wurde das Haus Jacobusgasse 3 als „ehemaliges Predigthaus“ eingestuft. Nach den neueren Untersuchungen stammt allerdings nur der Keller aus dem 17. Jahrhundert, während das Gebäude selbst darauf um 1800 errichtet wurde. Es ist ein „2-geschossiges Backsteinhaus, geschlänmt, Sohlbänke und Türgewände aus Kalkstein, alte Haustüre, Holzsprossenfenster mit Klappläden, Zahnschnittgesims“.

Schon bei Ploennies kartographiert

Für sieben Anwesen außerhalb des Ortskerns ist das Alter allein schon dadurch gesichert, daß sie bereits um 1715 von E. Ploennies in seiner Kartographie festgehalten wurden. Die heute noch erhaltenen Gebäude sind jedoch meist aus späterer Zeit. Das Gut Altenbracht am Altenbrachtweg 10 allerdings ist bereits 1634 als „der hof zu Alden Bracht“ erwähnt, die Gebäude stammen jedoch aus dem 18. bzw. 19. Jahrhundert. Es handelt sich um ein „2-geschossiges Bruchsteinhaus, geschlänmt, Sohlbänke in Sandstein, Holzfenster mit Klappläden, Rückseite und Giebelseite verputzt, alte Haustür und Freitreppe erhalten, Scheunengebäude Ende 19. Jahrhundert in Backstein,

neuerer Gebäude in Leichtbauweise“.

Das in der Kartographie von E. Ploennies als „Weiersberg“ dokumentierte Haus Hohenanger, Hohenanger 4, dürfte in seinen ältesten Teilen, wie etwa im Bruchsteinsockel und dem niederdeutschen Fachwerkgiebel sogar aus dem 16. Jahrhundert stammen. Das 2-geschossige massive Wohnhaus wurde um 1900 verputzt, um 1925 erfolgte eine Translozierung des Fachwerkgiebels, um 1984 wurde das Haus grundlegend saniert. Die „Mühle Gut Ilbeck, Ilbeckweg 45, wird bei E. Ploennies als „Elbec“

bezeichnet. Das jetzige Gebäude wurde um 1800 erbaut Es ist ein „1-geschossiges Fachwerkhaus, an der Rückseite 2-geschossig, auf verputztem Bruchsteinsockel, Lehmgefache erhalten, Holzsprossenfenster mit Klappläden, Krüppelwalmdach“.

Als „Schwittenhus“ erscheint das Gut Wittenhaus, Wittenhausweg 25, bei Ploennies, wird aber bereits an anderer Stelle um 1620 als „Wittenhaus“ bezeichnet. Es ist ein „2-geschossiges Wohnhaus in sieben Achsen, Backstein, 1. Hälfte 19. Jahrhundert, Sohlbänke, Fenster- und Türgewände aus Werkstein, umliegenden Kranzgesims mit Asbestzementtafeln verkleidet; Krüppelwalmdach, an der Giebelseite Ankersplinte, zugehörige Scheunengebäude in Backstein“.

„Meuslöckers“ nennt Ploennies in seiner Kartographie von 1715 das Anwesen „Meisloch“, Meiersberger Straße 72. Bei dem heutigen Gebäude vom Ende des 15. Jahrhunderts handelt es sich um ein „2-geschossiges Fachwerkwohnhaus, modernisiert, Fassade im Erdgeschoß mit Backstein verkleidet und geschlänmt, rückwärtige Fassade teilweise verputzt, Backsteinkeller, Holzsprossenfenster mit Klappläden, zugehörige Scheunengebäude aus Backstein“. Das „Gut Rommelsjans“, Rommelsjansweg 10, wird bereits 1585 als Sattelgut und Rittersitz mit „Gut Romilian und



Eine der stattlichen und traditionsreichen Hofanlagen in Homberg ist das Gut Wittenhaus, das bereits 1620 erwähnt ist. Das zweigeschossige Wohnhaus stammt aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

Hause Rommeljan" erwähnt, in der Kartographie von E. Ploennies wird es als „Romelian" dokumentiert. Bei der Hofanlage handelt es sich um ein „2-geschossiges Backsteinhaus auf Bruchsteinsockel in 5:2 Achsen, um 1850 errichtet, Türgewände und Sohlbänke aus Werkstein, Holzsprossenfenster, seitlich niedriger dreiachsiger Anbau, zugehörige Scheunengebäude in Backstein". Als „Rosendahl" wird „Gut Rosendal" 1715 bei Ploennies bezeichnet, aber 1634 als „Rosendall" erwähnt. Die ehemalige Hofanlage ist ein „2-geschossiges Fachwerkhaus auf verputztem Bruchsteinsockel, um 1800, westliche Traufenseite (Front) und südliche Giebelseite mit Holz verkleidet, Lehmgefache weitgehend erhalten, Holzsprossenfenster".

Das „Gut Knevels", Breckhauserweg 5, wird bereits um 1620 als „Tackenberg zue Knevels" erwähnt und auch bei Ploennies in der Kartographie als „Knevels" bezeichnet. Die Hofanlage umfaßt ein „2-geschossiges Bruchsteinhaus, Anfang des 18. Jahrhunderts, Fenster und Türgewände in Backstein, Frontgiebel mit Holz im Schweizer Landhausstil verkleidet, eine Traufenseite des Obergeschosses in Backstein, Sockel verputzt, Holzsprossenfenster mit Klappläden, zugehörige Stallgebäude von 1880 in Bruchstein und Backstein". Weitere fünf unter Denkmalschutz stehende Anwesen bzw. Häuser sind mehr oder weniger über die gesamte Gemarkung von Homberg verstreut. Am Breckhauserweg 2/4 liegt der „Bellscheidthof", der bereits 1620 als „Der hoff zu Belscheidt" erwähnt wird. Die Hofanlage ist ein „2-geschossiges Backsteinhaus auf niedrigem Bruchsteinsockel in sieben Achsen, datiert durch Ankerzahlen auf 1830, Fenster-, Dach- und Türgewände aus Kalksandstein, Kranzgesims, Krüppelwalmdach, teilweise Holzsprossenfenster mit Klappläden, alte Haustür, zugehörige Scheunengebäude teilweise in Backstein und teilweise in Bruchstein; 2-geschossiges Fachwerkgebäudeteil des 19. Jahrhunderts, geschoßweise abgezimmert; alter Baumbestand; Roßgang in Fachwerk; ehemaliges Sommerhaus 1992 saniert, danach Originalsubstanz in Teilen

erneuert, im Rahmen des denkmalwerten Ensembles - Hofanlage; nur äußeres Erscheinungsbild des Sommerhauses denkmalwert, Löschung rechtsverbindlich seit dem 1.1.1993". Beim „Gut Artzberg", Artzbergweg 6, handelt es sich um eine Hofanlage mit „2-geschossigem Wohnhaus in Backstein in 6:4 Achsen, 19. Jahrhundert, auf verputztem Bruchsteinsockel, Fenstergewände in Werkstein geschlämmt, im wesentlichen Holzsprossenfenster mit Klappläden; zugehörige Bruchsteinscheune, geschlämmt, mit Roßgang; sog. „Widder" für die private Wasserversorgung erhalten".

Auf ehemals Meiersberger Gemarkung, nämlich Metzkausener Straße 6, liegt „Gut Grevenhaus", um 1634 als „zu der Grevenhaus" erwähnt. Die Hofanlage umfaßt ein „1-geschossiges giebelständiges Fachwerkhaus, 17. Jahrhundert, mit Kübbung auf der nördlichen Seite, vorkragendem Dach auf der südlichen aus dem 17. Jahrhundert, rechtwinklig angesetzter Erweiterungsbau aus dem 18. Jahrhundert, 2-geschossiges Fachwerkhaus, rechter Giebel mit Asbestzementtafeln verkleidet, teilweise Lehmgefache erhalten, geteeter Bruchsteinsockel, Gewölbekeller in Bruchstein, Holzsprossenfenster mit Klappläden; zugehörige Scheune aus dem 18. Jahrhundert in Fachwerk."

Ebenfalls auf ehemals Meiersberger Gemarkung liegt das Anwesen „Schring", Kleinhofweg 24,

das aus dem 18. Jahrhundert stammt. Es umfaßt ein „2-geschossiges Fachwerkhaus, ehemals als Doppelhaus angelegt, mit Gewölbekeller, 1984 wurde eine Sanierung vorgenommen und ein Anbau erstellt, Fachwerkscheune mit erhaltenem Lehmgefache. Schließlich aber steht auf der Homberger Baudenkmalliste ein Anwesen, das selbst von vielen Ortsansässigen für ein „Ratinger Baudenkmal" gehalten wird, nämlich das „Haus Kronenthal", Brachterstraße 85, das seit vielen Jahrzehnten als ein Haus der Gastlichkeit bekannt ist. Errichtet wurde es um 1860 als Posthalterei, war über lange Zeit die Anlaufstelle der Fuhrleute, die mit dem Abtransport des Formsandes aus den Sandbergen beschäftigt waren, und ist schließlich seit dem Kriegsende renommiertes Hotel und Gaststätte. Seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert wurde bei „Haus Kronenthal" die sog. „Kuckucker- oder auch Hahnenkirmes" gefeiert und die „Schützenlust Kronenthal" hatte dort ihr Domizil. Es handelt sich um ein „2-geschossiges Gebäude in 5:2 Achsen mit spätklassizistischen Schmuckformen, Putzquaderung, und zwar Eckquaderung, Gewölbekeller aus Blausteinen und Eichendachstuhl in liegender Konstruktion. Im Eingangsbereich sind die Originalfliesen erhalten." Erhaltung und Nutzung von „Haus Kronenthal" werden vom Denkmalschutz aus „städtebaulichen und volkskundlichen Gründen" für nötig erachtet.

Dr. Richard Baumann



Haus Kronenthal

Die Kirche „St. Jacobus d.Ä.“ in Ratingen-Homberg



Kath. Pfarrkirche St. Jacobus der Ältere.
Romanische Basilika, 12. Jh.

Bei Spaziergängen im Bereich Ratingen, Heiligenhaus, Velbert, Mettmann tauchen sie am Horizont immer wieder auf: die „Homberger Wiesnasen“ (von „naseweis“ = neugierig) - die 1912 geweihte evangelische „Christuskirche“ mit ihrem schlankeren, geschwungenen Jugendstilturmhelm, und direkt daneben die Kirche „St. Jacobus d.Ä.“ mit ihrem wuchtigeren, kantigen, romanischen Turm. Die Ursprünge dieser Jacobus-Kirche liegen mangels Dokumenten im Dunkeln. Zwar gibt es eine Urkunde vom 28. Oktober 1067, in der der Kölner Erzbischof Anno II (1056 - 1075) dem Kölner St. Georg-Stift die Hälfte der Patronatsrechte der Homberger Kirche überträgt, aber leider hat die Forschung diese Urkunde als Fälschung entlarvt; vielleicht geht sie aber doch auf ein Original Annos zurück. Jedenfalls liegen die Anfänge der Homberger Gemeinde und der Jacobuskirche etwa 1000 Jahre zurück. Die Homberger Kirche ist damit eine von über 500 Kirchen des Mittelalters im deutschsprachigen Raum, die den Namen des Apostels Jacobus des Älteren tragen. Dieser Apostel war im Mittelalter sehr beliebt, und die Wallfahrt zu seinem Grab in Santiago de Compostela in Spanien brachte vor allem im 13. und 14. Jahr-

hundert mehrere Millionen Menschen auf die Beine. Wahrscheinlich war auch Homberg eine Pilgerstation auf dem Weg von Lübeck, Hamburg, Münster, Essen nach Düsseldorf, Aachen, Paris, Tours über die Pyrenäen bis Santiago de Compostela. Grabungen haben ergeben, daß die Homberger Kirche ursprünglich ein einschiffiger Saalbau war, der im 12. Jahrhundert zu einer dreischiffigen Basilika erweitert wurde. Im 17. Jahrhundert wurden die beiden Seitenschiffe abgebrochen und erst in den Jahren 1910-1912 wurde das südliche Seitenschiff wieder angebaut.

In den Religionsstreitigkeiten des 16. und 17. Jahrhunderts blieb die Jacobus-Kirche - obwohl es in Homberg nur noch wenige katholische Familien gab - schließlich doch aufgrund einer Entscheidung der Düsseldorfer Regierung im Besitz der katholischen Gemeinde. Die Ausstattung der Kirche spiegelt ihre wechselvolle Geschichte wider. Es finden sich Zeugnisse aus vielen Jahrhunderten, wobei Altes und Neues harmonisch zusammengefügt ist. Diesen Eindruck wird wohl jeder nach einem Rundgang bestätigen können.

Ein paar Hinweise zu den relativ wenigen, aber qualitätvollen Ausstattungsstücken der Kirche:

Die zweiflügelige Tür des Westportals wurde 1960 geschaffen. Ihre getriebenen Kupferplatten zeigen das Kreuz als Lebensbaum, aus dessen Blattwerk die durchbohrten Hände und Füße Jesu herausragen und in dessen Schnittpunkt das Jesus-Monogramm „IHS“ zu lesen ist. Im oberen Bereich finden sich die griechischen Buchstaben „Alpha“ und „Omega“ - Andeutungen auf Jesus, der sich selbst als den „Anfang und das Ende“ bezeichnete. Die gesamte Tür, die vom Düsseldorfer Künstler Günter Grote (1911-1985) entworfen wurde, ist mit ihren vielen Symbolen ein eindrucksvoller Hinweis

auf Jesus Christus, der sich selbst „die Tür“ zum Vater genannt hat.

Im Zentrum der Turmhalle steht das älteste Ausstattungsstück der Kirche: der Taufbrunnen aus Ratinger Blaustein vom 13. Jahrhundert. Das Becken, das aus einem Stein gehauen ist, wurde wohl ursprünglich noch von vier Ecksäulen getragen (der jetzige Sockel ist modern). Durch die zentrale Platzierung dieses Taufsteins wird jeder Besucher der Kirche unmittelbar mit seiner eigenen Taufe konfrontiert.

In einer kleinen Nische links in der Turmhalle findet sich eine Pietà aus Lindenholz vom Anfang des 16. Jahrhunderts, die 1990 gründlich restauriert wurde. Die Plastik stellt die trauernde sitzende Madonna dar, die ihren toten Sohn auf ihrem Schoß gebettet hat - ein Andachtsbild, das eine Szene der Leidensgeschichte zur Betrachtung vor Augen stellt und das im späten Mittelalter sehr verbreitet war.

Im Kircheninneren fallen zunächst die beiden Skulpturen am ersten Arkadenpfeiler rechts ins Auge. Sie wurden um 1750 aus Lindenholz gearbeitet und zeigen in einer



St. Jacobus, Holzplastik, um 1750

schlichten farbigen Fassung den hl. Georg als Drachentöter (links) und den hl. Jacobus als Pilger (rechts) mit den typischen Pilgerattributen: dem knielangen Pilgermantel, der Pelerine, über der Schulter, dem Pilgerstab, der Pilgertasche und dem breitkremigen Pilgerhut. Diesen Hut und die Pelerine zieren Jacobs-Muscheln - die Abzeichen und Erkennungszeichen der Jacobus-Wallfahrt.

Gegenüber an der Nordwand (unter der Orgelempore) hängt ein Osterbild, das vielleicht im 18. Jahrhundert in Frankreich entstand. Es zeigt in zarten Pastellfarben die drei Frauen, die am Ostermorgen zum Grab gingen, und den Engel, der ihnen die Botschaft verkündete: „Er ist nicht hier. Er ist auferstanden.“ Die beiden Fenster der Nordwand wurden - wie alle anderen Fenster der Kirche - ebenfalls 1960 von Günther Grote geschaffen. In abstrahierenden Formen und leuchtenden Farben zeigt das linke Fenster die Berufung des Apostels Jacobus durch Jesus und das rechte Fenster in einer komplizierten Symbolsprache das Thema „Eucharistie“. Dieses Fenster steht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem 1960 in München stattgefundenen „Eucharistischen Weltkongreß“.

Am Ende der Nordwand ist vor einer abgeschrägten Fläche (Zeugnis dafür, daß die Nordwand wohl im 17. Jahrhundert um einen Meter nach Norden versetzt wurde, wodurch sich der äußerst asymmetrische heutige Grundriß der Kirche ergibt) eine Heiligenfigur vom Anfang des 16. Jahrhunderts mit den Attributen Buch und Schwert plaziert. Vielleicht ist es eine Paulus-Darstellung, eher aber wohl eine Darstellung des Pfarrpatrons Jacobus mit dem Schwert als Hinweis darauf, daß er enthauptet wurde.

Auf den Stufen zum Chorraum steht ein 1,20m hoher Bronze-Osterleuchter, den der Düsseldorfer Künstler Bert Gerresheim (geb. 1935) 1985 geschaffen hat, und der die alte Idee aufgreift, die sich auf einigen romanischen Osterleuchtern in Italien findet, daß der Leuchter die ganze Dun-

kelheit der Welt mit ihren Gewalttaten, Ausbeutungen und Verrichtungen zeigt, die durch das aufgesetzte Licht der Osterkerze überwunden wird.

An der rechten Seite des Triumphbogens befindet sich eine Holzfigur „Madonna mit Kind“, die wohl im 15. Jahrhundert in Kastilien entstand und 1982 für die Kirche gekauft wurde.

Gehen wir kurz ins Seitenschiff: Dort steht auf dem Seitenaltar der 1994 von Bert Gerresheim geschaffene Bronze-Tabernakel, der auf drei Reliefplatten das Unterwegssein der Menschen vor Augen stellt. Die linke Platte zeigt die beiden Emmaus-Jünger, mit Jesus „unterwegs“ (der rechte Jünger ist durch die Muschel am Hut als Pilger charakterisiert); die Frontplatte zeigt die beiden Emmausjünger nach dem Mahl, wie sie fassungslos und ergriffen auf die leere Stelle starren, die vorher der brot-brechende Jesus einnahm; die rechte Platte zeigt das pilgernde Gottesvolk, das sich zusammen mit Jesus und vielen bekannten und unbekannt Menschen auf dem Weg zum himmlischen Jerusalem (das hier die Gestalt des Pilgerziels Santiago de Compostela annimmt) befindet.¹⁾

An der Stirnwand des Seitenschiffs hängt ein dreiflügeliges Altarbild eines unbekannt Meisters aus Köln (?) von 1605: „Die Anbetung der heiligen drei Könige“. Es zeigt auf der Mitteltafel die

heilige Familie und den anbetend niederknienden ältesten König; auf den Seitenflügeln sind die beiden anderen Könige mit ihren Geschenken zu sehen. Bei geschlossenem Zustand zeigt der linke Flügel Christus als Schmerzensmann und der rechte Flügel den knienden (unbekannten) Stifter des Altarbildes.

Im Seitenschiff hängen 15 Kreuzwegstationen aus Ton, die 1980 von Brigitte Trennhaus (geb. 1942; jetzt Berlin) geschaffen wurden. Von dieser Künstlerin stammt auch die Holz-Skulpturen-Gruppe mit dem Titel „Flurprozession“ draußen vor der Südseite der Kirche.²⁾

Das bronzene Kruzifix, das im Triumphbogen hängt, ist die Kopie einer romanischen Arbeit, die in der Schatzkammer von Essen-Werden aufbewahrt wird.

In einer Nische der Südwand des Chorraums befindet sich - durch ein spätgotisches Gitter geschützt - ein versilbertes Bronze-Jacobus-Reliquiar, das 1990 von Bert Gerresheim geschaffen wurde. Es zeigt einen sitzenden, sich ausruhenden Jacobus, der aber gleichzeitig auch im Begriff ist, weiterzugehen. Er hält eine große Muschel in seiner linken Hand, die das Reliquienkästchen birgt.³⁾ Vor der Nische steht ein - ebenfalls von Gerresheim modellierter - Bronze-Jacobus-Leuchter mit Darstellungen aus dem Leben und den Legenden des Heiligen und mit Symbolen der Wallfahrt.



Die Anbetung der hl. drei Könige. Triptychon, rheinisch, 1605

Die beiden Fenster an der Südwand des Chorraums zeigen den auferstehenden (rechts) und himmelfahrenden (links) Christus in der ganzen kraftvollen Dynamik dieser Geschehnisse, die Himmel und Erde miteinander verbinden sollen.

Gegenüber an der Nordwand des Chorraums hängt ein großes Ölbild, das 1984 vom Düsseldorfer Künstler Michael Irmer (geb. 1955) geschaffen wurde. Der Titel „Verwandlung“ weist die Richtung der Deutung auf: Es will die Umgestaltung einer Person aus dem Diesseits durch das Tor des Todes hindurch in eine neue Dimension meditativ vor Augen stellen.

Das bedeutendste Kunstwerk der Kirche hängt als krönender Abschluß an der Stirnwand des

Chorraums: der „Sieben-Schmerzen-Marien-Altar“ - ein dreiflügeliges Werk, das Anton Wonsam 1530 in Köln geschaffen hat. Dieser Altar stammt aus dem St. Georg-Stift in Köln, wo ihn eine „Siebenschmerzenbruderschaft“ in Auftrag gab, und von wo er Anfang des 19. Jahrhunderts (nach Auflösung des Stiftes) nach Homberg kam. Bei geöffnetem Zustand zeigt der linke Flügel den hl. Georg mit einem knienden (unbekannten) Stifter; der rechte Flügel den hl. Anno II, der ein Modell der Georg-Kirche trägt. Auf der Mitteltafel ist die in sich kauernde Schmerzensmadonna zu sehen, umgeben von sieben Medaillons, in denen mit viel Liebe zum Detail Szenen dargestellt sind, die Maria im Leben ihres Sohnes Schmerzen zugefügt haben (von links aufsteigend zu

„lesen“): Beschneidung, Darstellung im Tempel, Flucht nach Ägypten, 12jähriger im Tempel, Kreuztragung, Kreuzigung und Beweinung. Von jedem Medaillon weist ein Schwert auf das Herz von Maria, gemäß der Vorhersage des Simeon in der Bibel: „Ein Schwert wird dein Herz durchbohren“. Auf den Außenflügeln ist eine stark beschädigte „Verkündigung an Maria“ zu erahnen.⁴⁾

Alle Kunstwerke der Homberger St. Jacobus-Kirche wollen aber nicht nur unter ästhetischen Gesichtspunkten betrachtet werden, sondern wollen gleichermaßen die Besucher der Kirche zur Ruhe und Besinnung einladen. Dann können die Ausdrucksformen des Glaubens vieler Generationen zu Anfragen an den Glauben des Einzelnen in der Gegenwart werden.

Dr. Kurt-Peter Gertz
Pfarrer an St. Jacobus d. Ä.
in Ratingen-Homberg



Siebenschmerzenaltar. Triptychon von Anton Wonsam, Köln, um 1530

Anmerkungen:

- 1) Nähere Informationen zu diesem Tabernakel in: Die Kalebasse (Schriftenreihe der Jacobus-Bruderschaft Düsseldorf) Nr. 16 (1994).
- 2) Vgl. zur „Flurprozession“ meinen kurzen Artikel in: Die Quecke Nr. 61 (1991) S. 104f.
- 3) Vgl. zum „Jacobus-Reliquiar“ meinen kurzen Artikel in: Die Quecke Nr. 62 (1992) S. 43f.
- 4) Weitere Hinweise zur Geschichte und Ausstattung der Kirche finden sich im Kirchenführer von Klaus Saeger, der 1990 als Nr. 1816 im Schnell und Steiner Verlag München erschien; dieser Kirchenführer ist für DM 4,- im Eingang der Kirche erhältlich. 1995 wird eine umfangreichere Geschichte der Homberger Kirche und Gemeinde von Hugo Weidenhaupt (Düsseldorf) und Hans Kappes (Ratingen-Homberg) erscheinen.



Galerie Citadellchen

Ingeborg Müller

Citadellstraße 27

(gegenüber dem Stadtmuseum Düsseldorf)

Telefon 02 11/32 52 53, Fax 02 11/43 27 25

Dienstag-Freitag 15.00-18.30 Uhr

Samstag 10.00-14.00 Uhr

Interessante Gemälde von Künstlern der Düsseldorfer Malerschule

wie Theo Champion, Max Clarenbach, Richard Gessner, Joseph Kohlschein d. Jüng., Karl Heinz Krauskopf, Walter Ophay, Josef Pieper, Wilhelm Schreuer u. a.

sowie Plastiken von Gretel Gemmert, Leonore Gerber-Sporleder, Karl Kluth, Hannelore Köhler, Clemens Pasch

Einst in Homberg: St. Jakobus im Siegel und die Jakobsmuschel im Wappen



Siegel des Landgerichts Homberg
von 1683

Trotz ihrer 1000jährigen Geschichte ist die Pfarrgemeinde St. Jakobus d.Ä. in Homberg arm an historischen Erinnerungstücken. Das ist bekannt und sehr bedauerlich. Durch Krieg, Brand, Plünderung und Glaubenskämpfe nach der Reformation, durch Raub und Diebstahl sind Kirchenbücher, Bruderschaftsbücher, Kircheninventar und liturgisches Gerät fast völlig verlorengegangen. Da ist kaum noch etwas, außer der Kirche selbst, dem romanischen Taufstein aus dem 13. Jh. (Ratinger Blaustein) und den beiden aus Kölner Kirchenbesitz übernommenen Altarbildern, was an Hoch- und Spätmittelalter erinnert, und selbst die beginnende Neuzeit (nach dem 30jährigen Krieg) läßt sich nur sehr lückenhaft dokumentieren. Da freut man sich, wenn unverhofft aus dem Dunkel der Geschichte ein älteres Dokument auftaucht, das auf die Kirche und Gemeinde und auf den Pfarrpatron St. Jakobus hinweist.

Im Ratinger Stadtarchiv fiel uns in diesen Tagen ein Foto in die Hände, dessen Bildmotiv dem inzwischen mit geschultem „Muschelblick“ ausgestatteten Santiagopilger gleich ins Auge sprang. Dabei handelte es sich, wie die dazu befragte Karteikarte auswies, um das „Siegel der Urkunde des

Landgerichts Homberg, 1683“. Im Stadtarchiv ist diese Urkunde, was man nach der Formulierung eigentlich hätte annehmen sollen, leider nicht vorhanden. Man wird nach ihr in anderen Archiven noch recherchieren müssen. Aber auch ohne die Urkunde und das Siegel ist das Foto selbst schon äußerst aufschlußreich: Es zeigt in einem inneren Kreis die Gestalt eines Heiligen (der Nimbus, der Heiligenschein weist darauf hin), die in der linken Hand ein Schwert hält und in der rechten Hand eine Pilgermuschel trägt und sich durch diese Attribute unschwer als St. Jakobus d.Ä. identifizieren läßt.

Über einem Faltengewand trägt die Gestalt eine Pelerine (?) oder einen priesterlichen Chormantel mit einer Schließe links und rechts (?), und diese, wie es scheint, auch in der Form einer Pilgermuschel (?).

Im unteren Drittel des Siegels, den inneren Bildrand und den äußeren Schriftrand überdeckend, ist sehr markant die klassische Form eines Wappenschildes herausgearbeitet; Schildfigur ist wiederum eine Pilgermuschel.

Das umlaufende lateinische Schriftband lautet: „S. scabinorum in homberg“ (S. = sigillum), zu deutsch: „Siegel der Schöffen in Homberg“. Dieses Schöffen- oder Gerichtssiegel hat u.E. eine hohe Aussage- und Beweiskraft in mancherlei Hinsicht:

1.) Es fügt den beiden in Homberg vorhandenen älteren originären Jakobusfiguren (in der Kirche links an der Wand vom Anfang des 16.Jh. und an der hinteren Säule rechts aus der Mitte des 18.Jh., beide aus Lindenholz) eine weitere hinzu. Wenn das Siegel auch einer Urkunde von 1683 aufgedrückt oder angehängt ist, so kann man die Anfertigung des Siegels natürlich auch viel früher

ansetzen. Vielleicht hat die hinsichtlich der dargestellten Person immer noch umstrittene ältere Jakobusfigur in der Kirche (Jakobus oder Paulus?; das Richtschwert ist Attribut des einen wie des anderen) dem Stempelschneider als Vorlage gedient, denn das Schwert als Symbol für die Art des erlittenen Märtyrertodes, die Pelerine und die Schließe sind übereinstimmende Merkmale der Jakobusfigur an der Kirchenwand und der Jakobusgestalt auf dem Siegel. Eine vage Vermutung zweifellos! Wir sind daher nicht so verwegen zu behaupten, durch die Siegelfigur sei nunmehr der Beweis erbracht, daß es sich bei der umstrittenen Heiligenfigur in der Homberger Kirche eindeutig um den heiligen Jakobus handelt.



St. Jakobus d.Ä. (oder Paulus?),
Holzplastik, Anfang 16. Jh., Pfarrkirche
St. Jakobus d.Ä. in Homberg

2.) Das Siegel weist nicht nur durch den Text der Umschrift, sondern in anschaulicher Weise auch durch die Haltung und darstellerische Komposition der Jakobusfigur (Schwert nach oben gerichtet, Muschel mit der Hand wägend; wer fühlt sich da nicht an die allegorische Figur der Justitia erinnert?) auf Homberg als Gerichtsort hin.

Das Homberger Landgericht hatte offenbar eine nicht geringe Bedeutung im damaligen Herzogtum Berg. Sein Jurisdiktionsbezirk erstreckte sich über insgesamt 12 Dörfer und Honschaften (Homberg, Meiersberg, Hösel, Bellscheidt, Hasselbeck, Leubeck, Hetterscheidt, Velbert, Flandersbach, Krehwinkel, Tüschchen, Isenbügel, Rützkausen), die übrigens damals auch pfarrlich alle zu St.Jacobus d.Ä. in Homberg gehörten. Das Gericht bestand 1555 aus einem Richter und sechs Schöffen, von denen einer auch die Funktion des Gerichtsschreibers ausübte, und einem „geschworenen“ Gerichtsboten. Gerichtsbuch und Gerichtssiegel (Schöffensiegel) wurden in der Kirche (!) aufbewahrt, wo sie unter dem gemeinsamen Verschuß von drei Schöffen standen.

Diese Angaben sind entnommen der „Erkundigung über die Gerichtsverfassung im Herzogtum Berg von 1555“; auf diese Dokumentation machte uns dankenswerterweise Frau Dr. Erika Münster vom Stadtarchiv Ratingen aufmerksam.



Siegel der reformierten Gemeinde Homberg aus dem Jahre 1634.

Die Umschrift lautet:
SIGILL[UM] ECCLESIAE
HOMBRIGEN[SI]S

Zu deutsch: Siegel der Homberger Kirche

3.) Homberg hatte offenbar im 17.Jh. und vielleicht sogar schon Jahrhunderte vorher ein eigenes Ortswappen, welches die Muschel „im Schilde führte“. Mit der Pilgermuschel im Wappen und auf dem Siegel bekannten sich die Homberger zu Jakobus als ihrem Patron von Kirche und Gemeinde. Das taten selbst die Homberger Reformierten, als sie 1634 neben der symbolkräftigen Rose unter Dornen auch die Jakobusmuschel in ihr Dienstsiegel aufnahmen.

4.) Als 1938 für die selbständigen Gemeinden im Umkreis von Ratingen (Breitscheid, Lintorf, Hösel, Eggerscheidt) Ortswappen eingeführt wurden, gehörte Homberg (seit 1929) politisch zum Amt Hubbelrather. Für Homberg wurde damals kein eigenes Wappen entwickelt. Als dann Homberg im Zuge der kommunalen Neugliederung 1974 der Stadt Ratingen eingegliedert wurde, übernahm man einfach das Hubbelrather Wappen (Schreitendes rotes Pferd auf „hubbeliger“ Grünfläche) als Stadtteilwappen für Homberg. Schade, so muß man heute sagen. Das geschichtsträchtige, symbolkräftige, so lange verschollene und dabei leider völlig in Vergessenheit geratene Muschelwappen würde den Hombergern sehr viel besser zu Gesicht stehen.

Das Homberger Schöffensiegel von 1683 - ein seltener Typus der Jakobus-Darstellung

Die Darstellung des heiligen Jakobus als Gerichtsherr auf dem Homberger Schöffensiegel von 1683 ist, wie wir meinen, ganz ungewöhnlich. Einzigartig wäre vielleicht zu viel gesagt. Uns jedenfalls ist die Gestalt des Jakobus in der künstlerischen Darstellung immer nur begegnet

- als Apostel (mit dem Nimbus als Attribut)
- als Glaubensbote (mit dem Buch der Bücher als Attribut)
- als Märtyrer (mit dem - stets nach unten gerichteten - Schwert als Attribut)

- als Pilger (mit der Pilgermuschel, dem Pilgerstab und anderen Pilgeraccessoires als Attribute)

- als Matamoros, d.h. Maurentöter (auf dem Streitroß und mit Kampfschwert als Attribut) und in zahlreichen Mischformen der Darstellung in Haltung, Gestik und Kleidung und mit vielfältigen Kombinationen der Attribute. Als Gerichtsherr, als Richter, als personifizierte Justitia mit diesem unbestechlichen, in die Ferne gerichteten Blick („ohne Ansehen der Person“), Schuld wägend und Strafmaß erwägend, und dies mit der Gestik der einen Hand andeutend, mit der anderen Hand das Richtschwert fest im Griff und hoheitsvoll und Respekt gebietend aufwärts gerichtet und damit die Ermächtigung und die Bereitschaft zum Strafvollzug andeutend - so haben wir Jakobus noch nie gesehen.

Jakobus als Gerichtsherr, dieser Typus der Jakobus-Darstellung, in der Miniatur eines Schöffensiegels in Homberg einst realisiert, bereichert unsere Typologie der Jakobus-Darstellungen um eine interessante Variante.

Übrigens scheint in der Vorstellung des Stempelschneiders Jakobus ein Linkshänder gewesen zu sein. Würde er ihm sonst das Schwert in die linke Hand gedrückt haben? Oder hatte er bei Anfertigung des Stempels nur vergessen zu beachten, daß der Siegelaufdruck stets spiegelbildlich erscheint?

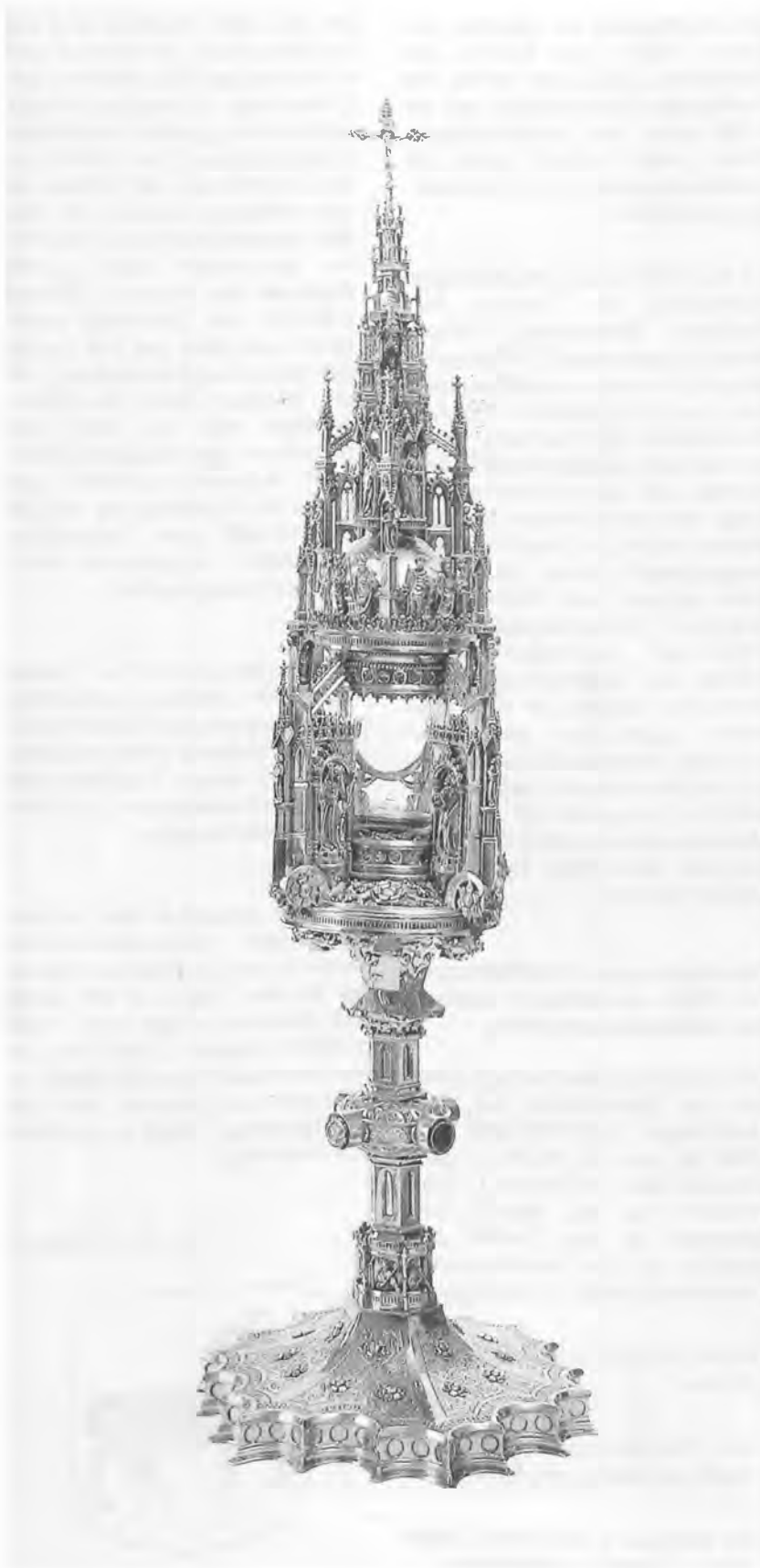
Dr. Kurt Holzapfel



HOMBERG

„MIT ALLEN ENGELN UND HEILIGEN“

Zum 600. Geburtstag der „Ratinger Monstranz“ (1394 - 1994)



Die Ratinger Monstranz

Wir feiern das Fronleichnamfest des Jahres 1394. Zum ersten Male wird in der Prozession durch die Stadt die neue Monstranz mitgeführt. Die Gläubigen schauen ehrfürchtig auf Christus in der Gestalt der kleinen Brotscheibe, die durch den Bergkristall zu erkennen ist. Sie bewundern aber auch das Kunstwerk, das zur Ehre der heiligen Eucharistie geschaffen wurde und ihnen von dem Geheimnis dieses Sakraments berichtet.

Beim Vorbeitragen können sie nicht viel erkennen, sie erahnen aber, wie kostbar es ist. Später, bei der Predigt, hat ihnen ihr Pastor das Kunstwerk erklärt und mit Blick auf die Verehrung der Eucharistie gedeutet. So oder so ähnlich mag es am Fronleichnamfest vor 600 Jahren zugegangen sein. Genaues wissen wir aber nicht.

Wir wissen nur aus der Inschrift am Fuß der Monstranz, daß sie vom damaligen Pfarrer an St. Peter und Paul, Bruno Meens, „deser syner kyrken to Ratingen“ zu Ehren des Sakraments gestiftet wurde.

I. Ein gotischer Kirchturm im Kleinformat

Hoch und schlank

Die „Ratinger Monstranz“ ist vom Typ her eine TURMMONSTRANZ. Sie besteht aus einem Fuß, dem Griff und dem Aufbau. Sie hat eine Gesamthöhe vom Fuß bis zum Kruzifix an der Spitze von 89 cm. Davon entfallen 34 cm auf das Unterteil (vom Fuß bis zur unteren Plattform). Der gesamte Aufbau umfaßt 55 cm, wobei sich die Strebepfeiler des größeren Architektursystems über 27,5 cm erheben und die des kleineren über 17,5 cm.

Diese auffallend großzügigen Maße werden noch durch die gotische Vertikalrichtung unterstrichen. Im Gegensatz zur Höhe

ist die Monstranz in der Breite eher schlank. Der Durchmesser des Fußes beträgt 28,5 cm. Das Fundament des Aufbaus (die Plattform) hat nur einen Durchmesser von 21,0 cm. Der Abschluß des eigentlichen Schaubehälters und damit die Basis des kleineren Architektursystems (der Turmspitze) erreicht lediglich 11,5 cm.

Ihr Gewicht beträgt immerhin 9 kg. Sie ist aus Silber und mit Ausnahme einiger kleinerer Teile vergoldet.

Den Mittelpunkt der Monstranz bildet ein Zylinder aus Bergkristall, der die zur Aufnahme der Hostie bestimmte Zwinge (lat.: lunula = Mündchen) enthält. Dieser Zylinder wird wiederum von einem kleinen Kuppeldach überwölbt.

Engel und Heilige

Besonderes Kennzeichen der „Ratinger Monstranz“ ist der reiche Figureschmuck: Im Kreis um die Kristallkuppel stehen elf Apostel und der hl. Johannes der Täufer als Ganzfiguren. Sie sind an ihren Symbolen zu erkennen. In direkter Nachbarschaft zum Bergkristallzylinder stehen in vier großen Bögen Engel mit den Leidenswerkzeugen vom Karfreitag. Sie bringen dabei aber nicht ihre Trauer zum Ausdruck, sondern sie tragen die Marterwerkzeuge wie Siegeszeichen. An vier Strebepfeilern musizieren vier Engel; in Türmchen erkennen wir zwei männliche Gestalten, geschmückt mit Krone und Schwert, und zwei weibliche Gestalten mit Krone und Palme. Die Deutung dieser vier Figuren ist nicht sicher. Möglicherweise ist der ideale christliche Herrscher gemeint. Die Vierzahl läßt aber auch an eine symbolische Darstellung der vier Kardinaltugenden Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Zucht-Maß denken.

Die „Krönung“ der Monstranz erhebt sich in vier Stockwerken (wie eine vierstöckige Tiara). In Nischen an den vier Seiten des ersten Geschosses befinden sich die vier „Patrone“ der Monstranz: Der hl. Petrus (als Patron der



Kaplan Günter Ernst von St. Peter und Paul demonstriert den Aufbau der gotischen Turmmonstranz

Ratinger Pfarrkirche), der hl. Viktor von Xanten (am Stift in Xanten war Bruno Meens gleichzeitig Kanonikus), die hl. Katharina (die u.a. in Ratingen eine große Verehrung erfuhr) und die hl. Helena (die nach alter Überlieferung die Kirche von Xanten gegründet hat). Sie ist die Frau, die das Kreuz Christi in Jerusalem gefunden haben soll.

Auf der nächsten Etage sind in zwei Nischen die Mutter Gottes mit dem Kind und eine hl. Jungfrau mit Buch und Palme (die hl. Barbara ?) zu sehen. Sie sind fast ganz hinter gotischen Architekturteilen versteckt. Die beiden nächsten Etagen tragen keinen Figureschmuck. Sie sind durch kirchliche und weltliche Architekturmerkmale gekennzeichnet. Auf der Spitze des Turmes erhebt sich das Kreuz mit dem Heiland.

Noch eine Gruppe musizierender Engel sollte Beachtung finden. Der aus dem Fuß aufstrebende sechsteilige Aufsatz zeigt in Öffnungen unter Zinnen kleine Engel als meisterhaft gearbeitete Halbfiguren. Fünf von ihnen spielen Instrumente, einer - der Sänger - hält ein Spruchband mit der

Inscription „Ave“. 43 Figuren sind es insgesamt, die die Monstranz zieren und die Gläubigen auffordern, mit ihnen zusammen die Eucharistie zu verehren.

Durchgestaltet bis ins Detail

Dieses reiche Figureschmuckprogramm wird von einer sehr detaillierten gotischen Baustruktur eingeraht. Sie ist gekennzeichnet durch Türme, Türmchen, Tore, Durchlässe, Fialen, Querverstrebungen, Krabben (Kriechblumen zur Verzierung der Zierleisten), kleine Nischen und Kapellen, Fenstermaßwerk, Stadtmauern mit Zinnen und Fortifikationstürmchen: Bauarchitektur, wie wir sie aus dem kirchlichen und weltlichen Bereich des 14. Jahrhunderts kennen. Hinzu kommen Blumen, die am Fuß der Monstranz wie zur Prozession hingestreut wirken. Ranken, Rosetten und Blattwerk sind über das ganze Bauwerk verteilt.

Silber und Gold sind die Grundmaterialien, die einen Hinweis darauf geben, daß der eigentliche „Inhalt“ der Monstranz jenseits der irdischen Welt zu denken ist.

Eine „Anspielung“ auf die Liturgie des Kirchenjahres kann der Betrachter in den farbigen Steinen erkennen (rot, weiß, violett, grün), die in den Trageknäuel eingelassen sind. Möglicherweise waren es früher Edelsteine. Heute ist es ein farbiger Glasfluß.

Ein „Spiel der Zahlen“

An dieser Stelle soll noch angedeutet werden, daß der Aufbau der Monstranz auch zum „Zahlenspiel“ der geometrischen Figuren reizt. Zunächst ist die Vertikale zu nennen, die aufstrebende Linie von unten nach oben, kennzeichnend für die Gotik. Weitere geometrische Muster sind das Sechseck (im Fuß), der Kreis (in den Plattformen) und das Viereck (als Grundriß der beiden Türme, wobei der Turmaufsatz gegenüber dem unteren Teil des Turmes, der den Bergkristallzylinder mit dem Allerheiligsten trägt, um 45° gedreht ist).

Das Sechseck des Fußes wird nochmals verstärkt, indem die Außenseiten der Segmente jeweils dreifach geschweift sind. Es ist demnach eine Steigerung der Zahl Drei, der Dreiheit, die eine Aussage über Gott macht. Der Kreis ist ebenfalls eine „Zahl“ Gottes. Der Kreis hat keinen Anfang und kein Ende, er ist ein Zeichen der Vollendung und Vollkommenheit. Das Viereck dagegen ist die geometrische Figur der Welt (4 Himmelsrichtungen, 4 Jahreszeiten usw.) Die Beziehung der Formen zueinander läßt sich im Sinne der mittelalterlichen Zahlensymbolik noch weiter ausdeuten, wenn man weitere Details der Architektur berücksichtigt (z.B. das Maßwerk der Fenster).

Auch die einzelnen Figurengruppen können mit Hilfe der Zahlensymbolik gedeutet werden: Die Zahl 12 verweist anschaulich auf die 12 Apostel des Neuen Testaments (z.B. Matth. 10,1 ff.: Die Wahl der Apostel). Sie führt aber auch in das Alte Testament zu den 12 Stämmen Israels oder zu den Bildern der Endzeit, wie sie die Geheime Offenbarung des Johannes vorstellt (vgl. Offb. 4, 1 ff.: Den Thron Gottes umstehen die 24 (2 x 12) Ältesten). Auf die Zahl 6 habe ich schon hingewie-

sen (die Zahl des göttlichen Bereichs): Sie erscheint auch in der Zahl der musizierenden Engel. Die Zahl 4 (die Zahl der Welt und des Menschen) ist mehrfach zu beobachten: Die 4 Engel mit Marterwerkzeugen, die 4 Engel mit Musikinstrumenten, die 4 „Patronatsfiguren“, die 4 „Kardinaltugenden“ (2 Könige, 2 junge Frauen).

Man kann dieses „Spiel“ noch weitertreiben. Zum Beispiel stehen die 12 Apostel in einem Kreis um das Allerheiligste. Damit wird die Beziehung der Zahl und der geometrischen Figur zueinander angedeutet.

Die Deutung der Monstranz von der Zahl her kann hier nur im Ansatz erfolgen. Bei einer vertieften Darstellung müßte der Vergleich mit anderen Bauwerken, liturgischen Geräten und Kunstwerken aus der Zeit hinzukommen.

II. „Das Geheimnis läßt uns künden“

Hinweise für eine theologische Deutung

Eucharistische Verehrung

Schon früh hat sich in der Kirche die Praxis herausgebildet, die Eucharistie über die Messe hinaus aufzubewahren, um sie z.B. zu den Kranken zu bringen, die nicht am Gottesdienst teilnehmen konnten. Daraus entwickelten sich in den Kirchen eigene Aufbewahrungsorte. Im Mittelalter sind es die Sakramentshäuser, die wir heute noch in manchen Kirchen vorfinden, oder der Tabernakel, das „Zelt Gottes“ unter den Menschen.

Eng verbunden mit dem Gedanken, das eucharistische Brot aufzubewahren, ist der Wunsch nach seiner Verehrung außerhalb der Messe. Hieraus hat sich im 13. Jahrhundert das Fronleichnamsfest entwickelt. Der nächste Schritt ist, das heilige Brot in einem eigens dafür vorgesehenen „Demonstrationsgefäß“, in einer Monstranz auszustellen. Bei der Gestaltung dieser Gefäße gibt es mehrere Vorbilder, so z.B. den Kelch oder das Schaugefäß, das zur Verehrung von Reliquien (Reliquiar) benutzt wurde.

Das Fronleichnamsfest

Als im Jahre 1394 die neue Monstranz durch Ratingen getragen wurde, war es hier in dieser Stadt sicherlich nicht die erste Fronleichnamsprozession.

Das Andenken an die Stiftung des allerheiligsten Altarssakraments beging die Kirche seit frühester Zeit am Gründonnerstag. Dieser Tag ist aber bestimmt durch die Erinnerung an das Leiden und den Tod Christi am Karfreitag. So konnte an diesem Tag nie ungeteilte Freude über die Stiftung der Eucharistie aufkommen. Daher hat man im Mittelalter den ersten Donnerstag nach der Pfingstoktav für diesen festlichen Gedanken ausgewählt. Die erste Anregung zu einer eucharistischen Festfeier an diesem Tag gab die hl. Juliana von Cornillon (1191/92-1258). Sie war Priorin in einem Leprosenhospital bei Lüttich. In einer Erscheinung hatte sie von Christus den Auftrag bekommen, die Einführung des Fronleichnamsfestes zu erwirken. Für die Diözese Lüttich führte Bischof Robert das Fest im Jahre 1246 ein. Sechs Jahre später ordnete der Dominikanerkardinal und päpstliche Gesandte Hugo das Fest für Westdeutschland und die Niederlande an. Weitere 12 Jahre später (1264) wurde das Fronleichnamsfest durch Papst Urban IV. für die ganze Kirche eingeführt. Urban IV. war vor seiner Wahl zum Papst Erzdiakon in Lüttich gewesen. Dieser Papst gab dem Fest auch seine endgültige Bezeichnung: FEST DES LEIBES CHRISTI; im Deutschen: FRONLEICHNAM (vron-lichnam = „Herren-Leib“).

Der große Theologe des Mittelalters, Thomas von Aquin (1225 - 1275), wurde beauftragt, die Texte des Offiziums und für die Messe des neuen Festes zu schreiben.

Die Texte von Thomas von Aquin werden auch heute noch bei der Liturgie des Fronleichnamsfestes gebetet und gesungen, zum Beispiel der Hymnus „Pange, lingua, gloriosi corporis mysterium“ („Das Geheimnis läßt uns künden, das uns Gott im Zeichen bot“). Ein Hymnus, der so ganz der theologischen Intention der Monstranz entspricht.

Die Besonderheit des Festes wurde auch dadurch zum Ausdruck gebracht, daß das hl. Brot in einer Prozession durch die Straßen der Städte getragen wurde. Die erste Fronleichnamsprozession fand in Köln bereits im Jahre 1279 statt.

Dem Kölner Vorbild entsprechend sind auch bald die Rätinger den Weg mit Christus in der Gestalt des Brotes gegangen und Bruno Meens hat der Verehrung durch die Stiftung der gotischen Monstranz einen „adäquaten Rahmen“ geschaffen, was über die Jahrhunderte hier am Ort nicht vergessen wurde.

Der Zweifel

Für die Einführung des Fronleichnamsfestes gibt es auch einen weiteren Grund: den Zweifel an dem Geheimnis der Eucharistie, für deren inhaltliche Richtigkeit es ja keinen naturwissenschaftlichen Beweis gibt.

Ich will dieses Problem, das uns heute nicht fremd ist, an einem Beispiel verdeutlichen. Im Jahre 1263/64 machte sich der böhmische Priester Peter aus Prag zur Pilgerfahrt nach Rom auf, um hier am Grab des hl. Petrus um Festigung in seinem Glauben zu bitten. Denn er hatte Zweifel am Geheimnis der Wandlung, der Verwandlung von Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi während der Messe.

Auf der Rückkehr von Rom unterbrach er die Reise in Bolsena bei Orvieto und las hier die hl. Messe. Da tropfte plötzlich Blut aus der Hostie auf das Corporale. Papst Urban IV. (s.o.) der sich damals in Orvieto aufhielt, war von dem Ereignis so betroffen, daß er die sofortige Überführung der geheiligten Leinwand nach Orvieto anordnete. Für diesen Papst war es ein weiterer Grund, das Fronleichnamsfest für die ganze Christenheit anzuordnen, um so die Anwesenheit Christi im Brot in würdiger und angemessener Form zu feiern und das Geheimnis „demonstrativ“ nach außen darzustellen als Antwort auf den, der verunsichert ist.

Für die kostbare Reliquie aus der „Messe von Bolsena“ wurde 1290

der Grundstein für den wunderbaren Dom von Orvieto gelegt, der ein riesiges Reliquiar (eine überdimensionierte Monstranz) zur Verehrung der Eucharistie darstellt.

Die „Patronatsfiguren“

Besonders wichtig für die Interpretation der „Rätinger Monstranz“ sind die vier Patronatsfiguren auf der 1. Etage des Turmaufsatzes. Es sind Victor, Helena, Petrus und Katharina von Alexandrien. Wichtig sind sie auch, weil sie etwas Besonderes im Vergleich zu anderen liturgischen Geräten aus der Zeit darstellen. Mit ihnen läßt sich etwas über die Biographie des Stifters sagen, darüberhinaus aber auch Lokal- und Weltgeschichtliches, und vor allem geben sie Hinweise auf das Eucharistieverständnis der Zeit.

Zunächst ist festzustellen, daß Victor und Helena Patrone der Kirche von Xanten sind. Beide treten auch heute noch zusammen und am Dom von Xanten auf. Bruno Meens hat sie darum bewußt in das Figurenprogramm „seiner“ Monstranz aufgenommen, um so seine Beziehung zum Xantener Stift zum Ausdruck zu bringen.

Helena, die als Königin mit dem Kreuz und einem Kirchenmodell im Arm dargestellt wird, ist eine Frau, die auch heutzutage zu Schlagzeilen fähig wäre. Sie wurde um 257 geboren, war aus niederem Stand und diente als Magd und Schankwirtin in einem Gasthaus (in Drepane in Bithynien). Hier traf sie der römische Offizier Konstantius Chlorus, der sie trotz der Standesunterschiede zu seiner Ehefrau nahm. Der gemeinsame Sohn Konstantin, der spätere Kaiser Konstantin I., der Große, wird geboren.

Der damalige Kaiser des weströmischen Reiches, Maximian, ernannte Konstantius Chlorus zum Mitregenten der Provinzen Gallien und Britannien. Wegen dieser besonderen Funktion mußte er auf Geheiß Maximians seine Frau verstoßen und den eigenen Sohn als Zeichen der Treue an den Hof des oströmischen Kaisers Diokletian schicken. Konstantius Chlorus mußte jetzt auch noch aus Grün-

den der Staatsräson die Stieftochter Maximians ehelichen. Helena gab daraufhin ihren Mann frei und lebte seitdem in Zurückgezogenheit. Nach dem Tod von Konstantius wurde ihr Sohn Konstantin zum Kaiser gewählt. Er nahm seine inzwischen betagte Mutter zu sich an seinen Hof und verlieh ihr den Titel „Augusta“. Münzen wurden mit ihrem Bild geprägt.

Helena hatte die Standfestigkeit und Glaubenstreue der christlichen Märtyrer erlebt. Mit 64 Jahren wurde sie Christin. Inzwischen hatte Konstantin in der Schlacht an der Milvischen Brücke seinen Gegenspieler Maxentius besiegt und das Christentum zur Staatsreligion erklärt.

Auf Helena, die Kaiserin, gehen viele Kirchengründungen zurück, so in Rom, Trier, Bonn und in Xanten. Auf ihre Veranlassung wurde auch mit dem Bau der Grabeskirche in Jerusalem begonnen. Der Legende nach soll sie während ihres Aufenthaltes in Jerusalem das Kreuz Christi auf dem Berg Golgotha gefunden haben. Helena starb um 336 in Rom oder Nikomedia.

Mit ihrer Person ist die Verehrung des Kreuzes verbunden, zu der sie den Anstoß gegeben hat. Die Nähe der Kreuzesverehrung und der eucharistischen Verehrung liegt auf der Hand, so daß Helena nicht nur als „Heilige aus Xanten“ auf der Monstranz erscheint, sondern auch wegen des offenkundigen Hinweises auf die Verehrung des gekreuzigten und auferstandenen Christus im eucharistischen Brot. Die Beziehung der Helenafigur zu den Engeln, die Leidenswerkzeuge tragen, ist so unverkennbar.

Victor ist anders einzubringen. Zunächst ist auch bei ihm wieder der lokale Bezug Xanten - wie bei Helena - festzustellen. Darüber hinaus stellt sich bei ihm ganz allgemein der Gedanke des christlichen Martyriums dar.

Vom hl. Victor ist nicht viel bekannt. Er und seine Gefährten gehörten der thebäischen Legion an, die in Afrika beheimatet war. Diese Soldaten waren Christen.



Der hl. Victor von Xanten als mittelalterlicher Ritter

Der Papst Marcellinus (296-304) soll die Soldaten dieser Legion ermahnt haben, „daß sie eher durch das Schwert sollen untergehen, denn ihren christlichen Glauben verleugnen“. Ein Teil der Soldaten war am Rhein stationiert, in Köln, Bonn und Xanten. Sie starben in einer der letzten großen blutigen Christenverfolgungen im Römischen Reich. Denn für viele Menschen war Christus ein Ärgernis und Grund genug, seine Anhänger zu verfolgen, wenn sie sich nicht der konkreten Macht (hier dem römischen Staat) unterwarfen. Der Tradition nach wurde über dem Grab des hl. Victor schon früh eine Kirche und später der Dom von Xanten gebaut.

Für das 14. Jahrhundert war die Frage, ob Victor nur eine legendenhafte Gestalt ist, nicht relevant. Das Wortspiel „victor“ (lat.) = „Sieger“ - demnach Victor als eine Personifizierung des Siegers - ist denkbar und im Hinblick auf seinen Standort in der „Ratinger Monstranz“ bedenkenenswert. Er verweist damit auf den eigentlichen Sieger über Leben und Tod, auf Christus in der Mitte des Schaugefäßes.

Petrus ist, was seine „lokale“ Zuordnung betrifft, vergleichbar einfacher zu bestimmen als Victor und Helena. Er ist der Patron der Ratinger Pfarrkirche St. Peter und Paul. Auffällig ist allenfalls, daß nur Petrus als „Patronatsfigur“ auftritt und Paulus fehlt. Auch Paulus einer anderen Figur im Kreis der Apostel zuzuweisen, ist nicht ganz einfach. Hier kämen zwei schwertragende Männer in Frage. Dagegen tritt Petrus zweimal in der Monstranz auf. Das zweite Mal eindeutig durch seinen Schlüssel identifizierbar in besagtem „Apostelreigen“.

Petrus als „Patronatsfigur“ ist über den lokalen Bezug hinaus auch aus der Biographie des Stifters und aus der allgemeinen Zeitsituation heraus zu deuten. Mit Petrus ist das Petrusamt, das Amt des Papstes, gemeint, dem Bruno Meens als Schreiber einer päpstlichen Behörde jahrelang gedient hat. Dem Papst ist es auch zu verdanken, daß er Pfarrer von St. Peter und Paul in Ratingen wurde. Eine Entscheidung, die demnach auf der „weltpolitischen Bühne“ getroffen wurde.

Das „Petrusamt“ war zur Zeit von Bruno Meens in starke Abhängig-

keit von politischen Mächten geraten. Der Papst residierte in Avignon, zwar ein päpstlicher Besitz, aber in der Abhängigkeit des französischen Königs. Außerdem begann zu dieser Zeit (1392) das große abendländische Schisma.

Die „Rolle“ des Petrus auf der Ratinger Monstranz sollte auch unter diesen Gesichtspunkten gesehen werden. Seine „Rolle“ hier auf der Monstranz ist, „Fels“ („petros“) zu sein, die Einheit und Festigkeit der Kirche zu garantieren.

In der besonderen historischen und politischen Situation hat Bruno Meens das Amt des Petrus in seiner eigentlichen Bedeutung theologisch zum Ausdruck gebracht.

Katharina von Alexandrien, die vierte der „Patronatsheiligen“, zeigt ebenfalls verschiedene Aspekte der Deutung. Sie ist zunächst eine Heilige, die in der Christenheit seit Jahrhunderten große Verehrung erfuhr - nachweislich auch in Ratingen. Als eine der „Vierzehn Nothelfer“ ist sie Patronin verschiedener Berufsgruppen und wird bei zahlreichen Krankheiten um Hilfe angerufen. Ihre Darstellung auf der „Ratinger Monstranz“ entspricht der Beschreibung in den legendenhaften Erzählungen: „Sie war gar zart und schön und erschien allen Augen sonderlich lieblich mit wunderlicher, unsäglichlicher Schönheit.“ Genauso hat sie der Künstler auf der Monstranz geformt: Eine junge Frau mit schönen, ausdrucksstarken Gesichtszügen. Der schwungvolle Körper wird noch durch die radial drapierten Falten des Gewandes betont. Das Haar hängt lose herunter. Auf dem Haupt trägt sie eine Krone. Weiterhin ist sie durch das Rad und das Schwert gekennzeichnet. Der Legende nach widersetzte sie sich als ägyptische Königstochter dem kaiserlichen Befehl, den heidnischen Göttern zu opfern und „protestierte“ gegen das grausame Martyrium der Christen. Der kaiserliche Machtanspruch verurteilte sie zunächst zur Folterung und dann zum Tode. Den Gefäng-



Die hl. Katharina von Alexandrien mit Rad und Richtschwert

nisaufenthalt ohne Essen und Trinken und die Folterung auf dem Rad überstand sie mit Gottes Hilfe. Am Ende wurde sie mit dem Schwert enthauptet.

Die Beziehung Katharinas zur Eucharistie war sehr eng, denn während ihres Aufenthaltes im Gefängnis brachten ihr Engel das eucharistische Brot, so daß sie überlebte und ungebrochen ihren Peinigern entgegentreten konnte.

Katharina ist in vielerlei Hinsicht Vorbild für die Christen, vor allem aber durch ihre besondere Beziehung zu Christus in der Eucharistie.

Eine Frau aus der Lebenszeit des Bruno Meens, Katharina von Siena (1347-80) lebte vergleichbar wie Katharina von Alexandrien aus der totalen Nähe zum eucharistischen Christus und erhielt von hier „Nahrung“ zum Leben. Beiden ist die mystische Verbindung mit Christus gemeinsam. Die Bedeutung der Katharina von Siena war dem Theologen und Mitarbeiter am päpstlichen Hofe sicherlich nicht unbekannt, denn sie war zu der Zeit „in aller Mun-

de“. Vielleicht denkt er, wenn er die eine Katharina vorstellt, auch an die andere. Einen sichtbaren Beweis hierfür gibt es natürlich nicht.

Dieser (zugegeben) spekulative Gedanke bekommt noch einen besonderen Reiz durch die Nähe der Katharinenfigur zur Petrusfigur in der Monstranz. Die Katharina des 14. Jahrhunderts ist es,

die den Papst auffordert, das „Petrusamt“ entsprechend dem Auftrag Christi auszuüben. Diese Katharina ist allgemein anerkannte Friedensstifterin zwischen den Mächtigen der Welt. Das zeigen ihre Briefe und ihre Reisen. In schonungsloser Offenheit tritt sie geistlichen und weltlichen Mächten entgegen, um ihnen die Botschaft Christi als einzig richtigen Weg der Weltbewältigung vorzustellen. Ihr Mut entspricht damit ganz dem der Katharina von Alexandrien.

Eines ist sicherlich richtig: Wie Helena und Victor ein „Paar“ innerhalb der „Patronatsfiguren“ bilden, u.a. aufgrund des lokalen Bezugs zu Xanten, aber auch durch die theologische Verbindung Kreuz-Martyrium, so bilden Petrus und Katharina ebenfalls ein „Paar“. Auch hier mag ein lokaler Bezug (Ratingen) mitspielen. Der eucharistische Gedanke und die Zeit der Entstehung des „Demonstrationsgefäßes“ fordert aber auch hier eine vertiefte Sicht.

Die Apostel

Ein besonderes Merkmal der „Ratinger Monstranz“ ist der „Reigen der Apostel“, die im Kreis um die Kuppel herum gruppiert sind. Sie stehen wie auf einem Balkon, um den Gläubigen die Botschaft von der Anwesenheit Christi im eucharistischen Brot zu predigen. Sie selbst haben den Auftrag zur Verkündigung und Bezeugung



Der „Reigen der Apostel“

des Geheimnisses beim „letzten Abendmahl“ am Tag vor Christi Leiden und Tod bekommen: „Tut dies zu meinem Gedächtnis“. Für diese „frohe Botschaft“ sind sie selbst in den Tod gegangen. Dafür tragen sie ihre Insignien, die sie als Glaubensboten und als Märtyrer ausweisen.

Die Engel

Die eine Gruppe der Engel steht stellvertretend für die himmlischen Heerscharen, die das Lob Gottes singen. Sie begleiten auf ihren Instrumenten (Flöten, Portativ, Streichinstrumenten..) das „Sanctus“ der Himmelschöre, aber auch der Menschen, die die Monstranz singend und betend begleiten. Sie geben den musikalischen Hintergrund für die biblischen Psalmen und kirchlichen Hymnen. Diese Engel sind aber auch Zeugen einer Musikkultur im kirchlichen und weltlichen Bereich des ausgehenden 14. Jahrhunderts.

Die zweite Gruppe der Engel veranschaulicht die Botschaft vom Leiden Christi, indem sie die Zeichen des Martyriums Christi vorstellt. Sie tragen die Geißel, die Dornenkrone u.a. nicht aus Trauer, sondern es sind Siegeszeichen, wie sie nach einem militärischen Sieg in der nachfolgenden Parade gezeigt werden. Es sind demnach hier Zeichen für den Sieg über den Tod, den Christus am Kreuz errungen hat. Dieser Sieg wird hier in der Monstranz „demonstrativ“ gefeiert. Dem Sieger wird auf diese Weise Verehrung entgegengebracht.

Die heilige Barbara

Wir wissen nicht genau, ob es die hl. Barbara ist, die sich auf der 2. Etage der Turmspitze hinter Architekturteilen zu verstecken scheint.

Daß es sich bei dieser „Jungfrau mit Palme und Buch“ um Barbara handelt, könnte man - wie bei den „Patronatsfiguren“ - unter anderem aus der Biographie von Bruno Meens schließen, wenn man voraussetzt, daß er schon während seiner Ratinger Zeit Kontakte zum Kartäuserkloster in Köln hatte (s.u.). Die Mönche hatten zu dem

Zeitpunkt gerade ihre Kirche fertiggestellt und sie der hl. Barbara geweiht. Damit würde angedeutet sein, daß Bruno Meens schon um 1394 den Entschluß vorbereitete, später in das Kartäuserkloster einzutreten, was er ja dann auch nach 1398 getan hat.

Über die genauen Lebensdaten der hl. Barbara ist sich die Forschung nicht sicher. Nach der Überlieferung stammt sie aus Nikomedia in Kleinasien. Origenes selbst soll sie zum Christentum geführt haben. Wahrscheinlich hat sie um das Jahr 306 unter Maximinus Daia den Märtyrertod erlitten. Durch die Jahrhunderte hindurch wurde sie wegen ihres Mutes und ihrer Standhaftigkeit im Glauben hoch verehrt. Als einer der 14 Nothelfer ist sie die Fürsprecherin in vielen Lebenssituationen. Für die Menschen war besonders wichtig, ihr die Sterbenden anzuvertrauen, weil Barbara sie sicher zum Thron Gottes führen konnte.

Wegen ihres Attributs - des Turms -, der ihr oft beigegeben wird, verehren sie die Bauleute, Architekten, aber auch viele andere Berufsrichtungen, z.B. die Bergleute.

Wenn man die Legende der hl. Barbara liest, kann man vielleicht verstehen, warum die junge Frau in der „Ratinger Monstranz“ hinter Architekturteilen fast ganz versteckt ist. Hier trägt sie nicht den Turm als Attribut. Sie steht mitten in diesem Turm, der ein Symbol der Gefangenschaft darstellt. Sie hat der Legende nach diese Gefangenschaft am eigenen Leib erlebt, indem ihr Vater sie einsperrte, um sie später mit einem jungen Mann seiner Wahl zu vermählen. Der Vater ließ in den Turm zwei Fenster einbauen. Doch bei seiner Rückkehr waren es drei Fenster, und ein Kruzifix hing im Zimmer. Ein Hinweis darauf, daß „durch die drei Fenster die erleuchtende Gnade des dreifaltigen Gottes Eingang bei ihr gefunden“ hatte.

Der Turm, der sich plötzlich öffnet, ist ein Bild von der wunderbaren Rettung aus auswegloser Not. Diese Rettung bewirkt allein Gott. Ein Bild, daß sich ohne weiteres auf den Turm der Monstranz

übertragen läßt, der selbst ein Zeichen für das Gnadewirken Gottes darstellt.

So ist auch die hl. Barbara in der „Ratinger Monstranz“ eine Frau, die durch ihr Leben und ihre Bereitschaft, für den Glauben zu sterben, auf das eigentlich dargestellte Ereignis in der Mitte des Gefäßes hinweist.

Maria mit dem Kind

Maria steht auf der anderen Seite der 2. Etage (gegenüber der hl. Barbara). Sie ist die Frau, die Jesus geboren hat. Sie trägt ihn folgerichtig auf dem Arm und hat Anteil an seinem Leben bis unter das Kreuz. So ist sie für die Menschen den Weg des Glaubens vorangegangen, und darum hat sie hier in der Monstranz ihren Platz.

Auch sie ist verborgen hinter der Architektur der Monstranz wie die hl. Barbara. Der Betrachter kann sie erkennen, und doch ist sie auch in eine geheimnisvolle Ferne gerückt, „ein Stück weiter auf dem Weg nach oben“.

Könige und junge Frauen

Bleiben zum Schluß noch die Gestalten in den kleinen Kapellen übrig: zwei Könige und zwei junge Frauen. Sie verweisen auf den guten Herrscher, wie er im Alten Testament in den Königen David und Salomon vorgebildet ist. Vielleicht sind es auch Personifizierungen der Kardinaltugenden Zucht und Maß, Gerechtigkeit, Klugheit, Tapferkeit: Hilfe und Ansporn für die Menschen auf dem Weg, den sie zusammen mit allen Engeln und Heiligen gehen, um die Nähe Christi zu erfahren.

Ein Stück Himmel auf Erden

Wir haben versucht, Hinweise zu finden, die Monstranz in ihrer Aussageabsicht zu deuten.

Entscheidend ist der Mittelpunkt: die Verehrung der Eucharistie. Sie ist aber auch ein Stück Himmel auf dieser Erde, wie die Baumeister und Künstler der Gotik ihre Werke verstanden. Sie ist das sichtbar gewordene Jerusalem, wie es in der Geheimen Offenbarung des Johannes beschrieben wird:

„Dann sah ich einen neuen Himmel und eine neue Erde, denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen, auch das Meer ist nicht mehr. Ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott her aus dem Himmel herabkommen; sie war bereit wie eine Braut, die sich für ihren Mann geschmückt hat.... Sie glänzte wie ein kostbarer Edelstein, wie ein kristallklarer Jaspis. Die Stadt hat eine hohe Mauer mit 12 Toren und 12 Engeln darauf... Die Mauer der Stadt hat 12 Grundsteine, auf ihnen stehen die 12 Namen der 12 Apostel des Lammes.“ (Offb.21, 1-2; 11-14)

III. „Zur Ehre des heiligen Sakraments“

Hinweise zur historisch-biographischen Deutung

Das geschichtliche Umfeld

In den Jahren 1370 bis 1378 regierte Papst Gregor XI., der die sogenannte „Babylonische Gefangenschaft“ der Kirche, den Aufenthalt der Päpste in Avignon im Einflußbereich der französischen Könige, beendete.

In die Streitigkeiten der damaligen Zeit griff - wie bereits erwähnt - Katharina von Siena (1347-1380) ein, indem sie zwischen den Parteien zu vermitteln versuchte und vor allem den Papst ermahnte, nach Rom zurückzukehren. Der Einzug des Papstes in Rom erfolgte im Jahre 1377. Die unerquicklichen Zustände in Rom ließen ihn aber an eine Rückkehr nach Avignon denken. Da starb er im März 1378. Er war der letzte französische Papst, mit dem die avignoneseische Epoche in der Geschichte des Papsttums endete. Nachfolger Papst Gregors XI. wurde Urban VI. (1378-1389). In das Jahr 1378 fiel auch die Wahl eines Gegenpapstes: Klemens VII. (1378-1394). Damit begann in den Jahren, als Bruno Meens Pfarrer in Ratingen war, das große abendländische Schisma (1378-1417), das unendlich viel Unheil über die Kirche gebracht hat, weil man sich über Jahre hin nicht auf einen Nachfolger auf dem Stuhl Petri einigen konnte.

Auf Urban VI. folgte Bonifaz IX. (1389-1404), der sich vergeblich bemühte, das Schisma beizulegen.

Ratingen am Ende des 14. Jahrhunderts

Die Zeit, in der Pfarrer Meens seiner Pfarrkirche die kostbare Monstranz stiftete, führt uns in das spätmittelalterliche Ratingen.

1276 war die Erhebung Ratingens zur Stadt durch den Grafen Adolf VI von Berg erfolgt, um ein Gegengewicht zu Kaiserswerth zu schaffen, Burg und Stadt, die zum Territorium des Erzbischofs von Köln gehörten. Das alte romanische Kirchlein St. Peter und Paul erhält in der Folgezeit seine gotische Gestalt, die bis zum Ende des 19. Jahrhunderts das Stadtbild geprägt hat. Es ist eine der ersten rheinischen Hallenkirchen mit dem mächtigen Westturm und

den beiden kleineren Türmen aus dem romanischen Vorgängerbau, die durch die Erweiterung der Kirche nach Osten in den „Neubau“ integriert wurden.

In der „weltlichen“ Gemeinde wurde nach der Stadterhebung mit dem Bau der Stadtbefestigung begonnen. Zwischen 1362 und 1380 werden vier Stadttore in der bereits vollendeten Stadtmauer in den Quellen erwähnt.

Die Anlage der Stadt mit Türmen, Toren, einer großen Stadtkirche in der Mitte des Ortskerns sind sicherlich auch Ausdruck eines entsprechenden Selbstbewußtseins der Ratinger Bürger.

In der „großen“ Politik wird dieses Selbstbewußtsein noch gestärkt durch die Erhebung Wilhelms von Jülich-Berg in den Herzogenstand durch König Wenzel, den Sohn Karls IV. Das ist im Jahre



St. Peter und Paul als gotische Hallenkirche im 14. Jh.

1380. Dieses Ereignis bedeutet für das Territorium und für die Stadt Ratingen mit einiger Sicherheit eine Steigerung des Ansehens und für die Bürger der Stadt ein größeres Selbstwertgefühl.

Der Stifter

Wir wissen von Bruno Meens nicht sehr viel. Wir wissen von ihm, daß er 1394 der Kirche in Ratingen eine Monstranz gestiftet hat. Über diese Stiftung gibt die Inschrift an ihrem Fuß in typisch niederrheinischer Sprache Auskunft: „bid vor den priester de dit cleynot al up bereyt gegeven heet deser syner kyrken to Ratinghen ter eren des heyiligen sacraments anno d(omi)ni MCCCXCIII.“

„Bete für den Priester, der dieses Kleinod gerne seiner Kirche zu Ratingen geschenkt hat zur Ehre des heiligen Sakraments. Im Jahre des Herrn 1394.“

Von diesem Bruno de Duysborgh (in Duisburg geboren), genannt Meens, erfahren wir weiterhin aus einer Urkunde aus dem Jahre 1371. In diesem Jahr übertrug Papst Gregor XI (s.o.) dem Subdiakon und Schreiber des päpstlichen Supplikenregisters die Ratinger Pfarrstelle. In der gleichen Urkunde lesen wir, daß er auch Kanonikus am St. Victorstift in Xanten war.

Im Jahre 1398 oder etwas später hat Bruno Meens Ratingen wieder verlassen, um in das Kartäuserkloster in Köln einzutreten. Es ist überliefert, daß er vor seinem Tod (um 1411) der Kartause ein wertvolles Marienbild stiftete (das aber nicht mehr erhalten ist).

Das sind wenige Daten. Aber es gibt einige Stichworte, die vielleicht die Biographie dieses Mannes ein wenig besser erkennen lassen:

1. Bruno Meens war Schreiber des päpstlichen Supplikenregisters. Dieses Register sammelt alle Bittstellungsgesuche, die an den Papst gerichtet werden. Wir können demnach annehmen, daß Bruno Meens die zahlreichen Schreiben gelesen hat, sie auch möglicherweise auf eine Entscheidung hin bearbeitet hat. Schließlich hat er sie in das Regi-

ster übernommen, das bei der päpstlichen Behörde geführt wurde. Die umfangreichen Bände des Supplikenregisters werden noch heute im Archiv des Vatikans aufbewahrt. Der Schreiber Bruno Meens erweist sich damit als ein informierter und gebildeter Mann, der zahlreiche Fragen und Probleme seiner Zeit zur Kenntnis nehmen konnte. Als Subdiakon, der er zu dieser Zeit ist, hat er mit einiger Sicherheit eine theologische Ausbildung absolviert. Aufgrund seines „Arbeitsplatzes“ am päpstlichen Hof in Avignon ist er sicherlich auch mit den politischen Verhältnissen und geistigen Strömungen der Zeit vertraut: Sein „Arbeitgeber“, der bereits erwähnte Papst Gregor XI., ist derjenige, der den Aufenthalt der Päpste in Avignon beendete. Bruno Meens hat auch bewußt den Beginn des Schismas (s.o.) erlebt und möglicherweise erlitten. Damit ist ihm auch die verworrene politische Lage seiner Zeit vertraut.

2. Bruno Meens ist Kanoniker in Xanten. Diese Tatsache wirft ein weiteres Licht auf ihn. Der Kanoniker ist ein Kleriker (ein Weltgeistlicher), der sich verpflichtet,

nach bestimmten Regeln, ähnlich den Ordensregeln, zu leben. Ein wichtiger Unterschied zu den Ordensmitgliedern ist, daß sie das Recht auf eigene Haushaltsführung haben (siehe die Kanonikerhäuser in Xanten oder auch in Kaiserswerth und in Düsseldorf (St.Lambertus). Innerhalb des Stiftes bildeten sich für die Bewohner zahlreiche Ämter heraus. Darüber hinaus war es den Stiftern aufgrund ihrer Unabhängigkeit auch möglich, verschiedenen Tätigkeiten entsprechend ihrer Ausbildung nachzugehen. Sie waren Juristen, Theologen, Ärzte u.a., sie betätigten sich als Universitätsprofessoren, Kanzleibeamte bei Königen und Fürsten oder am päpstlichen Hof (wie z.B. Bruno Meens). Gerade auch am Hof der Grafen (später Herzöge) von Kleve waren nachweislich zahlreiche Kanoniker aus Xanten tätig.

In dem Zusammenhang ist erwähnenswert, daß die Ernennung von Bruno Meens zum Kanonikus in eine Zeit fällt, in der die Päpste verstärkt Einfluß auf die Besetzung von Ämtern im Stift von Xanten nehmen. Von daher ist die Urkunde, die Bruno Meens



Der Kanoniker Joris van der Paele.
Detail aus dem Gemälde „Die Madonna mit dem Kanoniker“
von Jan van Eyck (1436). Groninger-Museum, Brügge

erwähnt, nichts Außergewöhnliches, sondern entspricht den Entscheidungskriterien der Zeit.

3. Es gibt eine weitere Verknüpfung von weltlicher und geistlicher Macht, der sich nachzugehen lohnt: Zunächst waren die Erzbischöfe von Köln die Landesherren in Xanten. Ab 1392 teilten sich der Erzbischof und der Klevener Graf bzw. Herzog die Herrschaft. Ein Datum, das an Bruno Meens mit Sicherheit nicht vorbegegangen ist. Interessant wird es, wenn wir ihn nun als Pfarrer in Ratingen finden, also in der Herrschaft Jülich-Berg. Ein Vermittler zwischen den Fronten ?

4. Auch aus der Geschichte Ratingens kann man auf den Pfarrer der Stadt schließen. Denn er erlebt eine Stadt in einer ganz bestimmten Situation, der er sich stellen muß. Daß er sich ihr gestellt hat, sieht man an der Monstranz, die er seiner Gemeinde geschenkt hat. Es ist ein Geschenk, das zu einer Stadt paßt, die von dieser Zeit geprägt ist mit Kirche, Stadtmauern, Türmen, Toren und Bürgerhäusern: Bauwerke, die als Elemente in der Monstranz wiederkehren.

5. Die Monstranz selbst weist darauf hin, sofern er an der Konzeption mitgewirkt hat, und davon ist auszugehen, daß er in der Theologie und der Frömmigkeitsgeschichte der Zeit Bescheid weiß. Er ist einer, der die entscheidende Idee seiner Zeit, wie sie in der Gotik zum Ausdruck kommt, übernimmt, theologisch weiterführt und aktualisiert. Damit erweist er sich auch als Seelsorger für die ihm anvertraute Gemeinde.

6. Bruno Meens hat wahrscheinlich ein Vermögen mitgebracht, das es ihm möglich machte, Kanoniker zu werden. Dieses Amt und die Pfarrstelle in Ratingen (auch die Tätigkeit als Schreiber) erbrachten ihm darüber hinaus ein einträgliches Einkommen. Das erlaubte ihm, erst in Ratingen und später in Köln wertvolle Stiftungen zu machen.

7. Schließlich: den Entschluß zu fassen, in einen strengen Orden der Kontemplation, des Gebetes und der Armut einzutreten, ist ein weiteres wichtiges und charakteristisches Merkmal des Pfarrers und Seelsorgers Bruno Meens. Für ihn persönlich wahrscheinlich

die wichtigste Entscheidung, die viel über seine Glaubenseinstellung aussagt.

Die „Ratinger Monstranz“:

- eine tiefgreifende Aussage über die Theologie und die Frömmigkeitsgeschichte der Zeit;
- ein „Dokument“ der Zeit-, Orts- und Kirchengeschichte;
- ein „Zeugnis“, das Auskunft über die Persönlichkeit des Stifters Bruno Meens gibt;
- ein hochaktuelles Kunstwerk des ausgehenden 14. Jahrhunderts von weitreichender Bedeutung;
- Ein „Schatz“, den die Gemeinde von St. Peter und Paul 600 Jahre lang gehütet hat;
- Ein „liturgisches Gefäß“, das für den, der in das Geheimnis der Eucharistie eindringen möchte, nichts an Aktualität verloren hat.

Hans Müskens



**... wir vermitteln
Ihre Immobilien**

IMMOBILIEN  DIETER SCHYMIK

Ihr kompetenter Partner bei der
Vermittlung und Finanzierung
von Ein- und Mehrfamilien-Häusern,
Eigentums- und Mietwohnungen,
gewerblichen Wohn- und
Geschäftsobjekten.

Turmstraße 30 · 40878 Ratingen
Telefon (0 21 02) 2 80 88 · Telefax (0 21 02) 2 67 62

REBS-Zentralschmiertechnik GmbH

Duisburger Straße 115 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon (0 21 02) 9 30 60 · Telefax (0 21 02) 93 06 40

Lieferprogramm:

Hand- und automatische Zentralschmieranlagen für Öl und Fett
Ölumlaufschmieranlagen, Öl-Luft-Schmierung
Kontrollgeräte · Armaturen · Rohrleitungen · Montagen

PS
PFEIF
KFZ-SERVICE

PS Motorsport
Motor
Fahrwerk
Karosserie

Der Fachmann
rund
um's Auto!

 
OPEL-Vertragswerkstatt
Reparaturen für alle Pkw-Marken
TÜV-Abnahme nach StVZO im Hause
Zechenweg 33
Ratingen - Lintorf
☎ 3 42 35
Fax 3 15 13

WILLI NITSCHKE

MALERMEISTER

Thunesweg 14 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 0 21 02 / 3 58 35
Telefax 0 21 02 / 89 35 21

WALTER KUNZE

Gas-, Wasserinstallation und Gasheizungen
Brandsheide 20 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon (0 21 02) 3 63 26

SANITÄTS- UND MIEDERFACHGESCHÄFT ORTHOPÄDISCHE WERKSTATT



Fleck



Nachf. FRANZ EMSER

Bahnstraße 8a
40878 Ratingen
Ruf 2 21 20

- Lieferant aller Krankenkassen und Behörden
- Orthopädie
Technik - Bandagen - Maßanfertigung
- Verkauf von Miederwaren der führenden Firmen

Kellermann

Bürobedarf · Schreibwaren

Büromöbel · Büropapiere · Hygienepapiere

40878 Ratingen

Düsseldorfer Straße 24,
Telefon (0 21 02) 2 30 81, Telefax (0 21 02) 2 30 26

Filiale Lintorf

Konrad-Adenauer-Platz 35,
Telefon (0 21 02) 3 43 38



Schauen Sie doch mal rein,
wir beraten Sie gerne.



FRIEDO ECKERT **BAUELEMENTE GMBH**

GLAS UND SPIEGEL **VITRINE**

Fenster:

Fenster und Türen aus Holz,
Kunststoff und Aluminium.
Faltanlagen.
Montage durch eigene Monteure.

Glasmöbel nach Maß:

Glastische mit verschiedenen
Kantenschliffen,
Vitrinen, Regale, Säulen,
Zeitungs- und CD-Ständer.
Alles bis 19 mm Glasstärke.

Rolladen:

Kunststoff- und Aluminiumrolladen.
Elektrische Rolladen- und Garagentorantriebe.



Spiegel:

Für Diele, Bad und Wohnzimmer
in großer Auswahl.
Sollten Sie nichts Passendes
finden, fertigen wir auch nach
Ihren Wünschen.

Markisen:

Arabella-Markisen.
Vertikal-Jalousien.

Wohnaccessoires:

Glasobjekte, Bodenvasen,
Zeitungsständer,
Fensterbilder.

Sicherheitstechnik:

Beratung vor Ort.
Hochwertige mechanische und
elektronische Sicherheitssysteme.
Fachgerechte Montage.



Paperweights:

Caithness, Millefiori u.v.m.,
auch in limitierten Auflagen.

Reparatur:

Reparatur und Wartung aller Fensterfabrikate.
Beseitigung von Einbruchschäden.

Geschenkideen:

Karaffen und Gläser,
Öllampen, Kerzenhalter,
Muranoglas,
Glasschmuck,
Glasunikate,
Antikes Glas.

Beschläge:

JADO HEWI

RATINGEN-LINTORF · KRUMMENWEGER STRASSE 21
TELEFON und FAX 0 21 02 / 3 48 78

Leicht und lecker -
natürlich mit Honig aus eigener Imkerei



Echten
Deutschen Honig
erhalten Sie bei:

Adolf Altgaßen

Fuchsfeldweg 26
47259 Duisburg-Mündelheim
Telefon 02 03 / 78 79 14

und auf dem Weihnachtsmarkt 1994 in Lintorf

Echter Deutscher Honig - der unverfälschte Genuß aus heimischer Umwelt

Fliesen - Marmor - Mosaik

Ulrich Giegling

G.m.b.H.

Fliesenlegermeister

Ina-Seidel-Straße 23
40885 Ratingen - Lintorf
Telefon (0 21 02) 3 12 86

hilgenstock ***bauelemente*** ***GmbH***

Lieber gleich
zum
Fachmann!

Fenster - Türen - Haustüren -

Wir beraten - Wir montieren

Kalkumer Str. 36, 40885 Ratingen - Lintorf, ☎ (02102) 3 10 21



WERNER BUSCH GMBH

Karosserie + Lack PKW/LKW

- Fahrzeug Instandsetzung
- Pkw Rahmenrichtbank
- Pkw und Lkw Lackierkabinen
- Lackierung mit **umweltfreundlichen** Lacken „**Aquabase**“

Zechenweg 21 • 40885 Ratingen-Lintorf • Tel. (02102) 3 11 07 • Fax 3 37 16

Qualität und Leistung - Unsere Referenz

Kunststoff- und Aluminiumfenster - Kunststoff- und Aluminium-Rolläden - Kunststoff-Klapppladen - Alu-Haustüren - Hebeschiebeanlagen - Haustürüberdachungen - Garagentore - Markisen - Jalousetten - E-Antriebe für Rolläden und Markisen

Profilbau Hartmut Wendeler

40885 Ratingen - Lintorf, Am Schließkothfen 9

☎ 33943-35046 **PROFILBAU**



Baugesellschaft m. b. H.

Siemensstr. 37 · 40885 Ratingen-Lintorf · Tel. 35805

Wer was besonders Schönes will,
kauft Blumen gern bei

Blumen Chill

Moderne Blumen- und Kranzbinderei

Lintorfer Markt 6 · 40885 Ratingen-Lintorf · Telefon 31424



Rosendahl

Herrenausstattung für Anspruchsvolle
... natürlich mit persönlicher Beratung

H. J. und W. Rosendahl-Schneidermeister

Feinste Maßschneiderei, Modell-Maßkonfektion
für Damen und Herren

Ratingen, Lintorfer Straße 31a ☎ 28833

Ihr MEISTERBETRIEB für Bad und Heizung

seit 1926

Alfons **Weber** GmbH HEIZUNG · SANITÄR

Alfons und Manfred Weber
Angermund, Angermunder Straße 9

Telefon 02 03 / 74 64 78

Lintorf, Lökesfeld 2

Telefon 02 102 / 3 15 92



GUSTAV KARRENBERG GMBH HEIZÖL + KOHLEN TELEFON 3 1369

lupo[®] Werbe

Werbegeschenke

40885 RATINGEN-LINTORF

Postfach

Beeker Hof 3

(gute Parkmöglichkeit)

Telefon 0 21 02 / 350 21 / 22

Fax 021 02 / 376 13



Gebr. Wagner GmbH · Schreinerei

Holz- und Kunststoffbearbeitung
Innenausbau · Reparaturen

Zeichenweg 29 · 40885 Ratingen-Lintorf

Telefon 0 21 02 / 3 60 32

LAGER
VERKAUF

Großer Sonderposten deutscher Fahrräder zu günstigen Preisen

Zum Beispiel:

City Bike, Trekking ATB's und MTB's

Inter Cyclers GmbH

Konrad-Adenauer-Platz 30

40885 Ratingen

Telefon (021 02) 337 42

St. Peter und Paul vor 100 Jahren vollendet

Die Erweiterung eines gotischen Kleinods

Als man am Ende des vorigen Jahrhunderts in der Pfarrgemeinde St. Peter und Paul in Ratingen daran ging, die Hälfte der alten Pfarrkirche abzureißen, um einen Erweiterungsbau hochzuziehen, mag manches Herz heftig geklopft haben, denn immerhin hatte die Kirche 600 Jahre als gotische Hallenkirche ihren Platz im Herzen der Stadt eingenommen. Und was am Ende bei dem Neubau herauskommen würde, konnte sich der Nichtfachmann so recht kaum vorstellen.

Die Entscheidungsgremien können wir im nachhinein mutig nennen oder auch beschimpfen: denn solch ein altherwürdiges Bauwerk aus dem 13. Jahrhundert zum großen Teil niederzureißen, dazu gehört sicher schon einiges.

Besonderheit: Neukonzipierter Hochchor

Am Ende steht 1894 - genau vor 100 Jahren - ein Bauwerk, daß sich nach außen wie nach innen ganz neu gibt, wenn auch der Stil der Gotik beibehalten wurde.

Außen ist zu den drei bisherigen Türmen ein vierter, niedrigerer Chorturm hinzugekommen, der dem Kirchenbau heute seinen unverwechselbaren Charakter gibt.

Im Innern erweitert sich die Halle zu angedeuteten Seitenschiffen, und vor allem vergrößert sich der Raum durch den neukonzipierten Hochchor. Gerade hier liegt die Besonderheit des Erweiterungsbauwerks. Denn der Baumeister Heinrich Wiethase hat diesen Bauteil im Sinne der Theologie

des 19. Jahrhunderts geplant, und so müssen wir uns heute mit ihm auseinandersetzen.

Zelt Gottes unter den Menschen

Das Thema für diesen neuen Altarraum ist auf der Stufe am Übergang vom Kirchenschiff zum Hochchor in Mosaiksteinen zu lesen:

QUAM * DILECTA * TABERNACULA * TUA * DOMINE * VIR-TUTUM („Wie liebevoll sind deine Zelte, Herr der Mächte“).

Das Volk Israel sprach vom Zelt Gottes unter den Menschen und lebte aus diesem Bewußtsein. Hier im Zelt - mitten unter den Menschen - war Gott anwesend. Hier im Zelt wohnte der, der alles gemacht hatte: der Schöpfer und der Herr der ganzen Welt. Der Satz steht wie ein Programm an dieser Stelle des Übergangs vom Gemeinderaum zum „Allerheiligsten“. Wenn wir die Stufen überschreiten, betreten wir das Zelt Gottes, seine Wohnung unter den Menschen, seinen Tabernakel.

Heinrich Wiethase hat durch die Art der Gestaltung dieses Raumes - vom Grundriß bis zum Gewölbe, durch die künstlerische Ausstattung (das Bodenmosaik von der Schöpfung der Welt; den Hochaltar, die Fenster und Wandgemälde) - diese Besonderheit hervorgehoben: Zelt Gottes unter den Menschen zu sein. Die theologische Konzeption bedeutet einerseits Nähe Gottes, andererseits aber auch Distanz. Die Trennlinie zwischen dem Hochchor und dem Raum der Gemeinde (dem Kirchenschiff) ist allzu deutlich (wesentlich markanter als in der alten Kirche), was auch in der Liturgie der Zeit zum Ausdruck kommt. Eine weitere Konsequenz dieser Raumgestaltung ist die eingeschränkte Sicht auf den Altar. Das, was am Altar passiert, ist für den gläubigen Christen, der im Kirchenschiff sitzt, weit weggerückt, für eine Reihe von Betern sogar „unsichtbar“ durch die mächtigen Säulen.

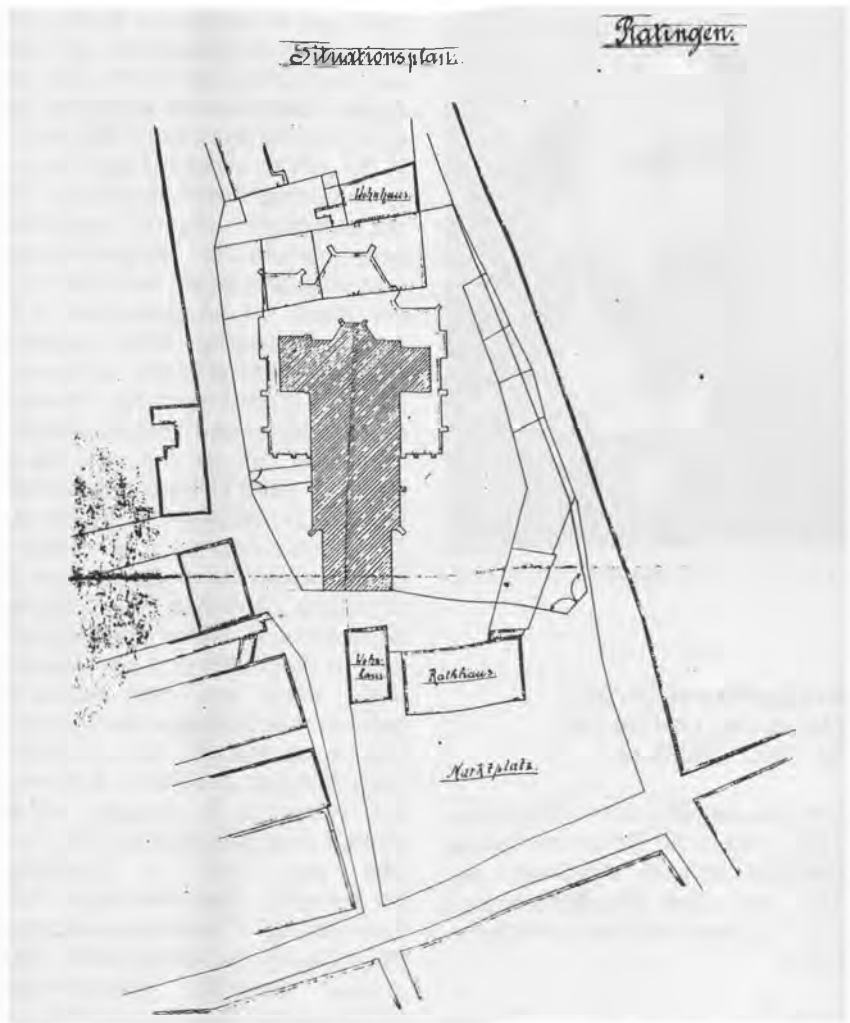


St. Peter und Paul.

Die Erweiterungen des vorigen Jahrhunderts: Hochchor und Querschiffe.

Wieder stärker als Gebetsraum benutzt

Infolge der Liturgiereform des 2. Vatikanischen Konzils (1961-1964) wurden viele alte Kirchen umgebaut, um das Geschehen am Altar näher an die Menschen heranzuführen und vor allem, um den Gemeinschaftscharakter der Eucharistiefeier zu betonen. Deshalb findet sich heute in St. Peter und Paul ein Altarraum, der weit in das Kirchenschiff vorgezogen ist. Mittelpunkt sind ein ALTARTISCH (Ort der gemeinsamen Feier und des gemeinsamen Mahles) und ein AMBO (Ort der Verkündigung des Wortes Gottes). Der Hochchor aus dem vorigen Jahrhundert hat an Bedeutung für den Gottesdienst deutlich verloren. Er ist „nur“ noch Aufbewahrungsort für das eucharistische Brot im Tabernakel des neugotischen Hochaltares. Erst seit einigen Jahren wird er wieder stärker als Gebets- und Meditationsraum (z.B. in der Karwoche) benutzt und vermittelt jetzt eine neue Raumerfahrung, wenn man sich als Besucher und Beter dem Grundriß, der Bildgestaltung, der Gesamtwirkung, die von diesem Raum ausgeht, öffnet.



Wie die alte Kirche (bis 1892) aussah, hat Kaplan Günter Ernst von St. Peter und Paul in seiner Zeichnung anschaulich zum Ausdruck gebracht.



So zeigte sich St. Peter und Paul nach dem Umbau vor 100 Jahren. Hochchor und Querschiffe sind neu hinzugekommen. Alle Fenster haben jetzt steinernes Maßwerk. Das Mauerwerk ist restauriert und die beiden romanischen Türme (Osttürme) tragen neue Turmhelme. (Zeichnung: Kaplan Günter Ernst)



Heinrich Johann Wiethase (1833–1893)

Evangelischer Christ plante den Umbau von St. Peter und Paul

Vor 100 Jahren - am 7. Dezember 1893 - starb der Privatbaumeister Heinrich Johann Wiethase, der 1892 mit dem Erweiterungsbau von St. Peter und Paul begonnen hatte.

Wiethase wurde am 9. August 1833 in Kassel geboren. Nach seiner Studienzeit und praktischen Ausbildung, u.a. in Köln und Berlin bei bekannten Baumeistern der Zeit (wie Vincenz Statz und Friedrich Schmidt), schloß er

1863 seine Studien in Berlin mit dem Baumeisterexamen ab und zog endgültig nach Köln. Bis zu seinem Lebensende entfaltete er eine ununterbrochene Tätigkeit... In 30 Jahren entstand sein architektonisches Werk, das rund 170 Bauaufgaben umfaßt, darunter sind zahlreiche Kirchenbauten und Ausstattungen von Kirchen, vor allem im neugotischen Stil. Seine Bauwerke sind geographisch in fünf Zentren zu finden. In Köln überwiegen die Profanbauten (Während seiner Ausbildungszeit hat er u.a. als Bauzeichner beim Umbau des Kölner Gürzenich mitgewirkt). In Bonn, Düren und Aachen (und Umgebung) bekommt er überwiegend kirchliche Aufträge. Der fünfte Schwerpunkt seiner Bautätigkeit liegt in Westfalen und am Niederrhein. Auch aus dem Ausland bekommt er Aufträge, dortige Kirchen auszustatten, so in Luxemburg, Belgien und Polen. Kirchen, die Wiethase in unserer Nähe gebaut und ausgestattet hat, finden sich z.B. in Duisburg (St. Joseph), Gummersbach (St. Franziskus); Oberhausen-Holten (St. Johann); Homberg/Ndrh. (St. Johann Baptist); Krefeld-Hüls (St. Cyriakus); Waldniel (St. Michael), Duisburg-Walsum (St. Dionysius); Alpen (St. Ulrich), um nur einige zu nennen.

Neben seiner Tätigkeit als Baumeister trieb Heinrich Wiethase

regelmäßig umfangreiche und intensive Studien in Kunstgeschichte, deren Ergebnisse er in zahlreichen Vorträgen und Publikationen einem breiteren Publikum bekanntmachte.

Es ist erstaunlich, daß Heinrich Wiethase als evangelischer Christ meist katholische Kirchen baute und sich in die katholische Theologie seiner Zeit, wie sie im Kirchenbau ihren Niederschlag fand, hervorragend hineindachte. Das Beispiel von St. Peter und Paul zeigt das sehr deutlich.

Nach seinem Tode führte sein Neffe Heinrich Renard die Bauarbeiten in Ratingen zu Ende.

Hans Müskens



Gustav Bovers

Bauunternehmer aus Ratingen
Die Bauausführung beim Erweiterungsbau von St. Peter und Paul 1892–94 lag in seinen Händen.
(Aufnahme von 1931/32)

Harmonie

in Form und Farbe -

Charmante

Mode für

jeden Typ.

Modehaus Ruczkowski

Damen- und Herrenmode
Lintorf · Lintorfer Markt 3
Telefon 02102 / 35363

Prozessionen in Ratingen

Der religiöse Sinn des christlichen Volkes hat von jeher in den unterschiedlichen Frömmigkeitsformen seinen Ausdruck gefunden, die das liturgische Leben der Kirche umgeben - wie Reliquienverehrung, das Aufsuchen von Heiligtümern, die Wallfahrten und Prozessionen.¹⁾

Die Prozessionen gehörten auch in unserer Stadt zu den beliebtesten religiösen Gebräuchen, während ihre Bedeutung heute immer mehr abnimmt. Im Mittelalter wurde kein bedeutendes kirchliches Fest gefeiert, ohne daß damit ein frommer Umzug verbunden wurde. Hierdurch sollte der Freude und der Festlichkeit des Tages Ausdruck gegeben werden. Prozessionen waren aber auch „Kundgebungen demütigen Flehens in Zeiten großer Not, so bei Brand- und Wasserkatastrophen, Pestgefahr, Belagerung der Städte und anderen Drangsalen“. Nach der Reformation war die Teilnahme zunehmend auch ein öffentliches Bekenntnis zum katholischen Glauben.²⁾

Das religiöse Leben des 13. bis 15. Jahrhunderts unterscheidet sich sehr von dem heutigen. So schreibt H. Rausse in seiner Geschichte des deutschen Mittelalters: „Was das Mittelalter als Ganzes im Wesentlichen von der Jetztzeit unterscheidet, ist die Durchdringung des ganzen Lebens mit dem religiösen Gedanken. Er ist überall, tragend, führend, weckend, hemmend, mildernd, anspornend. Er durchdringt das alltägliche Alltagsleben, nicht nur die hohen Zeiten religiöser Begeisterung...“. Diesen Geist können wir auch den Schriftstücken des mittelalterlichen Ratingens entnehmen. Die Texte beginnen häufig mit den Worten „Im Namen Gottes, Amen“ oder, wie die Stadterhebungsurkunde des Jahres 1276: „Im Namen der heiligen und ungeteilten Dreifaltigkeit“.³⁾

In dieser Zeit ist auch das Fest aufgekommen, welches heute noch in den katholischen

Gemeinden mit einer Prozession verbunden ist - Fronleichnam. Die Anregung geht auf die Nonne Juliane von Lüttich zurück, die 1209 in einer Vision auf das fehlende Fest der besonderen Verehrung des Altarsakramentes aufmerksam wurde. Papst Urban IV. hat 1264 das Fest der ganzen Kirche vorgeschrieben. Wesentlicher Inhalt des Festes ist dabei nicht so sehr die Feier und der Empfang der Eucharistie, sondern die anbetende Verehrung des im Sakrament anwesenden Christus, die am Stiftungstag des Sakramentes, dem Gründonnerstag, wegen der besonderen Liturgie der Kartage nicht möglich war. Das Fest wurde deshalb auf den ersten freien Donnerstag nach der Osterfeier, das ist der Donnerstag nach Dreifaltigkeit, festgelegt. Durchgesetzt hat sich das Fest erst, als es mit einer Sakramentsprozession verbunden wurde.

In Köln ist die erste Fronleichnamsprozession aus dem Jahre 1279 übermittelt. Da die Ratinger Pfarrkirche von der hohen Domkirche abhängig war, ist anzunehmen, daß sich auch in Ratingen um diese Zeit die Sakramentsprozession durch die Straßen der Stadt bewegte.



Aus der Zeit des 13. bis 15. Jahrhunderts sind uns neben der Fronleichnamsprozession viele weitere religiöse Umzüge in unserer Stadt überliefert. Es waren weite Wege, die die Ratinger Prozessionen mit Reliquien an den drei Tagen vor Christi Himmelfahrt (den Bittprozessionen) machte. Am 1. Tag führte der Weg nach Hubbelrath, am 2. Tag nach Homberg und am 3. Tag nach Lintorf.⁴⁾

Die hl. Katharina wurde im Mittelalter besonders verehrt. Am Weihetag des Katharinen-Altars in der Pfarrkirche (Sonntag nach Mariä Geburt - 8. September) fand neben einem festlichen Gottesdienst schon um 1379 eine feierliche Prozession statt. Unter Mitführung eines Bildes der Heiligen zog diese - in der im Mittelalter üblichen Pracht - durch die Straßen der Stadt. Neben der Bürgerschaft, dem Magistrat und den Edelleuten der Nachbarschaft beteiligten sich später auch die Mitglieder der Georgs- und Sebastianusbruderschaft.⁵⁾

Unter den vielen Feiertagen und Prozessionen ragt die Ratinger Gottestracht - am 3. Sonntag nach Pfingsten - besonders hervor. Eine Sakramentsprozession zog durch die Stadt, und an vier Stationen wurde der Segen gespendet. Ursprünglich Kirchweihfest zur Erinnerung an die Einweihung des Gotteshauses, wurde es zur dreitägigen Kirmesfeier, zum kirchlichen Volksfest für jung und alt.⁶⁾

Auch aus dem 17. und 18. Jahrhundert sind uns viele Prozessionen überliefert. Weihnachten, Neujahr, Dreikönige, Lichtmeß, Ostern und Pfingsten fand im Anschluß an das Hochamt eine Prozession innerhalb der Kirche statt. Über den Friedhof, der bis zum Ende des 18. Jahrhunderts an der Kirche lag, zogen Prozessionen am Palmsonntag, an den drei Tagen der Bittwochen, an Allerseelen, und mit Sakrament an den Sonntagen der Osterzeit (Ostern bis Dreifaltigkeit). Für



Christi Himmelfahrt, Fronleichnam, Gottestracht, Peter und Paul sowie Maria Himmelfahrt sind uns in dieser Zeit Sakramentsprozessionen durch die Straßen unserer Stadt überliefert. An Fronleichnam und Peter und Paul nahm die Prozession den Weg über die Lintorfer Straße, durch die Gärten und zurück.⁷⁾

An der Gottestracht nahmen Bürgermeister, Schöffen und Ratsmitglieder ohne Unterschied der Religionszugehörigkeit teil. Daß die Beteiligung sich nicht nur auf die katholischen Kreise beschränkte, geht schon aus der Mitwirkung der reformierten Junggesellen mit ihrem Musikanten hervor, deren Teilnahme mehrfach ausdrücklich erwähnt wurde.⁸⁾ Der gesamte Magistrat besichtigte vor der Gottestracht den Prozessionsweg und erhielt hierfür zwei Reichstaler aus der Stadtkasse. Aus dem Jahr 1642 ist überliefert, daß man die wertvolle Monstranz wegen des Krieges versteckt und eine zweite dem Pastor von Homberg geliehen hatte. Diese mußte gleich nach Pfingsten nach Ratingen zurückgeholt werden. Da es durch den Krieg auf den Landstraßen sehr unsicher war, kam der Pfarrer auf den Gedanken, sie durch eine Frau abholen zu lassen, die die Monstranz auch gut nach Ratingen brachte.⁹⁾ Weiter ist berichtet, daß 1771 der Erzbischof von Köln an der Gottestracht teilnahm.¹⁰⁾

In der Stadtgeschichte wird im Jahr 1648 über eine besondere Prozession zum „Heiligenhäuschen“ berichtet. „Es war der zweite Freitag in der Fasten-

zeit), man schrieb den 6. März des Jahres 1648, da bewegte sich ernst und feierlich eine Prozession durch die Straßen der Stadt Ratingen. Die ganze katholische Bürgerschaft nahm daran teil; über 500 Kinder, Frauen und Männer, geführt von ihrem Pfarrer Philipp Baden und den übrigen Geistlichen, bildeten die beiden Reihen des Zuges. Die Stadtverwaltung war vollständig zur Stelle: der zeitige und frühere Bürgermeister, die Schöffen und die Mitglieder des Rates (...). Wirklich eine Beteiligung von angesehenen und vornehmen Persönlichkeiten, wie sie Ratingen wohl nicht allzu oft gesehen hat. Und doch lag auf den Gesichtern der Teilnehmer mehr Ernst und Sorge als Feierstimmung und Freude. Es war mehr eine Bußprozession als ein Festzug. Wie konnte es auch anders sein! Im 30. Jahr wütete schon in Deutschland der fürchterliche Krieg und ein Ende war noch nicht abzusehen. (...) Den Nöten des Vaterlandes galt, wie die Einweihungsurkunde ausdrücklich bemerkt, das fromme und inbrünstige Gebet derjenigen, die da heute hinausgezogen, um einem Heiligtum die Weihe zu geben, das aus des Krieges Not entstanden war. Und der Zug bewegte sich aus der altherwürdigen Pfarrkirche über die Oberstraße durch das Obertor, bog dann in die Straßen ein, die heute Hoch- und Brückstraße heißen, machte halt, wo die Kreuzstraße einmündet. Dann gruppierten sich die Teilnehmer um die hier neu errichtete Kreuzkapelle, heute im Volksmund „Heiligenhäuschen“ genannt.“¹¹⁾

Seit dem Mittelalter nahmen auch die Schützen mit ihren Waffen an den religiösen Umzügen teil. War es doch vorgekommen, daß Monstranzen und andere Kostbarkeiten aus der Prozession geraubt wurden. In Ratingen fand sich die St. Sebastianus-Bruderschaft in prunkvollem Aufzug zur Gottestracht ein. Eine besonders gebildete Ehrenkompanie, geführt von den Offizieren, schritt neben dem „Tragehimmel“ einher und gab bei der Erteilung des Segens die Ehrensalve ab. Die anderen Schützen folgten mit einem Musikkorps, den Fahnen und der geschmückten Statue des hl.

Sebastian. Alle Schützen wurden nach der Gottestracht auf Kosten der Stadt bewirtet und die Musikkorps bezahlt. Nach der Verabreichung des Bieres stellten sich mehrfach Mißstände ein, so daß die Behörden einschreiten mußten. Bereits 1734 hatte Kurfürst Karl Philipp und 1762 Karl Theodor das Schießen bei den Prozessionen verboten. Diese Anordnung wurde offensichtlich nicht beachtet, denn eine neue Verfügung vom 30. April 1779 schreibt vor, daß die Untertanen den Prozessionen „mit Gott gefälliger Auferbauung ohne Gewehr und mit Hindanlassung alles Schießens“ beiwohnen sollten. Ein Edikt vom 26. Februar 1788 tadelt den Mißbrauch „wessen sich an einigen Orten die Bruderschaften unterständen, daß sie sich von der Prozession absonderten, mit Bildern und Fahnen im Feld herumzogen sodann in Flecken und Dörfern mit Schießen Strohdächer entzündeten. Um 1785 wurde eine Weibsperson bei dieser Gelegenheit tödlich am Halse getroffen, für todt weggetragen und genas erst nach kostbarer Kur..“ Eine weitere kurfürstliche Verordnung vom 1. Dezember 1788 bestimmt, „daß für die Gottestracht“ kein Pulver abzugeben und alles Schießen an diesem Tag ohne Unterschied zu verbieten sei. Außerdem wurde bestimmt, daß das den Schützen verabreichte Bier nicht am Tag der Prozession, sondern an einem anderen Tag zu verzehren sei.“¹²⁾

Unter der Herrschaft der Franzosen im Großherzogtum Berg, um die Wende des 19. Jahrhunderts, wurde der Aufzug der Schützen bei der Gottestracht verboten. Der Minister des Innern der damaligen Regierung ließ im Jahr 1807 von allen Kanzeln herab verkünden, daß bei den Prozessionen „keine Aufzüge mit Schießgewehren in ungewöhnlichen Kleidungen und Verzierungen“ zu dulden seien. Darauf wandten sich die Rater Schützen an den Präfekten des Rheindepartements und 1809 an den Minister des Innern mit der Bitte, ihnen den hergebrachten Aufzug in Bürgerkleidung zu gestatten. Als Begründung führten sie an: „In kleinen Landstädten kann der Zulauf des Volkes von den ent-

fernten Landgegenden nur dadurch angezogen werden, daß dem Fest einiger Pomp verschafft wird. Ein bloßer einfacher Prozessionszug ist dem gemeinen Mann etwas Alltägliches, er findet nebst seiner Erbauung nur darin eine schuldlose Freude, daß er eine imponierende Festlichkeit wahrnimmt, die er entfernt von Städten selten zu sehen Gelegenheit hat. Der Ort Ratingen hat durch Kriegsdrangsale mancherlei Art und durch die harten Einquartierungen sehr gelitten, seine Nahrungszweige sind gering und unbedeutend; nur in jenen Tagen der feierlichen Prozession ist die Konkurrenz der Fremden groß, und der Schaden für die Stadt würde unaussprechlich sein, wenn sie die Einträglichkeit solcher Tage entbehren sollte." Das Gesuch hatte Erfolg. Der von der St. Sebastiani-Bruderschaft gewünschte Aufzug wurde am 26. Juni 1810 durch den Minister „ausnahmsweise, jedoch unter der Bedingung gestattet, daß daran nur die Mitglieder der besagten Bruderschaft teilnehmen und kein Zusammenlauf von jungen Leuten aller Art stattfindet. Ferner aber (weder) geschossen noch mit Pferden geritten werde." Die Erlaubnis zum Abfeuern der Stadtkanonen bei der Gottestracht wurde ebenfalls gegeben, „weil es von langer Zeit hergebracht ist". Die zwölf städtischen Kanönchen wurden wieder zur Verfügung gestellt. Sie blieben auf dem Marktplatz stehen. Beim Auszug der Prozession und beim viermaligen Segen wurden sie abgefeuert. Danach nahmen die Schützen wieder regelmäßig an den Prozessionen teil. Im Jahr 1824 wurde die Teilnahme an der Gottestracht zur Pflicht gemacht. Die Bruderschaft beschloß: „Wer nicht bei der Gottestracht mit Gewehr und Waffen erscheint und sich der Feierlichkeit widmet, wird mit gesetzlichen Strafen von 15 Stübern angehalten."¹³

Doch auch in den folgenden Jahren führte das Schießen mit den Kanönchen oder Böllern zu Beschwerden. In den Unterlagen des Stadtarchivs finden wir verschiedene Bitten und Beschwerden des Ratinger Presbyteriums, die sich mit der Störung des evangelischen Gottesdienstes

durch das Schießen bei den Prozessionen beschäftigen, so vom 28.5.1856, 7.5.1857, 16.8.1858, 14.12.1863 und 5.9.1874. Aus dem Bericht des Bürgermeisters Prell an den Landrat Frhr. Raitz von Frentz vom 18. 9.1857 können wir die Prozessionen entnehmen, bei denen geschossen wurde. Es handelt sich hierbei um die Gottestracht und die Prozessionen anlässlich der Feste Fronleichnam, Peter und Paul und des Sebastianustages. Aus einer Beschwerde des Presbyteriums können wir auch entnehmen, daß anlässlich der Prozession zu Maria Himmelfahrt geschossen wurde. In seinen Stellungnahmen zu den Beschwerden führt der damalige Pfr. Klein aus, daß das Schießen „seit undenklichen Zeiten zur Erhöhung der Gottesdienstlichen Feier" beigetragen habe.¹⁴

Zu dem Fest Maria Himmelfahrt (15. 8.) im Jahr 1858 wurde am Abend vorher und am Tage selbst morgens geschossen. Der Bürgermeister eilte am Morgen des 15. August zum Dicken Turm, „untersagte dem Kanonier das Schießen" und erstattete Anzeige. Der katholische Kirchenvorstand erhob Beschwerde gegen das Vorgehen des Bürgermeisters und bezeichnete es als „recht- und taktlos".¹⁵ Trotz aller Beschwerden kam es zunächst nicht zu einem Verbot. 1868 gab es mehrere Beschwerden, besonders wegen des Schießens bei der Gottestracht, das „nahezu zwei Stunden" gedauert hatte. Der Landrat beanstandete die lange Dauer des Schießens, erklärte den Beschwerdeführern aber, es müsse „wie hergebracht" gestattet werden.¹⁶ Erst am 29. 9.1874 verbot der Bürgermeister, auf Veranlassung des Landrates, das Schießen während der Zeit des evangelischen Sonntagsgottesdienstes.¹⁷

In der geänderten Satzung der Bruderschaft von 1896 ist die Verschönerung der Gottestracht nicht mehr als Ziel aufgeführt. Bis heute ist es aber Brauch, daß die Schützen mit ihren Fahnen und Abordnungen an den Prozessionen in Ratingen teilnehmen.

Im August 1874 forderte der Ratinger Bürgermeister den Pfar-



rer auf, ein Verzeichnis der „altherkömmlichen Prozessionen" mit Angabe des Beginns und der Dauer zur Genehmigung vorzulegen. Dieser Aufforderung verdanken wir eine Übersicht von Pfr. Eschbach, in der die Prozessionen verzeichnet sind, welche „in der katholischen Kirche seit mehr als 100 Jahren" üblich sind.¹⁸

Karfreitag. Dieser Bittgang fand wahrscheinlich seit dem Jahre 1648 statt. Er begann jeweils um 13.30 Uhr und führte über die Lintorfer Straße, an der Hauser Kapelle vorbei zum „Steinernen Kreuz" und „Heiligenhäuschen". Über die Hoch- und Oberstraße ging es zur Pfarrkirche zurück. 1914 wurde diese Prozession durch eine Kreuzwegandacht in der Kirche ersetzt.

Markusprozession. Diese alte Prozession fand jeweils am 25. April statt. Sie beschränkte sich auf einen Umzug um die Pfarrkirche nach der Messe um 7.30 Uhr und dauerte nur 5 Minuten. Es wurde um den Segen Gottes für das Gedeihen der Feldfrüchte gebeten. Sie hat 1874 letztmals stattgefunden und ist nur noch einmal, 1953, in der Pfarrchronik erwähnt.

An den Sonntagen von Ostern bis Christi Himmelfahrt fanden vor dem Hochamt um 10.00 Uhr kurze Sakramentsprozessionen um

den Markt statt. Diese wurden zum Ende des 19. Jahrhunderts eingestellt.

Bittgänge. An den drei Tagen vor Christi Himmelfahrt führten nach der Messe um 5.00 Uhr die Bittgänge

- am Montag über die Lintorfer Straße, Hauser Allee, Judenlindchen und Oberstraße;
- am Dienstag über die Oberstraße zum „Steinernen Kreuz“, von dort zum „Heiligenhäuschen“ und über die Hoch- und Oberstraße zurück;
- am Mittwoch über die Becherner Straße durchs Lörchen und die Düsseldorfer Straße zurück zur Pfarrkirche.

St. Peter und Paul-Fest. Diese Prozession am 29. Juni zog nach dem Hochamt mit Predigt ungefähr eine Stunde durch die Straßen der Stadt. Nach 1906 ist sie nur noch einmal im Jahre 1947 in der Pfarrchronik von St. Peter und Paul erwähnt. In diesem Jahr fand sie als zweite Prozession (nach Fronleichnam) anstelle der sonst üblichen Gottestracht statt.

Maria Himmelfahrt. Diese Prozession jeweils am Sonntag nach dem 15. August begann um 10.30 Uhr und führte durch die Minoriten- und Grabenstraße, durch die untere und obere Wallstraße zum Krankenhaus und über die Oberstraße zum Markt zurück. Seit 1911 hat sie nicht mehr stattgefunden.

Prozession zum Allerseelentag. Nach dem Seelenamt, welches um 9.00 Uhr begann, zog die Prozession zur Segnung der Gräber zum Friedhof. Diese ist bis heute erhalten geblieben, findet aber am Nachmittag des Allerheiligentages statt.

Außerdem wurden bei der Kommunion die Kinder von der Schule über den Markt und die Oberstraße prozessionsmäßig abgeholt. Auch heute ist es üblich, die Erstkommunikanten in einer kleinen Prozession vom Pfarrzentrum o. ä. abzuholen.

Auch die beiden wichtigsten Sakramentsprozessionen sind in der Aufstellung erwähnt.

Danach begann die **Fronleichnamsprozession** im Anschluß an das Hochamt gegen 10.30 Uhr und zog über die Lintorfer Straße, durch die Gärten und über die Oberstraße zurück. Um den Gottesdienst in der evangelischen Kirche nicht zu stören, wurde der Weg um 1900 für viele Jahre geändert. In dieser Zeit führte er über die Minoriten- und Grabenstraße zum alten Friedhof (dem heutigen Ehrenfriedhof) und wurde dann über die Anger- und Oberstraße fortgesetzt. Die Segensaltäre waren auf dem alten Friedhof am Krankenhaus, auf dem Markt und in der Kirche.

In der Rater Zeitung von Samstag, dem 16. Juni 1900, finden wir folgenden Bericht über die Prozession: „Die Fronleichnamsprozession entfaltete sich am vergangenen Donnerstag in altgewohnter Pracht. Die Straßen der Stadt, namentlich die Oberstraße waren mit Fahnen, Girlanden und Blumen überreich geschmückt. Durch den gegen Schluß losbrechenden Regenschauer wurden die Teilnehmer an der Prozession auseinandergerissen. Die Geistlichkeit mit dem Hochwürdigsten sowie die weißgekleideten Kinder suchten in der Klosterkapelle Schutz, bis der Regen aufhörte, wonach die Rückkehr zur Kirche stattfand.“

Im Jahre 1908 beantragte Pfr. Offermann die Änderung des Prozessionsweges, da der Zug durch die schmale Angerstraße die Prozession beeinträchtigte. Mit Schreiben vom 11. April 1908 erteilte Bürgermeister Jansen seine Genehmigung zu dem Weg über die Becherner Straße, Karl-Theodor-Straße, Graf-Adolf-Straße und Oberstraße.¹⁹⁾ Dieser Weg wurde mit geringfügigen Änderungen über Jahre beibehalten. Der Segen wurde vor dem Haus der Familie Werdelmann, Becherner Straße 38, auf dem Gelände der Katholischen Schule an der Graf-Adolf-Straße, vor dem Katholischen Krankenhaus und auf dem Markt erteilt.

In der Pfarrchronik von St. Peter und Paul wird erwähnt, daß die Fronleichnam- und Kirmesprozession 1918 wegen Fliegeralarm von der Erzbischöflichen Behörde verboten wurde.²⁰⁾

Während der französischen Besatzung vom 9. März 1921 bis 25. August 1925 war das Schulgebäude an der Graf-Adolf-Straße von französischen Truppen belegt. Aus diesem Grund wurde der Segensaltar an der Bahnstraße vor dem Haus Nr. 18 von Damian Kausch errichtet. In dieser Besatzungszeit mußte auch der 4. Segensaltar mehrmals vom Marktplatz vor das Südportal der Pfarrkirche verlegt werden.²¹⁾ Die Errichtung der Segensaltäre wur-



Erteilung des sakramentalen Segens mit der alten gotischen Monstranz von St. Peter und Paul. Der Segensaltar war auf den Stufen des heutigen Bürgerhauses errichtet, in dem sich damals das Amtsgericht befand. Aufnahme um 1900.



Fronleichnamsprozession auf der Oberstraße um 1910

de von verschiedenen Familien oder katholischen Gruppierungen vorgenommen und von diesen als Ehrensache betrachtet.

In der Ratinger Zeitung vom 21. 5. 1921 ist folgende Verordnung des Kommandeurs der französischen Besatzungstruppen vom 20. Mai 1921 veröffentlicht: „... Es ist letzthin festgestellt worden, daß mit Genehmigung des Befehlsbereichs veranstaltete religiöse Zeremonien Anlaß zu Kundgebungen gegeben haben, welche unvereinbar mit der Aufrechterhaltung der Ordnung in den besetzten Gebieten sind. Ich ordne an, daß in Zukunft jede Prozession und jede Versammlung im allgemeinen, als Prozession oder religiöse Versammlung angegeben und genehmigt, diese Eigenschaft streng bewahren muß und dies, ohne daß es notwendig sei, in der erteilten Genehmigung dieser Vorschrift der allgemeinen

Verordnung in Erinnerung zu bringen. Es ist namentlich zu unterlassen: Der Gebrauch von Pfeifen, Trommeln, Trompeten oder anderen ähnlichen Instrumenten, das Tragen von Kleidungsstücken, Stöcken, Merkmalen oder Abzeichen, welche geeignet sind, den Umzügen einen militärischen Anstrich zu geben. Die Ausführung jeder anderen Musik und Gesang als religiöse Musik und Gesänge, die politischen Reden oder Reden, welche Anspielungen auf politische Fragen enthalten. ...“

Außerdem wird in der am 25. Mai 1921 in der Ratinger Zeitung veröffentlichten Gottesdienstordnung für Fronleichnam darauf hingewiesen, daß das Aushängen von Fahnen in preußischen und deutschen Landesfarben verboten ist. Am Mittwoch, dem 18. Juni 1924, ist in einem Vorbericht zur Fronleichnamsprozession in

der Ratinger Zeitung zu lesen: „... Es sei noch daran erinnert, daß nur Fahnen in den kirchlichen Farben, also blau-weiß, gelb-weiß, rot-weiß zum Schmuck benutzt werden dürfen.“

Am Samstag, dem 21. Mai 1924, war dann folgender Bericht in der Ratinger Zeitung zu lesen: „An keinem anderen Tag im Jahr drängen die innersten Gedanken und Gefühle der Katholischen Kirche so stark nach außen hin, wie am Fronleichnamsfeste. Als müsse sie einen Tag unter den 365 des Kalenders haben, an dem sich der innere unausforschliche Reichtum Christi auch einmal nach außen ergießen wolle, einen Tag, an dem die Kirche ihr Heiligstes und Allerhöchstes dem Volke ehrfürchtig zeigt, einen Tag, an dem es wieder wird, wie ehemals, da Christus „Wohltaten spendend umherzog“ und alle segnete, die von Ferne hinzukamen oder stillschauend am Wegesrand standen oder den Saum seines Gewandes berührten. „Es ist ein Stück Herrlichkeit der Katholischen Kirche (so schrieb vor Jahren der Protestant Hengstenberg), daß es einmal im Jahre sie nicht drinnen hält, daß sie die Mauern des Heiligtums durchbricht und das, was ihr so heilig und kostbar ist, nach draußen trägt, um es aller Welt zu zeigen.“ Das ist der Sinn des Fronleichnamstages. Vom herrlichen Wetter begünstigt, zog die Ratinger Fronleichnamsprozession auch in diesem Jahre ihren bekannten Weg. Nur die zweite Station hatte wegen der Besetzung der Schule in der Graf-Adolf-Straße vor das Wagnersche Haus verlegt werden müssen. Das Allerheiligste wurde abwechselnd von den hochwürdigen Herren: Rektor Reiferscheidt, Prof. Dresen, Kaplan Gatzen und Kaplan Winners getragen. Den Schlußsegen in der Kirche erteilte Herr Pfarrer Bierfert. Die Prozession wies eine überaus große Beteiligung auf, namentlich aus der Männerwelt, der jüngeren wie alten. Die Ausschmückung der Straßen und Häuser war recht würdig. - Alles dieses ein Beweis, daß auch heute noch ein religiöser Geist in Ratingen lebt.“

Die zweite große Sakramentsprozession war in Ratingen die Gott-

estracht. Sie galt bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts auch als städtische Veranstaltung. Die Kosten der Durchführung wurden aus städtischen Mitteln bestritten.²²⁾ Nach der Aufstellung aus dem Jahre 1874 zog die Prozession am 3. Sonntag nach Pfingsten über die Lintorfer Straße und die Mühlenstraße zur Hauser Allee. Danach über die Mülheimer Straße und Oberstraße zurück zur Kirche. Zeitweise führte der Weg anstatt über die Mülheimer Straße am „Heiligenhäuschen“ vorbei zum Krankenhaus. Seit 1907 nahm die Prozession den umgekehrten Weg. Bis vor wenigen Jahren war die Gottestracht mit der Ratinger Kirmes verbunden. Darüber schreibt Erich Bockemühl in seinen Ratinger Erinnerungen: „Aber bevor nicht die Prozession durch die Stadt gezogen war, konnten die Hüllen über den Buden und Karussells nicht entfernt werden. Musik, Musik - „Jetzt kommen sie“ und kamen bald mit allen festfeierlichen Requisiten, aller bürgerlichen Vornehmheit, aller kirchlichen Herrlichkeit und Pracht, die aufzuwenden war... . Aber uns Landjungen eines evangelischen Lehrerhauses war der feierliche Umzug schlechthin ein wunderbarer Vorgang. Je fremder uns Kindern die festliche Handlung erscheinen mußte, um so feierlicher war der Eindruck...“²³⁾ Nach den Berichten in der Ratinger Zeitung und in den Chroniken läßt die Bedeutung der Ratinger Gottestracht mit dem Beginn dieses Jahrhunderts nach. Die Prozession am Fronleichnamstag nahm dadurch an Bedeutung zu.

Die Machtergreifung der Nationalsozialisten im Jahre 1933 hatte auch Auswirkungen auf das religiöse Leben in unserer Stadt. So fand am Himmelfahrtstag des Jahres 1933 erstmals eine gemeinsame Marienfeier der gesamten Jugend der Dekanate Ratingen und Duisburg-Huckingen im Schloßpark Heltorf statt. Zuvor hatte es bereits Marienfeiern einzelner Gruppen an diesem Ort gegeben. Diese Feier war schon eine Reaktion auf den nationalsozialistischen Umbruch. Die Kirche wollte ihren Einfluß auf die Jugend nicht verlieren.²⁴⁾

An den Berichten über die Prozessionen fällt zunächst auf, daß nicht mehr über die Teilnahme des Bürgermeisters, der Beigeordneten oder der Stadtverordneten berichtet wird, über die noch 1930 groß geschrieben wurde. Außerdem wurden verschiedene Straßen umbenannt. So wird aus der Oberstraße die Adolf-Hitler-Straße, und die Bahnstraße wird in Horst-Wessel-Straße umbenannt. Am 30. Mai 1934 ist in der Ratinger Zeitung zu lesen, daß den katholischen Verbänden die Teilnahme an der Fronleichnamsprozession am folgenden Tag gestattet ist.

„Die Regierungspressestelle teilte mit: Bekanntlich sind in den westdeutschen Bezirken seit längeren Monaten zur Sicherung der öffentlichen Ordnung staatspolizeiliche Maßnahmen in Geltung, durch die das geschlossene Auftreten, das Uniformtragen und das Mitführen von Fahnen für

konfessionelle Verbände verboten ist. Anlässlich des morgigen Fronleichnamstages ist in einer Anordnung der Staatspolizeistelle Düsseldorf für den ganzen Bereich des Regierungsbezirkes die Regelung getroffen, daß den katholischen Verbänden die geschlossene Teilnahme an den Prozessionen unter Mitführung der kirchlich geweihten Fahnen und Banner, jedoch ohne Uniform und ohne Abzeichen gestattet wird. Die gleiche Regelung soll in Zukunft auch für sonstige kirchliche Veranstaltungen im althergebrachten Rahmen (Wallfahrten, Pfarrprozessionen und Kirchen-Begräbnisse) gelten.

In einem Bericht über die Prozession im Jahre 1934 schreibt die Ratinger Zeitung von einer großen Beteiligung der katholischen Bevölkerung, wie man sie noch nie sah. „Während ein gewaltiger Zug schon den ersten Altar an der Bechemer Straße passiert hatte



Segensaltar vor dem Lebensmittelgeschäft Werdelmann Ecke Wallstraße/Bechemer Straße Anfang der 30er Jahre. Das Haus wurde im Krieg zerstört. Heute befindet sich an dieser Stelle ein Schuhgeschäft.

und dort der Segen erteilt wurde, harpte das Ende der Prozession an der Kirche noch des Abmarsches.“ In den folgenden Jahren fielen die Berichte über die Fronleichnamsprozession immer kürzer aus, und über die Gottestracht wurde nur noch in Nebensätzen, im Zusammenhang mit der Ratinger Kirmes, berichtet. Die Zahl der Teilnehmer stieg jedoch offenbar stetig an. Die Prozessionen nahmen immer mehr den Charakter eines öffentlichen Bekenntnisses zur Kirche und gegen die politische Einflußnahme auf das religiöse Leben an. Auch wurde immer wieder über die „in schönster Weise durch Grün- und Flaggen schmuck“ gezierten Straßen berichtet.

1936 wurden in der Nacht von Fronleichnam auf den folgenden Freitag die an der Südseite der Pfarrkirche stehenden Fahnenmasten mit den rot- und gelb-weißen Flaggen umgeworfen und die Fahnentücher beschädigt. Hierauf stellte Dechant Hilbing im Einvernehmen mit der Erzbischöflichen Behörde Strafanzeige. Nach den Ermittlungen war die Tat von zwei SS-Leuten begangen worden. Nach einer schriftlichen Entschuldigung der Täter, in der sie ihre Tat bereuten, wurde die Anzeige zurückgenommen.²⁵⁾

Anläßlich der Fronleichnamsprozession im Jahre 1937 wurde am 26. Mai eine Mitteilung der städtischen Nachrichtenstelle in der Ratinger Zeitung veröffentlicht: „Wie bereits in diesen Tagen durch die Presse mitgeteilt wurde, ist bei feierlichen Anlässen, auch rein kirchlicher Art, ausschließlich die Reichs- und Nationalflagge zu hissen. Zur Behebung etwaiger Zweifel wird noch ergänzend mitgeteilt, daß auch die Girlanden und die Anbringung kleiner Wimpel in den Kirchenfarben unzulässig ist. Sowohl an den Straßen und Plätzen darf also nur noch die Hakenkreuzflagge gezeigt werden. Aus Anlaß der bevorstehenden Fronleichnamsprozession werden alle Privatpersonen an die Beachtung der Bestimmungen über die Flaggenhissung erinnert. In Zweifelsfällen wende man sich an die Polizeiverwaltung.“

1937 mußte dann der Weg für die Ratinger Gottestracht „aus Gründen des Verkehrs“ geändert werden. Sie nahm folgenden Weg: Grütstraße zum Ehrenfriedhof (1. Altar), weiter über die Lintorfer Straße, am Markt vorbei und über die Hindenburgstraße (Düsseldorfer Straße) zur Wallstraße (2. Segensaltar an der Ecke Bechemer Straße) und von dort bis zum Krankenhaus, anschließend führte der Weg über die Adolf-Hitler-Straße zum Markt zurück. Auch die Errichtung des Segensaltars auf dem Marktplatz wurde erst in letzter Minute auf Drängen der Geistlichkeit und der Anwohner gestattet. Die Polizeibeamten durften bei der Erteilung des Segens nicht niederknien, sondern sollten in strammer Haltung und mit erhobener Hand grüßen.²⁶⁾

1939 änderte sich der Weg der Fronleichnamsprozession wie folgt: Bechemer Straße bis Werdelmann (1. Segen), Wallstraße, Brunostraße, Bismarckstraße (jetzt Beethovenstraße), Kaiserplatz (2. Segen), Hohenzollernstraße (Freiligrathring), Kaiser-Wilhelm-Straße (3. Segen), Hochstraße, Adolf-Hitler-Straße zum Marktplatz (4. Segen).²⁷⁾ Am 17. 5.1940 verordnete der Oberpräsident der Rheinprovinz, daß „im Hinblick auf die gegenwärtige Lage ... bis auf weiteres alle öffentlichen Umzüge“ einschließlich der Fronleichnamsprozession zu unterbleiben haben.²⁸⁾ In der Pfarrchronik von St. Peter und Paul ist zu lesen: „Fronleichnam 1940 wegen des Krieges keine öffentliche Fronleichnamsprozession, stattdessen abends Eucharistiefeyer mit Umzug in der Kirche.“ In den folgenden Jahren konnten keine Prozessionen in Ratingen stattfinden. 1945 berichtet die Pfarrchronik, daß die Fronleichnamsprozession „trotz mehrmaliger Vorstellung bei der Kommandantur der Amerikaner“ verboten wurde. „Die Fronleichnamsprozession fand daher in der Kirche statt, nachmittags um 2.00 Uhr für die Kinder und abends für die Erwachsenen.“ Am 1. November fand dann wieder die Allerheiligenprozession zum Friedhof unter großer Beteiligung statt. 1946 konnten die Prozessionen wieder durchgeführt werden. Die Bittgänge an den drei Tagen vor

Christi Himmelfahrt zogen wieder durch die Straßen der Stadt. Der Weg der Fronleichnamsprozession führte anstatt über die Karl-Theodor-Straße von der Bechemer Straße über die Spee-(Poststraße) und Freiligrathstraße (-ring). Da das Haus Werdelmann an der Bechemer Straße vollkommen zerstört war, wurde ein neuer Segensaltar auf dem Kaiserplatz erstellt. Allerheiligen war nach der Verfügung der Britischen Militärregierung kein gesetzlicher Feiertag. Dennoch waren in Ratingen fast alle Geschäfte geschlossen und nachmittags führte wieder eine Prozession zum Friedhof.²⁹⁾

1953 änderte sich der Weg der Fronleichnamsprozession. Sie zog - ohne Unterbrechung an den Segensaltären vorbei - durch folgende Straßen: Grüt-, Anger-, Freiligrath-, Spee-, Bechemer-, Wall-, Graben-, Lintorfer Straße, Hauser Allee, Mülheimer- und Oberstraße. Nur zum Schluß auf dem Marktplatz wurde der Segen erteilt. 1954 wurde der Weg erneut geändert. Diesmal ging es über die Bechemer-, Karl-Theodor-, Bahn-, Mülheimer Straße, Hauser Allee, Friedhof-, Anger- und Oberstraße zum Marktplatz. Als Neuerung wird in der Pfarrchronik erwähnt, daß Beten und Singen erstmals durch eine Lautsprecheranlage geregelt wurden.³⁰⁾ In der Ratinger Zeitung war dazu am 19. 6. 1954 zu lesen: „Neu war dabei, daß man Lautsprecherwagen als Errungenschaft der neuesten Technik einsetzte, um eine geordnete Abwicklung der Prozession zu erreichen. Ob der Versuch ganz gelungen ist, möchte ich bezweifeln.“

In den folgenden Jahren wechselte der Weg noch häufiger und der Segen wurde nur noch am Schluß, zunächst auf dem Marktplatz und später in der Kirche erteilt. Zwischenzeitlich beginnt die Prozession nicht mehr in der Kirche, sondern mit einer Eucharistiefeyer auf dem Gelände des Krankenhauses. 1994 wurde erstmals wieder ein Segensaltar auf dem Ehrenfriedhof (alter Friedhof) errichtet. An diesem und zum Abschluß in der Pfarrkirche wurde der Segen gespendet.

Die Ratinger Gottedstracht hat ihre Fortsetzung in der Pfarrprozession der Gemeinde Herz-Jesu gefunden. Nach der Konsekration der Herz-Jesu Kirche am 9. 6.1929 wurde erstmals 1930 in dem Gebiet des Rektorates eine Pfarrprozession durchgeführt. An diesem Kirmessonntag zogen somit erstmals zwei Prozessionen durch die Straßen der Stadt. Auch in dem Rektorat wurde an vier Altären der Segen gespendet.

Nach dem Krieg wurde die Tradition der Pfarrprozession auch in der Herz-Jesu-Gemeinde wieder aufgenommen. 1952 wurde erstmals die Gottedstracht der Mutterpfarre St. Peter und Paul mit der Pfarrprozession des Rektorates „aus seelsorgerischen Gründen“ verbunden. Hiergegen wandte sich ein Leserbrief, der am 14. 6.1952 in der Ratinger Zeitung abgedruckt wurde: „Diese uralte Heimattradition der Mutterpfarre St. Peter und Paul steht in Gefahr, durch Verschmelzung mit der Pfarrprozession der Herz-Jesu-Gemeinde der Vergessenheit überantwortet zu werden. Damit werden sich die alteingesessenen Pfarrangehörigen von St. Peter und Paul niemals abfinden können. Gerade die Kirche, die sich stets und mit Recht auf Überlieferung und Tradition beruft, sollte in ihren verantwortlichen Vertretern auch für die jahrhundertalte Gepflogenheit das rechte Verständnis zeigen. Nicht der Kirmesrummel außerhalb der Stadt, sondern die althergebrachte „Gottedstracht“ ist für die Pfarrangehörigen von St. Peter und Paul das Symbol ihres Kirchweihfestes. Nicht das Verlangen auf Verzicht der jahrhundertalten Tradition der Mutterpfarre, sondern das Verlegen der Pfarrprozession der noch jungen Herz-Jesu Gemeinde, etwa auf den ersten Sonntag im August, würde beiden Pfarrgemeinden nützlich und dienlich sein. Durch diese große Zeitspanne würde auch auf die im Juli stattfindende Prozession der Filialgemeinde Eckamp mehr Rücksicht genommen.“ Auf diesen Leserbrief antwortete die Pfarrgemeinde St. Peter und Paul in der Ausgabe am 21.6.1952. Es wurde darauf hingewiesen, daß die Zusammenlegung aus seelsorgerischen Gründen erfolgte und ein besonderes Anliegen des



Fronleichnamsprozession 1952 an der Ecke Mülheimer Straße/Oberstraße/Hochstraße

verstorbenen Pfarrers Ferdinand Cremer gewesen sei. Außerdem wird auf die breite Zustimmung in der Bevölkerung verwiesen. Dies scheint auch so gewesen zu sein. In den weiteren Ausgaben der Zeitung folgen keine Leserbriefe mehr, und seit 1953 zieht die Gottedstracht nur noch durch das Gebiet des Rektorates und der späteren Pfarrgemeinde Herz-Jesu.

Auch in den beiden anderen von St. Peter und Paul aus gegründeten Rektoraten und jetzigen Pfarrgemeinden St. Josef in Ratingen-Eckamp und St. Marien in Ratingen-Tiefenbroich finden Sakramentsprozessionen statt. Seit vielen Jahren nimmt am Dreifaltigkeitssonntag die Prozession ihren Weg durch Ratingen-Eckamp bzw. Ratingen-West und verbindet heute die St. Josefs-Kirche in Eckamp mit der neuen Heilig-Geist-Kirche in Ratingen-West.

Die Pfarrgemeinde St. Marien in Ratingen-Tiefenbroich trägt am Fronleichnamfest das Allerheiligste durch die Straßen des Ortes.

Andrea Töpfer

Anmerkungen:

1. Katechismus der Katholischen Kirche, R. Oldenburg Verlag, München 1993, S. 448
2. Heinz Büter, Prozessionen in Ratingen, Ratingen 1949, S. 3
3. Otto Redlich u. a., Geschichte der Stadt Ratingen von den Anfängen bis 1815, Ratingen 1926, S. 338 f.
4. Redlich, Geschichte (wie Anm. 3), S. 339

5. Jakob Germes, Geschichte in Geschichten, o.J., S. 142
6. Redlich, Geschichte (wie Anm. 3), S. 340
7. Redlich, Geschichte (wie Anm. 3), S. 348 f.
8. Germes (wie Anm. 5), S. 374
9. Germes (wie Anm. 5), S. 333
10. Germes (wie Anm. 5) S. 464
11. Redlich, Geschichte (wie Anm. 3), S. 428 f.
12. Arnold Dresen, Teilnahme der Ratinger Schützen an den sakramentalen Prozessionen, in: Alt Ratingen Nr. 14, September 1927, S. 57 f.
13. Dresen (wie Anm. 12), S. 58
14. StA RtG. 1/263
15. StA RtG. 1/263
16. Germes (wie Anm. 5), S. 375 f.
17. Büter, Prozessionen (wie Anm. 2), S. 5 f.
18. Büter, Prozessionen (wie Anm. 2), S. 5 f.
19. Pfarrarchiv St. Peter und Paul Nr. 177
20. Pfarrarchiv St. Peter und Paul Nr. 19 (Chronik)
21. Büter, Prozessionen (wie Anm. 2), S. 8
22. Germes (wie Anm. 5), S. 374
23. Erich Bockemühl, Ratinger Erinnerungen, Ratingen 1966, S. 43
24. Hermann Tapken, Die katholische Kirche in Ratingen unter dem Nationalsozialismus, in: Ratinger Forum (Heft 3), Ratingen 1993, S. 230
25. Pfarrarchiv St. Peter und Paul Nr. 177
26. Büter, Prozessionen (wie Anm. 2), S. 15
27. Büter, Prozessionen (wie Anm. 2), S. 15
28. Johannes-Dieter Steinert, Gnadenbild und Hakenkreuz. Die Wallfahrt nach Kevelaer, in: Verfolgung und Widerstand im Rheinland und in Westfalen 1933 - 1945, Köln 1992, S. 86
29. Pfarrarchiv St. Peter und Paul Nr. 19 (Chronik)
30. Pfarrarchiv St. Peter und Paul Nr. 19 (Chronik)

O Christ, hie merk, den Glauben stärk
und schau dies Werk!
Das höchste Gut, Gott selbst, hier ruht
mit Fleisch und Blut!
Ave Jesu, wahres Manhu, Christe Jesu!
Dich, Jesum süß, ich herzlich grüß,
o Jesu süß.

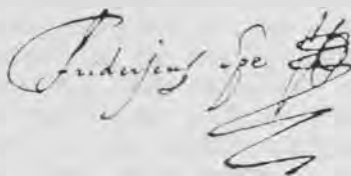
In der Monstranz ist Christus ganz,
kein Brotsubstanz;
vom Brot allein Gestalt und Schein
sieht's Auge dein.
Ave Jesu, wahres Manhu, Christe Jesu!
Dich, Jesum süß, ich herzlich grüß,
o Jesu süß.

Kein Brot ist da, nicht bei noch nah
in Hostia,
das, was da ist, Herr Jesu Christ,
du selber bist.
Ave Jesu, wahres Manhu, Christe Jesu!
Dich, Jesum süß, ich herzlich grüß,
o Jesu süß.

Nun beug die Knie, Gott selbst ist hie,
weißt du nicht wie?
Dem Sinn entflieht, wie das geschieht,
der Glaub es sieht.
Ave Jesu, wahres Manhu, Christe Jesu!
Dich Jesum süß, ich herzlich grüß,
o Jesu süß.

Mit Cherubim und Seraphim
erhebt die Stimm
und preiset Gott, Gott Sabaoth,
für dieses Brot!
Ave Jesu, wahres Manhu, Christe Jesu!
Dich Jesum süß, ich herzlich grüß,
o Jesu süß.

Vor meinem Tod, zur letzten Not,
mein Herr und Gott,
gib diese Speis mir auf die Reis
zum Paradeis!
Ave Jesu, wahres Manhu, Christe Jesu!
Dich Jesum süß, ich herzlich grüß,
o Jesu süß.



REGEN: EIN GESCHENK DES HIMMELS

Fronleichnamsprozession 1994 in Ratingen

Es regnete in Strömen. Trotzdem waren viele Gläubige aus den drei Innenstadtpfarreien (Herz-Jesu, St. Suitbertus und St. Peter und Paul) in den Garten des Marienkrankenhauses gekommen, um hier miteinander am Fronleichnamstag einen feierlichen Gottesdienst zu feiern. „Auch Regen ist ein Geschenk Gottes und jeder Teilnehmer wird wahrscheinlich diesen Tag in Ewigkeit nicht vergessen“, so die Begründung von Pfarrer Werner Oermann, die Feier und die anschließende Fronleichnamsprozession nicht ausfallen zu lassen. Pfarrer Alphons Demand verzichtete dann aber auf die Predigt, als erneut ein Regenschauer die Teilnehmer unter die bunten Schirme flüchten ließ.

Nach dem festlichen Gottesdienst zog die Prozession durch die Straßen der Stadt. Das eucharistische Brot wurde in der alten Monstranz gezeigt, die wahrscheinlich am Fronleichnamsfest des Jahres 1394 zum ersten Mal durch Ratingen getragen wurde. Auf die

zurückliegenden 600 Jahre wurde dann auch bei der Einführung zur Prozession Bezug genommen, daß nämlich in all den Jahren Menschen ihre Freuden und ihre Sorgen Christus in der Gestalt des Brotes mitgeteilt hätten. Auf der Monstranz aus Gold und Silber seien über 40 Figuren - Engel, Apostel, heilige Männer und Frauen, die Christus auf seinem Weg durch die Geschichte begleiteten. Zu diesen Engeln und Heiligen kämen die Menschen heute und aus allen Zeiten hinzu, um so eine große Gemeinschaft der Gläubigen zu bilden.

In früheren Zeiten machte die Prozession unterwegs an vier Stationsaltären halt, um das Wort Gottes zu verkünden. Deshalb wurde die diesjährige Prozession thematisch in Wegabschnitte eingeteilt, die wiederum auf das künstlerische und theologische Programm der Monstranz Bezug nahmen.

Die 12 Apostel stehen auf der Monstranz wie auf einem Balkon,

als ob sie von dem Geheimnis der Eucharistie predigen wollten, entsprechend dem Auftrag Christi: „Geht in alle Welt und verkündet die Frohe Botschaft.“

Die Prozession zog vom Krankenhaus in diesem Jahr zum ersten Mal über den Friedhof; eine Wegstrecke zum Thema TOD UND LEBEN. Es wurde an die gedacht, die hier oder irgendwo in der Welt begraben liegen. So erinnern auch die Engel mit den Marterwerkzeugen auf der Monstranz an das Leiden und den Tod Christi und vor allem an seine Auferstehung von den Toten als Hoffnung für alle Menschen.

Im nächsten Wegabschnitt wurde der Blumenschmuck am Fuß der Monstranz als Zeichen der Verehrung für Gott den Schöpfer veranschaulicht. Dieser Wegabschnitt erinnerte darum auch daran, daß dieser Teil des Prozessionsweges außerhalb der alten Stadtmauer führte, wo früher Gärten und Felder waren.

„Mit Gott und den Menschen in Frieden leben“. Das war das aktuelle Thema eines weiteren Wegabschnitts. Er führte auf den Ehrenfriedhof. Hier war - in Anlehnung an die alte Tradition - ein Stationsaltar aufgestellt worden. Das Thema Krieg-Frieden lag an diesem Ort nahe, zumal der Betrachter durch den „Schrei“ der steinernen Figur und die vielen Kreuze im Hintergrund des Ehrenmals an den Wahnsinn früherer Kriege und an das Leid in den Kriegsgebieten heute eindringlich erinnert wird.

Weiter ging der Weg von hier durch die Stadt, und die Monstranz symbolisiert durch ihre Gestaltung auch die Wohnquartiere der Menschen. Denn sie ist ein kleines Bauwerk mit Fenstern, Nischen, Türmen und Mauern und erinnert den Betrachter an bürgerliche Häuser, an Stadttore und Stadtmauern. Sie ist damit ein Zeichen der Gemeinschaft und

der Einheit, das unter diesem Gedanken von dem damaligen Pfarrer von St. Peter und Paul, Bruno Meens, seiner Pfarrkirche gestiftet wurde. Entsprechend thematisierten die nächsten Wegabschnitte das Bemühen um Gemeinsamkeit in den Familien, in der bürgerlichen und staatlichen Gemeinschaft und den Wunsch nach Einheit aller Christen.

Am Schluß näherte sich die Prozession, über die Oberstraße und den Marktplatz kommend, der Pfarrkirche St. Peter und Paul. Hier erinnerte der Sprecher daran, daß die Monstranz wie ein gotischer Kirchturm aussieht und den Menschen somit nach oben weist. Sie hat aber auch einen festen Fuß, der auf dem Boden der Wirklichkeit steht. Die Monstranz ist somit ein Zeichen für das Reich Gottes, das mit Christus angebrochen ist, aber auch noch auf die Vollendung wartet.

„Die Monstranz ist ein Stück Himmel auf unserer Erde, so haben es die Künstler und der Stifter vor 600 Jahren den Ratinger Bürgern zum Ausdruck bringen wollen.“

Entsprechend eingestimmt zog die Gemeinde, begleitet vom Gesang der Kirchenchöre, in das Gotteshaus ein, um hier noch einmal den feierlichen Segen zu empfangen.

Draußen hatte der Regen erneut eingesetzt. Aber das war jetzt weniger wichtig. Denn es war schon ein Ereignis, Christus in der Monstranz begleitet zu haben, in einer Monstranz, die 600 Jahre lang die Menschen immer wieder von neuem beeindruckt hat, weil in ihr etwas von den eigenen Wünschen und Hoffnungen zum Ausdruck kommt.

Hans Müskens

Laudatio auf Dr. Kurt Holzapfel zur Verleihung der Dumeklemmer-Plakette 1993

Am 5. Dezember 1993 zeichnete der Heimatverein „Ratinger Jonges“ den langjährigen Leiter der Ratinger Volkshochschule, Herrn Dr. Kurt Holzapfel, mit der „Dumeklemmer-Plakette 1993“ aus. Die Feierstunde im Stadtmuseum wurde wieder musikalisch begleitet von Schülern der Städtischen Jugendmusikschule. Anke Hoffstadt, Kirsten Riebelmann und Christian Majer spielten ein Flötentrio von Kaspar Kummer. Reiner Meuser, der jetzige Leiter der VHS, hielt die Laudatio:

Meine sehr geehrten Damen und Herren, verehrter Baas, lieber Dr. Holzapfel oder auch lieber Kurt!

Laudationes kann man auf zweierlei Art und Weise konzipieren. Die erste und einfache wäre die reine Verarbeitung des Lebenslaufes, und das sähe bei Dir so aus:

1922 in Düsseldorf-Rath geboren, Besuch des staatlichen Hohenzollern-Gymnasiums Düsseldorf mit Abiturabschluß 1940, Lehre als Industriekaufmann bei den Vereinigten Stahlwerken, von 1941 bis 1945 Kriegsdienst bei der Luftwaffe, Flugzeugführer und Fluglehrer, die Lehre wurde 1946 beendet als Kaufmannsgehilfe bei der IHK mit Auszeichnung, Studium an der rechts- und staatswis-

senschaftlichen Fakultät der Uni Bonn, 1949 Examen als Diplom-Volkswirt, 1950 - 1951 Stipendiat der französischen Regierung an der Uni Paris und 1958 Promotion zum Dr. rer. pol. an der Uni Bonn cum laude. Soweit hätte man dann die Ausbildungsstationen beschrieben. Daran würden sich jetzt anschließen bis 1961 Funktionen als beratender Volkswirt und stellvertretender Leiter der Volkswirtschaftlichen Abteilung der Rheinischen Girozentrale und Provinzialbank, bis 1967 beratender Volkswirt und Leiter der Volkswirtschaftlichen Abteilung der Trinkaus-Bank Düsseldorf und ab 1967 Direktor der Niederlassung der Trinkaus-Bank in Ratingen, seit November 1974 dann Leiter der neugegründeten Gesamtvolkshochschule Ratingen bis zu

Deinem Ausscheiden im Jahre 1987.

Wie ich schon ausführte: dies wäre mit einiger Ausschmückung die eine Möglichkeit, die Beschreibung eines Menschen abzugeben, ohne ihn jedoch in seiner Substanz zu würdigen.

Dies wäre sicherlich angemessen für viele Funktionäre von Unternehmen, Parteien und Organisationen, die Ratingen nur als Schlafstadt betrachten, aber nie im Traum daran gedacht haben, daß zum Leben in einer Stadt nicht nur vier Wände gehören, in denen ein Bett steht, sondern daß man sich mit einer Stadt identifiziert, mit und in ihr lebt, die Strömungen und Aktivitäten in ihr sensibel erfaßt und sich kreativ mit ihnen auseinandersetzt. Genau

hier sind wir an dem Betrachtungspunkt angelangt, wo Du Dich radikal sowohl in Deiner früheren Düsseldorfer Zeit als auch in Deiner langen Zeit als Wahlrater wohlthuend unterscheidest von jenen kulturlosen Gesellen, die in einer Stadt nicht etwa vorrangig das aktive Zusammenleben von Menschen sehen, sondern primär eine Anhäufung von Immobilien besitzen. Was müssen jene für arme Menschen sein mit traumatischen Kindheitserlebnissen, daß sie sich heute unter den Vorzeichen der Wirtschaftsrezession hervorwagen aus ihren lichtlosen Gewölben, um vielen anderen Bürgerinnen und Bürgern in dieser Stadt zu verwehren, was sie offensichtlich als junge Menschen nicht kennengelernt haben: das Miteinander von Menschen in Gruppen, Zirkeln, gemeinsamen Aktivitäten, die Freude über die gemeinsame Gestaltung der eigenen Stadt,

für die Niederlassung der Trinkaus-Bank in Ratingen zum Direktor bestellt; Du hast diese Tätigkeit bis zur Schließung der Filiale 1974 ausgeübt. Auch dort hast Du Dich nie nur als „Bänker“ gesehen, als Nur-Sachverwalter von vorgegebenen Aufgaben, sondern Du hast mit den Ratinger Bürgern dynamisch und ideenreich das, was die Institution zu bieten hatte, unter's Volk gebracht. Auch als Bänker hast Du Deinem eigentlichen Hobby gefrönt: nämlich der Werbung, heute so vornehm mit „PR“ umschrieben, und der Öffentlichkeitsarbeit. Warst Du es doch, der als Bankdirektor damals in Ratingen damit begann, Kunstausstellungen in Bankgebäuden zu organisieren. Diese Kette geht von Münzausstellungen 1968 - Thema: die Stadt Ratingen und ihr Geld in sechs Jahrhunderten - über Kontakte, mit denen Du Künstler und Kunstsammler in Ratingen be-

Wänden“. Das also, was heute hier in Ratingen die Banken generell als Werbung praktizieren, hast Du damals in großem Stil begonnen und dann auch in Deiner weiteren Tätigkeit als Volkshochschulleiter fortgeführt. Auch ist in der Oberstraße, gegenüber der alten Trinkaus-Bank, der „Dumeklemmer-Brunnen“ auf Deine Initiative und Dein Engagement zurückzuführen.

Aber weiter zu Deiner Berufs- und Hobbyarbeit während Deiner Tätigkeit als Volkshochschulleiter und auch danach bis heute: 1974 wurde Volkshochschule nach dem Weiterbildungsgesetz Nordrhein-Westfalen Pflichtaufgabe der kommunalen Gebietskörperschaften, so wie Volkshochschule auch heute keine Kann-, sondern eine Mußaufgabe der Gemeinden ist. Volkshochschule war bis zu diesem Zeitpunkt in Ratingen vom Kulturrat nebenverwaltete Einrichtung, im Raum Hösel ein privater e.V.. Du hast in mühseliger Kleinarbeit mit nur einem Mitarbeiter am Anfang dieser Volkshochschule ein Gesicht gegeben und ein Profil aufgedrückt, während Du zum Manager des Verkaufs und der Organisation von Bildung wurdest. Im Bereich der Werbung warst Du der erste, der in Kooperation mit einer Ratinger Zeitung das Programm der neuen Volkshochschule auf Zeitungsbeilage umstellte, um damit eine breite Öffentlichkeit anzusprechen. Als zu Beginn der 80er Jahre die bildungsreformerischen Impulse durch die Finanzmisere des Landeshaushaltes erlahmten, steuertest Du dagegen, indem Du die verschiedenen Fachressorts der VHS durch intensive Kooperation mit allen Bildungsträgern in Ratingen finanziell vernetzttest, dadurch Mittel einspartest und so weiterhin ein Angebot von bestechender Güte bereitstelltest. Was Du in diesem letzten Berufs- und Lebensabschnitt geleistet hast, ist schlichtweg die Professionalisierung eines beruflichen Neulandes.

Aber auch hier, genau wie in der Zeit als Bankchef, hast Du geschickt Beruf und Neigung verknüpft. Deine speziellen Aktivitäten im Bereich der Kunst und



Verleihung der „Dumeklemmer-Plakette“ 1993
 Von links: Reiner Meuser, Leiter der Ratinger Volkshochschule,
 Dr. Kurt Holzapfel, Jonges-Baas Heinz Beyer

ihres Gemeinschaftslebens in Vereinen, in kulturbestimmten Gruppen.

Und hier wären wir genau bei der zweiten Möglichkeit einer Laudatio, wie sie bei einer Betrachtung Deiner Person nur möglich sein kann: der Mensch Holzapfel als kulturbestimmtes Wesen. Es war Dir ja offenbar nicht möglich, ein Leben in der jeweiligen Stadt nur passiv zu erleben. Schon die Düsseldorfer Zeit war geprägt durch die Mitgliedschaft bei den Düsseldorfer Jonges und den vielen Kontakten zu Künstlerinnen und Künstlern in und um Düsseldorf.

Ebenso entwickelte sich die Ratinger Zeit: 1967 wurdest Du

kanntmachtest, so z.B. Heinz Beck, Karl-Heinz Krauskopf, Karl Kluth, Fritz Conzen, Walter Ritzenhofen, Peter Brüning, Hajo Bläckert und die „Rixdorfer“, um nur einige zu nennen, die Du - wie besessen - in der Anfangszeit Deiner Banktätigkeit präsentierst. So lautete denn auch eine Zeitungsnotiz vom 14. Mai 1969: „Eigentlich ist Dr. Holzapfel, Leiter der Ratinger Filiale der Trinkaus-Bank, als Förderer und Mäzen der „zornigen jungen Männer“ unter den bildenden Künstlern bekannt. Zur Überraschung der Bankkunden hängen seit voriger Woche in den Räumen der Bank erstklassige Reproduktionen von Bildern berühmter alter Meister an allen

Kunstgeschichte, der Heimatforschung und Heimatgeschichte, die Du mit wissenschaftlicher Akribie seit vielen Jahren betreibst, sind immer Kern Deiner wahren Neigungen gewesen. So war es denn auch logisch zwingend, daß der gesamte Bereich Heimatgeschichte/Heimathforschung im Programm der VHS schon damals ausgedrückt wurde mit dem Signum: in Zusammenarbeit mit den Ratinger Heimatvereinen, nämlich den Ratinger Jonges, dem Verein Lintorfer Heimatfreunde, dem Verein für Heimatkunde und Heimatpflege, um nur einige zu nennen. Die Arbeitskreise, die Du über Jahre einrichtetest, wie die Projektgruppen „Straßennamen und ihre Geschichten“ und „Heimatgeschichtlicher Arbeitskreis“ und die Arbeitsgruppe „Siedlungsgeschichte, Wirtschaftsgeschichte und Wirtschaftsstruktur des Angerlandes“, haben die Volkshochschule Ratingen eng verzahnt mit der Bevölkerung dieser Stadt. Basisarbeit nennt man so etwas. Und Basisarbeit war auch Dein bis heute andauerndes Engagement in der Pfarre St. Peter und Paul, in die Du eingebunden bist, Deine ehrenamtliche und unbezahlte Tätigkeit als Geschäftsführer des St. Marienkrankenhauses von 1975 bis 1987, Deine Mitgliedschaft in der Vertreterversammlung der Raiffeisenbank, der heutigen Düsseldorfer Bank, die Mitgliedschaft in der Jakobus-Bruderschaft, deren Engagement Du auch im Bereich der Pfarre St. Jakobus in Homberg mit Pfarrer Dr. Gertz vertrittst, mit dem Du freudig die althistorischen Pilgerpfade nach Santiago de Compostela beschreitest, all dies wären nur Stationen, wenn ich nicht hervorheben würde, daß Du auch nach Deinem Ausscheiden als VHS-Leiter in dieser Institution aktiv geblieben bist, die Dir statt eines Ruhestandes einen permanenten Unruhestand geschaffen hat. Das Programm der Volkshochschule weist Dich noch heute als nebenamtlichen Studienleiter für Sonderbereiche auf. Die Zeitungen kündigen ständig Deine historischen Stadtführungen an, Deine akribische Suche nach Zeugnissen aus der Vergangenheit in Ratingen sind wohlbekannt. So werden zumindest die

Bildungsträger in der Stadt Ratingen nicht vergessen, daß Du im Jahre 1980 aus Anlaß des 60. Geburtstages der VHS eine Ausstellung im Stadtmuseum zusammengetragen hast, die das literarische Schaffen des ersten Leiters der Volkshochschule, des bis dahin einzigen Ratinger Ehrenbürgers, Adam-Josef Cüppers, zum Gegenstand hatte. Da sich im Ratinger Stadtarchiv nur ein Druck seiner Lebenserinnerungen und in der Stadtbibliothek ein längst ausgemustertes Exemplar seiner Romane befand, hast Du Dich in den verschiedensten Bibliotheken unseres Landes auf die Suche nach weiteren Cüppers-Drucken gemacht, die dann für drei Wochen im Stadtmuseum zu sehen waren. Damals wurde festgestellt, daß der eigentliche Geburtstag der Volkshochschule der 28. Januar 1920 war. Ähnlich waren sich die verschiedenen Schwierigkeiten zu Beginn damals und am Anfang Deiner Tätigkeit. Die damalige Volkshochschule 1920 hatte ungefähr 700 Unterrichtsstunden anzubieten. Mit ähnlichen Schwierigkeiten hattest Du logischerweise auch zu rechnen, aber die Volkshochschule Ratingen hatte bei Deinem Ausscheiden einen Stundenumfang von 16000 Stunden. Noch einmal als Abschluß zurück zur 60-Jahrfeier der Volkshochschule. Damals erschien in den Zeitungen die Annonce: Volkshochschule sucht Unterlagen. Zeitzeugen wurden gesucht. Damals präsentierst Du die Ergebnisse der Recherchen, so etwa Interviews mit Josef Schappe und vielen anderen, aber auch die Ergebnisse vieler schriftlicher Urkunden, bis zu den Anfängen der Ratinger Volkshochschule, so etwa Ergebnisse von Vortragsreihen aus dem Jahre 1920 von Wilhelm-Ernst Winterheim, dem Rektor der evang. Volksschule und - von 1926 bis 1953 - Leiter des Ratinger Heimatmuseums, auch er gehörte zu den Pionieren der Volkshochschule. Diese Recherchen, bis heute für Dich eine Leidenschaft geblieben, bleiben erhalten in vielen Veröffentlichungen und in vielen Relikten, sei es die Suche nach den Ursprüngen der Homberger „Meus“, die Du sogar mit meinem Namen zu verknüpfen suchtest, seien es etwa

Beispiele wie der Grabstein von Peter auf dem Eckamp von 1645, der im Innenhof der Volkshochschule ständiges beredtes Zeugnis Deiner selbst bleiben wird.

Lieber Dr. Kurt Holzapfel, bleibe der Volkshochschule Ratingen und den Ratinger Vereinen das, was Du bisher warst: ein rastlos Suchender in einem lustvollen Unruhestand.

In einer humorvollen Rede bedankte sich Dr. Holzapfel für die Ehrung durch die „Ratinger Jonges“ und für die lobenden Worte seines Nachfolgers Reiner Meuser. Clemens Hoffmann berichtete darüber in der „Rheinischen Post“ vom 6. Dezember 1993:

„An Schneider Wibbel fühle er sich erinnert, der am Fenster seinen eigenen Leichenzug vorbeiziehen sieht - „Ne, wat bin ich doch 'ne schöne Leich.“ So beschrieb der gutgelaunte Preisträger seine Gefühle angesichts der lobenden Worte. Und humorig ging es gleich weiter: Holzapfel las aus einem Schulaufsatz, den er 1931 als neunjähriger Knirps über einen Ausflug von Düsseldorf nach Ratingen verfaßt hatte: Durchs „schöne Angertal“ ging es nach Steinkothen, „dort legten wir unsere Sachen ab und aßen unser Butterbrot“. Mit einem Seitenblick auf seine Mitgliedschaft bei den Düsseldorfer Jonges schilderte der Preisträger den Ratingern seine Seelenlage: „Ich bin Ratinger Dumeklemmer und Düsseldorfer Radschläger“. Wer das nur mit Schmerz hörte, für den hatte der gewiefte Holzapfel noch eine schier unglaubliche „Entdeckung“ parat. Die Düsseldorfer Stadturkunde beweise, daß die Radschläger gar kein Wahrzeichen der Stadt am Rhein sind. Dort heiße es nämlich, die Düsseldorfer Schöffen seien gehalten, bei Unklarheiten Rat schläge bei den Ratinger Kollegen einzuholen. „Das zeigt: „Die Ratinger sind die eigentlichen Rat-Schläger, die Düsseldorfer allenfalls die Rat-Sucher“, triumphierte Dr. Kurt Holzapfel, bevor Jonges-Baas Heinz Beyer die erste Sektflasche öffnete.“

Laudatio auf Werner Beutling zur Verleihung des Rheinland-Talers 1994

Am 10. Mai 1994 wurde dem Lintorfer Werner Beutling im Jan Wellem-Saal des Düsseldorfer Rathauses der „Rheinlandtaler“ verliehen. Mit dieser hohen Auszeichnung ehrt der Landschaftsverband Rheinland Persönlichkeiten, die sich um die rheinische Kulturpflege besonders verdient gemacht haben. Über die Verleihung entscheidet der Kulturausschuß der Landschaftsversammlung.

Der Landschaftsverband würdigte damit Werner Beutlings Bemühen um die Erhaltung und Dokumentierung des „Hötter Platt“, eines Dialektes, der früher von den Arbeitern der Gerresheimer Glashütte gesprochen wurde und der immer mehr in Vergessenheit zu geraten drohte. Herr Beutling, der viele Jahre bis zu seinem Ruhestand in Lintorf als Zahnarzt praktizierte, berichtet in seinem in Mundart geschriebenen Buch „Do hämm wi't all werra!“ vom Leben der Menschen in der Umgebung der Glashütte und damit auch vom Leben seiner Familie. In mehreren Lesungen beim „Verein Lintorfer Heimatfreunde“ hat Werner Beutling seine köstlichen Geschichten vorgetragen, in der „Quecke“ wurden mehrere Beiträge von ihm veröffentlicht. Bei der feierlichen Überreichung des „Rheinlandtals“ hielt Dr. Jürgen Wilhelm, der Vorsitzende der Landschaftsversammlung Rheinland, die Laudatio, die wir hier im Wortlaut wiedergeben:

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Gäste, sehr verehrter Herr Beutling!

„Niemand ist eine Insel“. Daß dieser bekannte Buchtitel, den Sie vielleicht kennen, nicht immer stimmt, beweist uns Werner Beutling. Um im Bild zu bleiben: Sie, sehr verehrter Herr Beutling, personifizieren eine solche Insel, genauer - eine Dialektinsel, sind Sie doch der letzte kompetente Sprecher des Hötter Platt, einer niederdeutschen Mundart im ripuarischen Dialekt der Düsseldorfer Umgebung.

Das „Schicksal“, sich mit dieser Mundart zu beschäftigen, ist Ihnen nicht in die Wiege gelegt worden. Im Gegenteil, von Ihnen selbst stammt die Äußerung, daß sich „Ihre Mutter im Grabe rumdrehen würde, wenn sie wüßte, daß Sie Hötter Platt sprechen“.

Bei Ihrem Vater war das wohl anders: Er sprach diesen Dialekt wie die Arbeiter auf der Gerresheimer Glashütte, wenn auch, um des häuslichen Friedens willen, nicht zu Hause. Manchmal ist der Einfluß der Väter halt doch größer als erwartet oder die Söhne oft auch wollen. Wir können uns jedenfalls glücklich schätzen, daß Sie sich mit dieser Sprachinsel so intensiv beschäftigen konnten.

„Zum Glück“ deshalb, weil ohne Herrn Beutling, meine sehr verehrten Damen und Herren, diese interessante Mundart und Mundartinsel spurlos verschwunden



Verleihung des „Rheinlandtals“ im Jan Wellem-Saal des Düsseldorfer Rathauses am 10. Mai 1994.

Von links: Bürgermeister Josef Kürten, Werner Beutling und Dr. Jürgen Wilhelm, Vorsitzender der Landschaftsversammlung Rheinland. Foto: Dieter Alsleben

wäre und niemand sie außerhalb Düsseldorfs überhaupt kennengelernt hätte. So waren die Sprachwissenschaftler unseres Amtes für rheinische Landeskunde in Bonn ziemlich verblüfft, als sie 1986 um Unterstützung bei einem Dokumentationsprojekt zum „Hötter Platt“ gebeten wurden. Hatten doch selbst sie von dieser Mundart im rheinischen Mundartfächer bis dahin noch nichts gehört.

Kein Wunder also, daß Werner Beutling sofort in das große Dokumentationsprojekt zu den rheinischen Mundarten, „Das rhei-

nische Platt - eine Bestandsaufnahme“, eingebunden und zu seinem unentbehrlichen Mitarbeiter wurde. Dank seiner Arbeit ist seine im Rheinland so ungewöhnliche Mundart in diesem Band nun mit zwei Erzählungen verewigt.

Herr Beutling selbst verfolgte mit seiner Dokumentation andere Ziele. Er wollte die Sprache, vor allem aber auch den Alltag in der ehemaligen Glasbläserkolonie um die Gerresheimer Hütte im Osten Düsseldorfs aufzeichnen und beschreiben. Die von der Glashütte vor allem aus Nordost-Deutschland angeworbenen Blä-

ser bildeten nämlich nicht nur wegen ihrer Sprache eine städtische Insel in Gerresheim, sondern waren, ähnlich wie die Bergleute, sehr klassenbewußte Industriearbeiter und äußerst stolz auf Ihre beruflichen Qualifikationen.

Dieses Bewußtsein und das daraus resultierende Lebensgefühl und die Lebensart auf der Insel hat Werner Beutling in seinem Buch „Do hämm wi't all werra!“ sehr genau beschrieben. Mag es sich dabei auch nicht um eine Dokumentation im klassischen Sinne handeln, so ergeben die gesammelten und erfragten Geschichten und Erzählungen doch ein recht genaues Bild des Alltagslebens in der Glasbläserkolonie in Gerresheim.

Unterstrichen wird der dokumentarische Charakter natürlich durch die Sprache, in der das Buch zu lesen und zu hören ist. Sie haben richtig gehört: zu hören, weil Herr Beutling eine Kassette besprochen hat, die seinem Werk beiliegt und dieses noch authentischer macht.

Das Hötter Platt war die übliche Umgangssprache auf der Insel und ist doch für den heutigen Leser und Hörer immer wieder Anlaß zu großer Verwunderung: Zu fremd klingt dieser Dialekt in der rheinischen Umgebung. Herrn Beutling kommt das gar nicht hoch genug zu bewertende Verdienst zu, auf diese Mundart nicht nur aufmerksam gemacht, sondern sie auch dokumentiert zu haben.

Noch ein letzter Aspekt sei angemerkt, auf die auch Ministerpräsident Johannes Rau in seinem Geleitwort zu dem Buch, das ich eben erwähnt habe, verweist: Gerade angesichts der vielen Probleme im Zuge der Vereinigung Deutschlands versucht Werner Beutling, über die Sprache ganz bewußt eine Brücke zu schlagen zu den neuen Bundesländern, die einmal die Heimat der Gerresheimer Glasbläser gewesen sind.

Wir wußten und wissen es alle: Das Rheinland war schon immer eine Art Schmelztiegel in Mitteleuropa. Sicher auch deswegen ist das Rheinland eine Region der Toleranz, in der Leben und Lassen eins der Gebote des menschlichen Miteinanders ist.

Ein Breitscheider, der Geschichte gemacht hat



Adolf Graf zu Neuenahr
* 1545 † 08. 10. 1589

Das hat ihm keiner an der Wiege gesungen, daß er einmal mit den Großen seines Landes engen Kontakt pflegen würde und daß er darüber hinaus entscheidenden Anteil haben würde an den politischen und religiösen Auseinandersetzungen seiner Epoche.

Adolf Graf von Neuenahr (Neuwenahr) wurde 1545 in Breitscheid geboren, genauer gesagt, auf dem alten Breitscheider Rittersitz Linnep. Er war der Sohn des Grafen Gumprecht IV. von Neuenahr und der Amöna von Daun, Gräfin von Falkenstein und von Oberstein. Sein Vater war Herr der Herrlichkeiten Wülfrath, Alpen und Limburg/Lenne mit den dazugehörigen Appendentien und Dependenzien.

Alles sah zunächst so aus, als ob ihm das behäbige Leben eines Landjunkers vorausbestimmt sei.

Das sollte sich jedoch grundlegend ändern, als sein Vater im Jahre 1555 starb. Da er, der Erbgraf, damals erst 10 Jahre alt war, mußte ein Vormund (Procurator) für die gräflichen Besitztümer bestellt werden. Man wählte einen Vetter 2. Grades seines verstorbenen Vaters, den Grafen Hermann von Neuenahr-Moers, der einer jüngeren Linie derer von Neuenahr angehörte. Dieser war - sozusagen - der „reiche Vetter“ der Familie. Er war Kaiserlicher Rat, kurkölnischer Erbhofmeister und Erbvogt, Graf von Moers,

Herr der Herrlichkeiten Friemersheim, Krefeld, Bedburg, Flysteden, Roesberg, Rodemachern und Esch an der Sauer, und verfügte über Pfandschaften und Zolleinnahmen in den Niederlanden (Zoll zu Thiel, Einkünfte von Kriekenbeck und Kessel). Reich genug, um eigenes Geld mit seinem Konterfei und Namenszug prägen zu lassen, und einflußreich genug, um das kaiserliche Münzprivileg zu erhalten. Auf seinen Schlössern zu Moers und Cracau (bei Krefeld) hielt Hermann glanz-



Hermann von Neuenahr-Moers
* 1514 † 04. 10. 1578

volle Empfänge ab für die Großen seiner Zeit, unter ihnen die Erzbischöfe von Köln ebenso wie die berühmten Humanisten.

Durch seine Gemahlin Magdalene, Gräfin von Nassau-Dillenburg, Tochter des Grafen Wilhelm des Reichen von Nassau-Dillenburg und der englischen Gräfin Walburgis, war er verschwägert mit dem legendären Wilhelm von Nassau-Oranien, dem Freiheitshelden der Niederländer.

Und durch die Heirat seiner Schwester Amalia Walburgis mit Philipp von Montmorency-Nivelles, Graf von Hoorn und Altena, Kapitän der flämischen Gardien des spanischen Königs, Mitglied des niederländischen Staatsrates, Admiral von Flandern, Statthalter von Geldern und Zutphen, verfügte er über beste Beziehungen zum flämischen und niederländischen Adel.

Andrerseits war er hochgeschätzt am Kaiserlichen Hof in Wien, und dies nicht nur wegen seiner diplomatischen Fähigkeiten, sondern auch wegen seines militärischen Einsatzes im Krieg zwischen dem Reich und Frankreich (1542-1544), an welchem er an der Spitze von 200 moersischen Kürassieren teilnahm, und der schließlich zum Frieden von Crespy führte.

In dieser Umgebung, die einerseits von dem weltoffenen und hochgebildeten Geist des Hermann von Neuenahr-Moers und andererseits von dessen religiös-freiheitlichen, aber konsequent calvinistischen Denkweise geprägt war, sollte unser Linnep Erbgraf fortan aufwachsen. Sein Ziehvater und Vormund Hermann ließ ihm eine entsprechend sorgfältige Erziehung angedeihen.

1560 starb die Mutter Adolfs von Neuenahr auf Schloß Linnep, und damit lockerten sich zwangsläufig seine Bindungen und Verbindungen zu seinem Vaterhaus, zumal sich seine und seines Ziehvaters Aufmerksamkeit auf die Belange der weitaus bedeutenderen Besitztümer des Hauses Neuenahr-Moers richtete. Und auf die politische Lage in den Niederlanden. Dort nahmen die Auseinan-

dersetzungen zwischen den Generalstaaten und der spanischen Besatzungsmacht an Schärfe zu. An die Spitze der niederländischen Adelsopposition traten damals zwei nahe Verwandte des Hauses Neuenahr, Wilhelm von Nassau-Oranien und Philipp von Montmorency. Als dritter im Bunde gesellte sich Graf Egmont Lamoral, Fürst von Gavre und Statthalter von Flandern und Artois, hinzu. Als 1566 die Unruhen zum offenen Aufstand eskalierten, entsandte der spanische König Philipp II. den für seine Grausamkeit bekannten Herzog von Alba in die Niederlande mit dem Auftrag, die Reformations- und Freiheitsbewegung mit allen Mitteln zu unterdrücken. 1567 lud Alba die beiden Grafen Hoorn und Egmont nach Brüssel ein, ließ sie dort hinterrücks verhaften und kurzerhand als Ketzer öffentlich hinrichten. Dieses ungeheuerliche Verbrechen gegen die religiöse Toleranz, die man seit dem Augsburger Religionsfrieden 1555 als überall im Reich gesichert betrachtete, löste eine Welle der Empörung aus und entfachte den Aufstand gegen die zentralistische spanische Politik erst recht. Schließlich mußte der spanische König seinen Herzog Alba 1573 aus den Niederlanden abberufen.

Der gewaltsame Tod des Grafen Hoorn schlug in Moers wie eine Bombe ein. Die bis dahin geübte Duldsamkeit Andersdenkenden gegenüber wich calvinistischem Glaubenseifer, wie überhaupt der Calvinismus seitdem am Niederrhein große Verbreitung erfuhr. Diese Entwicklung prägte natürlich auch die Einstellung unseres Linnep Junggrafen.

Walburgis, die Witwe des enthaupteten Grafen Hoorn, fand Zuflucht bei ihrem Bruder in Moers. Sie war durch erbvertragliche Regelungen zur Universalerin ihres Bruders bestimmt worden für den Fall, daß Letzterer kinderlos versterben sollte. Außerdem hatte sie formell einen erbrechtlichen Anspruch auf die Besitztümer ihres hingerichteten Ehemannes in den Niederlanden. Nachdem die Gemahlin des Hermann von Neuenahr bereits verstorben und die Ehe kinderlos geblieben war, wurde Walburgis die designierte Gräfin von Moers.



Alba, Herzog v. Toledo
*29.10.1507 †11.12.1582

Ersichtlicherweise aus dynastischen Gründen heiratete sie am 4. Dezember 1569 unseren Linnep Grafen Adolf, der damit Schwager seines ehemaligen Vormundes wurde. Auf diese Weise wurden die Grafschaften und Besitztümer beider Linien derer von Neuenahr (Linnep und Moers) zusammengeführt.

1574 verlieh der Kölner Erzbischof Salentin von Isenburg dem damals erst neunundzwanzigjährigen Grafen Adolf den Titel eines kurkölnischen General-Obrist-Lieutenant. Das war einerseits eine Anerkennung der treuen Dienste, die das Haus Neuenahr dem Kurfürstentum seit



Walburgis von Neuenahr
*1527 †25.05.1600



Gebhard Truchseß von Waldburg
* 10. 11. 1547 † 31. 05. 1601

Generationen geleistet hatte und andererseits eine Verpflichtung zur Loyalität. Dabei darf man nicht außeracht lassen, daß ein Teil der neuenährischen Besitztümer kurkölnische Lehen waren, und daß Belehnte schon immer eine besondere Treuepflicht ihrem jeweiligen Lehns Herren gegenüber hatten.

Am 4. Dezember 1578 starb Graf Hermann von Neuenahr. Ihm folgte als Graf von Moers und Herr über die umfangreichen Besitztümer sein Ziehsohn und Schwager Adolf, und zwar durch einen Lehnsakt des Herzogs von Kleve am 28.5.1579.

Eingedenk seiner eigenen vortrefflichen Ausbildung und Erziehung ließ der neue Graf von Moers „zur Fortpflanzung des von ihm bekennnten Glaubens die studia liberalium artium“ einführen und gründete zu diesem Behufe in Moers das erste reformierte Gymnasium. Diese Lehranstalt war in sieben Klassen eingeteilt, von denen die fünf unteren die vorbereitenden Studien umfaßten, die beiden oberen aber dem „studium fundamentis theologices“ dienten. Noch heute erinnert das Moerser Gymnasium Adolphinum an diese älteste evangelische höhere Schule.

1577 legte der oben bereits erwähnte Erzbischof Salentin von Isenburg den Kölner Hirtenstab nieder mit der Begründung, daß

er heiraten wolle, weil das Haus Isenburg keinen männlichen Erben habe. Ein neuer Erzbischof mußte gewählt werden. Zwei Präbendanten stellten sich zur Wahl: Gebhard Truchseß Freiherr von Waldburg und Prinz Ernst von Bayern. Der damals schon todkranke Hermann von Neuenahr ließ sich auf der Krankenbahre in das Domkapitel tragen und plädierte dort vehement für Gebhard, der schließlich auch gewählt und vom Papst bestätigt wurde.

Dieser Erzbischof sollte für unseren Linneper Grafen, den nunmehrigen Grafen von Moers, eine fatale, schicksalhafte Bedeutung erlangen.

Und das kam so:

Gebhard Truchseß, der im jungen Alter von 30 Jahren den erzbischöflichen Stuhl bestiegen hatte, verliebte sich in die Geresheimer Stiftsdame Agnes von Mansfeld. Um die Liaison zu legalisieren, entsandte er 1582 den Grafen Adolf von Solms und seinen Berater, den Dr. Suarz, auf den Reichstag zu Augsburg mit dem Auftrag, „ob sie es dahin bringen könnten, daß einem jeden die Religionsfreiheit, und denen geistlichen Fürsten die Ehe ohne Verlust der Regierung verstatet würde“. Allein, so sehr die beiden auch bemüht waren, die Demarche wurde rundweg abgelehnt. Im Kölner Klerus war die Affäre bereits publik geworden. Man spottete:

Ferrum trahit magnes, episcopum sua Agnes. (Eisen wird von Magneten angezogen, der Bischof von seiner Agnes.)

In einem pastoralen Schreiben ermahnte Papst Gregor XIII. den Erzbischof, der Kirche treu zu bleiben. Kaiser Rudolf II. ordnete den Geheimen Rat Dr. Gail nach Köln ab mit der Mahnung an Gebhard, nichts wider die Kanonischen Verordnungen und die Reichsgesetze zu unternehmen. Dem entgegnete der Erzbischof in einem Antwortschreiben vom Dezember 1582 mit der Frage: „Worinnen verletze ich unsere Canones, welche Dist. 28, can. 11. und 12. von verheiratheten Priestern ausdrücklich Meldung

thun, und im 17. Canon aus dem Concilio Gangrensi folgendes enthalten: So jemand dafür hält, daß ein verheiratheter Priester, daran, daß er verheirathet ist, das Opfer nicht verrichten möge, und daher dem Opfer desselben nicht beiwohnt, der sei verflucht“.

Am 1. April 1583 erließ Papst Gregor XIII. eine Bulle mit der Absetzung des Gebhard Truchseß von Waldburg und der Aufforderung an das Kölner Domkapitel, einen neuen Erzbischof zu wählen. Man wählte Ernst von Bayern, der bis dahin Bischof von Lüttich und von Freising war.

Gebhard aber wollte sich der Absetzungsanordnung nicht unterwerfen. Vielmehr beanspruchte er die Rechte eines deutschen Fürsten. Er sammelte den protestantischen Adel um sich, um diese Rechte notfalls mit Waffengewalt zu verteidigen. Im Gegenzug sah sich Ernst von Bayern nun gezwungen, seinen Anspruch auf das Kölner Hirtenamt militärisch durchzusetzen.

Adolf von Neuenahr schlug sich auf die Seite des Gebhard Truchseß. Noch bevor die päpstliche Bulle in Köln verkündet worden war, besetzte er mit seinen Truppen die kurkölnische Stadt Rheinberg unweit von Moers und richtete sie durch starke Befestigungen zur Verteidigung ein.

Was mag Adolf veranlaßt haben, sich ausgerechnet für den heiterlustigen Erzbischof stark zu



Herzog Ernst von Bayern
* 17. 12. 1554 † 17. 02. 1612

machen? Und warum bloß hat er sich nicht ein Beispiel genommen an seinem verstorbenen Ziehvater Hermann, der 1542 den zu den Reformierten übergetretenen Kölner Erzbischof Hermann von Wied durch eindringliches Zureden veranlaßte, auf die Erzbischofswürde und die Einführung der Reformation in Kurköln zu verzichten und dadurch den Frieden zu wahren? — Waren es freundschaftliche Gründe? Oder war es religiöser Eifer? Oder war es der Haß auf die Spanier? Wir wissen es nicht. Eines aber ist gewiß: Es war nicht politische Vernunft und es war auch nicht die kühle Abwägung der Kräfteverhältnisse. Sonst hätte er unschwer zweierlei erkennen müssen:

1. Der Deutsche Kaiser, Rudolf II., konnte unter keinen Umständen dulden, daß das Kölner Kurfürstentum in die Hand eines Reformierten geriet; denn in diesem Falle hätten die Protestanten im Rat der Kurfürsten die Mehrheit gehabt und der nächste Kaiser wäre womöglich ein Evangelischer geworden und nicht ein Habsburger. Auf den Straßen hörte man schon den Spottvers: „Wach' auf, du Kaiser im Römischen Reich, daß du bleibst deinen alten gleich; hier wird gespielt um deine Kron', das wirst du haben zu deinem Lohn“.

2. Die Kirche konnte unter gar keinen Umständen dulden, daß ihr das größte und wichtigste Erzbistum verloren ging: Hinter der Kirche standen die katholischen Könige von Spanien mit ihrer bedeutenden Land- und Seemacht.

Aber wann haben sich deutsche Machthaber schon von politischer Vernunft und von der Abwägung der Kräfteverhältnisse leiten lassen ??? — Wir brauchen nur auf unser Jahrhundert zu schauen mit seinen beiden Weltkriegen.

Adolf von Neuenahr jedenfalls setzte auf die Tapferkeit seiner Truppen und auf das Kriegsglück. Das - so schien es zunächst - war ihm auch hold.

1583 eroberte er Deutz, dann die festen Plätze Bebbler, Hüls und



Einnahme von Recklinghausen durch die Ernestinischen Truppen - März 1584

Ürdingen, und schließlich auch das kurkölnische Recklinghausen. Mit Unterstützung des Prinzen Heinrich von Braunschweig besiegte er am 17. November 1583 die Ernestinischen Belagerer von Hüls und behauptete die Festung. Aber schon am 15. Dezember geht Godesberg für die Truchsessischen verloren, und am 28. Januar 1584 auch Bonn. Am 14. März erobert Ferdinand von Bayern, der Bruder des neuen Erzbischofs, Recklinghausen und bringt anschließend dem Prinzen Heinrich von Braunschweig eine empfindliche Niederlage bei.

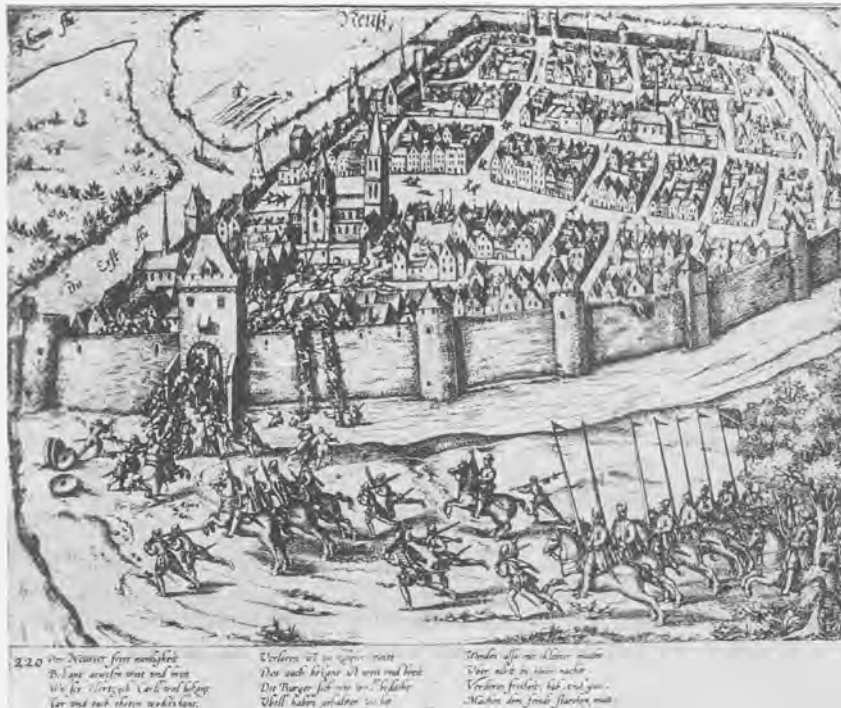
Das war der Wendepunkt im Truchsessischen Krieg.



Wilhelm von Nassau-Oranien
* 24. 04. 1533 † 10. 07. 1584

Der härteste Rückschlag für die Sache der Protestanten sollte jedoch noch kommen: Am 10. Juli 1584 ermordete ein Fanatiker den Anführer und erfolgreichen Feldherren der Niederländer, den Statthalter der Provinzen Holland und Seeland, Wilhelm von Nassau-Oranien. Er war die Symbolfigur im Kampf gegen die Greuelherrschaft der Spanier, die mordend, mordbrennend, raubend und plündernd durch die nieder-rheinischen Lande zogen und weder Freund noch Feind, weder Reformierte noch Katholiken verschonten. Für das Haus Neuenahr war wieder ein naher Verwandter (der Schwager des Grafen Hermann von Moers) der spanischen Blutherrschaft zum Opfer gefallen. Das mag einer der Gründe sein dafür, daß sich Adolf von Neuenahr nunmehr verstärkt dem Freiheitskampf der Niederländer zuwandte, wobei er das Ziel verfolgte, nach der Vertreibung der Spanier aus den Generalstaaten auch die Herzogtümer Kleve und Jülich von dieser Plage zu befreien.

Im selben Jahr wurde er von den Generalstaaten zum Statthalter in Geldern berufen. Doch die geldrische Stadt Nimwegen wandte sich gegen ihn und öffnete dem spanischen Heerführer, dem Herzog von Parma, die Tore. Dasselbe geschah in Doesburg. Dagegen behauptete sich Adolf in der Stadt Arnheim und verstärkte die



Eroberung von Neuss durch Adolf von Neuenahr - 11.05.1585

niederländische Besetzung erheblich, um den Vormarsch der Spanier zu stoppen. Das gelang auch, und Adolf konnte neue Pläne schmieden.

Am 9. Mai 1585 erschien er mit 700 Reitern und knapp 400 Mann Fußvolk vor Neuß, überrumpelte die reiche kurkölnische Stadt mit einer Kriegslist und forderte von den Bürgern Getreide, Waren, Gold, Silber und Lösegeld, um seine Kriegskasse aufzufüllen. Der Reichtum der Kirchen und Klöster wurde ohne Ausnahme beschlagnahmt und hinweggeführt. Unter Zurücklassung einer Besatzung begab er sich mit dem Gros seiner Leute wieder nach Arnheim, um von dort aus seine Provinz Geldern von feindlichen Truppen zu säubern. Zunächst wurde mit Hilfe eines inzwischen eingetroffenen englischen Truppenkontingents die Schanze bei Isselroth in der Veluwe genommen und danach Lent, von wo aus Nimwegen blockiert werden konnte.

Vermutlich wegen seiner militärischen Erfolge wurde unserem Linnepier zusätzlich die Statthalterschaft über das Stift Utrecht und die Stadt Zütphen übertragen.

Nun war es Zeit, über eine Offensive gegen den Herzog von Parma nachzudenken. Dazu allerdings bedurfte es neuer Truppen. Die Generalstaaten waren bereit, die Kosten dafür aufzubringen. Man beschloß, eine Streitmacht von 2000 Reitern, 8000 Mann Fußvolk und 1000 Schanzgräbern aufzustellen.

Durch eine böse Intrige des Oberbefehlshabers des englischen Hilfskorps, des Grafen von Leicester, kam es aber nicht dazu. Bei dieser Intrige bediente sich Leicester des Obersten Christoffel von Isselstein, der wiederum dem Grafen Adolf den Betrug offenbarte, worauf letzterer seine Aktionen zur Truppenanwerbung einstellte - und sich von da an ganz dem Dienst der Vereinigten Niederlande widmete. Im August 1586 mußte er erleben, daß seine Grafschaft Moers von spanischen Truppen Ort für Ort eingenommen wurde. Auch die Besatzung von Neuß mußte sich nach 16 Tagen heldenhaften Widerstandes ergeben.

1588 geriet die spanische Armada, die mächtigste Kriegsflotte der damaligen Zeit, in einen schweren Orkan. Die englische und niederländische Flotte unter Sir Francis Drake nutzte diese

Lage zu einem Überraschungsangriff. Ihnen gelang die Vernichtung von mehr als 300 spanischen Kriegsschiffen, ein furchtbarer Schlag, von dem sich die iberische Seemacht nicht wieder erholte.

Das war das Kriegsglück, auf das der notorische Optimist Adolf von Neuenahr gesetzt hatte. Nun konnte er den Feldzug vorbereiten, der die niederrheinischen Territorien von der Geißel ihrer Feinde befreien sollte. Zusammen mit seinen Kampfgefährten, dem Grafen von Hardenberg und dem Grafen von Oberstein, organisierte er die Anwerbung von Truppen in Westfalen. Mit der neuen Streitmacht überrumpelten sie am 22. September 1589 die feindliche Besatzung im Bommelwerth und zogen weiter nach Arnheim, wo Adolf alle zur Verfügung stehenden deutschen, niederländischen und englischen Truppen versammelte zum entscheidenden Schlag gegen die Spanier.

Mayus, ein zeitgenössischer holländischer Chronist berichtet: „Als der Graf von Moers zu Arnheim, der Hauptstadt von Gelderland, den 5. Oktober (1589), alles, was zu einem solchen (Feldzug) von Nöthen, zurüstete, und in dem Zeughaus Ordnung über Kriegsmunition und Büchsenpulver anstellte, ist durch Unfall Feuer ins Pulver gerathen, durch welches er verbrannt und bald danach, den 8. Oktober, gestorben ist“.

Das Urteil der Zeitgenossen über unseren Breitscheider ist zwiespältig, je nachdem, welcher Kriegspartei der Beurteilende zuneigte. So schrieb Everhard Rheyd, der Bürgermeister von Arnheim:

„Der Graf von Moers war religiös, beredt, mehrerer Sprachen kundig, ausdauernd, nüchtern, von sehr ehrbarem Lebenswandel, ebenso freundlich und milde in Anrede als Antwort, wie bei Männern solchen Standes und solcher hohen Stellung nicht gewöhnlich ist; aufrichtig, von aller Verstellung frei, so daß er Anderen, nach sich beurteilend, oft zu leicht Vertrauen schenkte, und daher wohl von seinem Vorsatz abzuleiten



Martin Schenk von Nideggen,
ab 20. 5. 1585
Mitskämpfer von Adolf von Neuenahr

war; selten schwermütig, von Natur frohsinnig und geneigt, zu scherzen, so daß er selbst in ersten Dingen heiter blieb; kühn und unerschrocken, ein Krieger und kampflustig; bereiter zu handeln als zu ratschlagen, schnell in der Ausführung; obgleich von Jugend auf nicht auf dem Kampfplatz geübt, war er doch des Krieges kundig."

Dagegen sah der Kaplan Meschow, der spätere Pastor und Kanonikus zu St. Cäcilien in Köln, in dem Unglück des Grafen ein Gottesurteil. Er schrieb:

„Wie Martin Schenk, (Anm.: Martin Schenk von Nideggen war ursprünglich ein Parteigänger der Spanier, ist aber dann mit seiner Truppe übergegangen zu den Streitkräften Adolfs von Neuenahr.) der, da er die Katholischen auszurotten und die Religion gänzlich zu vertilgen suchte, im Wasser jämmerlich umkam, alle übrige, so wie er, dem göttlichen Strafgericht nicht entgehen mögen, ist der Graf Neuenahr, der die Hauptursache alles Übels war, verbrannt, und hat endlich in den Größten Schmerzen und Ängsten, unter schrecklichem Geheul und Geschrei seinen Geist aufgegeben.“

Nachschrift:

Walburgis, die Witwe des Grafen Adolf, lebte während der kriegerischen Unternehmungen ihres Gemahls in Utrecht, wo sowohl ihr erster wie auch ihr zweiter Gemahl Statthalter waren. Sie schenkte 1594 die Grafschaft Moers und die dazu gehörigen Herrschaftsgebiete ihrem Neffen,

Prinz Moritz von Nassau-Oranien, dem zweitältesten Sohn des legendären Wilhelm von Nassau-Oranien. Sie verband die Donatation mit der Bedingung, daß er, Moritz, die Eingesessenen „in der christlich-reformirten Religion maintainen wolle“. Am 3. September 1597 vollendete Moritz das Werk unseres Linnepers durch die Rückeroberung der neuenährischen Lande. Walburgis hielt ihren Einzug in das Schloß von Moers, begeistert begrüßt von ihren Untertanen. Sie starb am 25. Mai 1600.

Unter der Herrschaft der Oranier und ihrer Nachfolger erlebte Moers ein Jahrhundert des Friedens und der kulturellen und wirtschaftlichen Wohlfahrt.

Und Linnep? - Das „adelige Haus“ ging in den Besitz der Schwester Adolfs von Neuenahr, Magdalena, über, die seit 1573 mit dem Grafen Arnold II. von Bentheim-Steinfurt-Tecklenburg verheiratet war. Ihre Nachkommen verkauften den Rittersitz 1644 an die Familie des Freiherrn von Isselstein, die dort bereits seit 60 Jahren ansässig war.

Otto Wilms



DRUCKEREI PREUSS GMBH

Siemensstraße 12 · 40885 Ratingen

Telefon 02102/34584 + 33944 · Telefax 02102/37429

MUNK



GmbH gegr. 1920

Meisterbetrieb für Dach- Wand- und Abdichtungstechnik

Duisburger Straße 169, 40885 Ratingen-Lintorf, Telefon 35059, Fax 36568

ULEN AUS LINNEP

Ein Beitrag zur Breitscheider Töpferware (1) im Mittelalter

Die nördlich der Stadt Ratingen gelegenen Stadtteile Lintorf und Breitscheid werden seit 1990 im Hinblick auf archäologische Bodendenkmale untersucht.

Im Rahmen dieser Maßnahme wurden im Breitscheider Raum immer wieder Konzentrationen mittelalterlicher Keramikfragmente festgestellt. In Verbindung mit Altfinden, die unter anderem 1937 während des Ausbaus der Autobahn geborgen wurden, können heute Rückschlüsse auf einen Töpferbetrieb gezogen werden, der nach bisher gesammelten Befunden in der Zeit des 11./12. Jhs. bis zur ersten Hälfte des 14. Jhs. bestand. Eine urkundliche Erwähnung bezeugt den Tod des Töpfers „Gerhard zu Linnepe“ für das Jahr 1362. (2)

Im Rheinland ist die Verbindung zwischen Herrensitzen und Gewerbebetrieben, im besonderen Töpfereien, bereits häufiger beobachtet worden (7). Die Mitwirkung des Adels und der Territorialherrschaft bei der Entwicklung und der Steuerung der gewerblichen Produktion auf dem Lande ist sehr wahrscheinlich. Urkundliche Belege für eine gezielte Ansiedlung von Handwerkern haben sich leider nicht erhalten.

Auch die Abtei Werden scheint einen nicht unwesentlichen Einfluß gehabt zu haben, da der Gewerbebetrieb in der Zeit des 14. Jhs. zum Mortuarium, einer Abgabe im Todesfall, verpflichtet war.

Zum Betrieb einer Töpferwerkstatt müssen vier Grundvoraus-

wandte Berufsbezeichnung des Gerhard zu Linnepe als Töpfer (Kap. III) zeigen, daß es sich nicht um einen anonymen Nebenerwerbsbetrieb gehandelt hat, sondern um eine professionell organisierte Töpferwerkstatt.

An ihre Tätigkeit war eine Anzahl von Zulieferern, Fuhrleuten und Helfern gebunden. Das Holz zur Feuerung der Öfen mußte geschlagen und herangeschafft werden. Der Ton mußte gestochen und zur weiteren Verarbeitung aufbereitet werden. Der Bau der Öfen bedurfte der Zusammenarbeit mehrerer Personen.

Nach den bisher bekannt gewordenen Fundmengen zu urteilen, hat die Breitscheider Keramikproduktion nicht nur der Versorgung des Herrensitzes und einiger Höfe gedient.

Mit Breitscheider Produkten vergleichbare Gefäße sind in Duisburg (8), Düsseldorf-Angermund (9) und -Gerresheim (10) gefunden worden.

Der Bezug zu Essen-Werden ist durch die urkundliche Überlieferung belegt. Weitere mögliche Abnehmer waren das 1276 zur Stadt erhobene Ratingen und die Ortschaften der näheren Umgebung wie Selbeck, Hösel und Lintorf, das vermutlich selber zum eigentlichen Produktionsgebiet zählte (s. Kap. IV).

Auf welchen Wegen die Gefäße in das regionale Umland gehandelt wurden, ist nur zu vermuten. Nachdem die Grundherrschaft als mutmaßlicher Betreiber des Gewerbes ihren Eigenbedarf abgeschöpft hatte, ging der Überschuß in den Vertrieb. Die nahegelegenen Bauernstellen versorgten sich sicherlich direkt beim Produzenten. Vielleicht ließ der Grundherr nach dem erfolgreichen Brand eines Ofens, oder wahrscheinlicher mehrerer Öfen, die Ware auf die regionalen Märkte schaffen und dort verkaufen.



Konzentration von Keramikscherben aus dem 13. Jh.

I. Die gewerbliche Produktion auf dem Lande

Es ist ein bekanntes Phänomen, daß gerade im frühen und hohen Mittelalter gewerbliche Betriebe wie Eisenhütten und Töpfereien in ländlichen Regionen angesiedelt waren. (3)

Haus Linnepe, südlich von Breitscheid gelegen (4), war ein Sitz adliger Herren (5), die unter anderem im Kölner Klerus des 13. und 14. Jhs. als Domherren Einfluß hatten. (6)

setzungen bestanden haben: 1.) Das Vorhandensein geeigneter Tone und Sande als Rohstoffe; 2.) ausreichende Wassermengen; 3.) frei verfügbare Holzvorräte als Energiereserven und 4.) ausreichende Kapazitäten der landwirtschaftlichen Überproduktion, aus denen die in der Landwirtschaft tätigen Personen miternährt werden konnten.

Die Ausführung der Breitscheider Gefäße und die in der urkundlichen Erwähnung von 1362 ver-

Möglicherweise übernahmen auch kleinere Händler oder Kaufleute den Vertrieb und damit das Risiko von Verlusten während des Transportes, wie es für die Keramikproduktionen in Siegburg angenommen wird.(11)

Der Weg führte über Straßen, deren Verlauf sich eventuell mit der heutigen Alten Kölner (12) Landstraße und der 1311 urkundlich erwähnten Straße von Lintorf nach Ratingen (13) identifizieren läßt.

Aus dem Breitscheider Fundmaterial lassen sich auch zeitliche Entwicklungen und „modische Trends“ in der Ausbildung von Formen und Verzierungen ablesen. So wurden die altertümlichen kugeligen Gießgefäße mit Ausgußtülle (Kap. V. 1.1.1.) im Laufe der Zeit zugunsten von Krügen mit Bandhenkel aufgegeben, die in ihrer bisher bekannt gewordenen schönsten Ausführung mit Drehrillen und Rollstempelfriesen verziert waren (Kap. V. 2.1). Die Anwendung von Rollstempeln, aber auch von Zierformen wie eingetieften Strichen, Bögen und Wellenlinien haben in Breitscheid eine nicht unwesentliche Rolle gespielt.

Erste Belege verweisen auch auf die Anwendung von Glasuren (Kap. V. 10.). Das Verbreitungsgebiet der Breitscheider Töpferware wird sich im wesentlichen auf die Region des Niederbergischen Landes mit seinem Schwerpunkt im Dreieck zwischen Rhein, Ruhr und Düssel erstrecken. Die Breitscheider Ware zeigt eine Entwicklung, die sich aus der traditionellen rheinischen Keramik des frühen Mittelalters ableitet mit den Stufen des hart bis klingend hart gebrannten Scherbens und der möglichen Anwendung von Glasuren.

Verglichen mit anderen Fundorten zeitgleicher Produktionen wie z.B. in Elmpt (14), ist es innerhalb relativ kurzer Zeit gelungen, ein doch erfreulich breit gefächertes Spektrum von Gefäßtypen und Variationen der Ausformung und Verzierung sicherzustellen, darunter auch einige vollständige Fehlbrände von teilweise verzierten Kugeltöpfen.

Wenn sich die mittelalterlichen Inventare der rheinischen Töpferzentren auch kaum durch eigene Formenentwicklungen unterscheiden, so ist für Breitscheid doch ein individueller Charakter, eine eigene „Handschrift“ in Material, Ausformung und Verzierung nachgewiesen.

Im Ratinger Norden ist unerwartet die Tradition eines bisher unbekanntes mittelalterlichen Gewerbebetriebes wiederentdeckt worden, der über alle urkundliche Überlieferung hinaus den Blick auf einen wichtigen Teil der regionalen Geschichte freigibt.

II. Die geologische Situation

Die zur Keramikproduktion notwendigen Tone baute man im direkten Umfeld der Breitscheider Töpferwerkstatt ab. So konnte im Bereich einer Fundstelle ein deutlicher Eingriff in die gewachsene Struktur des Bodens beobachtet werden, der möglicherweise durch den mittelalterlichen Tonabbau entstand (1). Die qualitätvollen und zur Keramikherstellung sehr geeigneten Breitscheider „Septarientone“ sind unter anderem auch für ihre außergewöhnlich gut ausgebildeten Gipskristalle bekannt. Während des Mitteloligozän im Erdzeitalter des Tertiärs begann die Niederrheinische Bucht einzusinken und ermöglichte eine Ausdehnung des Nordmeeres. Aus dessen tonigen Sedimenten bildeten sich Ablagerungen mit bis zu 80 m Mächtigkeit, von denen ein schmaler Streifen am Ostrand des Rheintales erhalten geblieben ist. Diese Ablagerungen werden die „Ratinger Schichten“ genannt (2). In Breitscheid wurde der Ton bis in das 20. Jh. hinein abgebaut. Auf dem Gelände der ehemaligen Ziegelei Nelskamp entstand in den aufgelassenen Tongruben eine Mülldeponie. Der Flurname „Pannenberg“ und die Gewässerbezeichnung „Pannenger Bach“ (3) sind weitere Hinweise auf eine lokale Verarbeitung der anstehenden Tone. Weitere Verarbeitungsbetriebe im näheren Umland befanden sich in Angermund (Topffabrik 1833, zwei Töpfereien 1861), Lintorf (Töpferei um 1820), Eckamp (Töpferei 1849, zwei weitere Betriebe 1861) und Ratingen

(Töpfereien 1820, 1830, 1833, 1849 und fünf Werkstätten 1852, 1855, 1858, 1861 und zuletzt 1863 Anlage einer Töpferei).(4)

Es fällt nicht schwer, im Hinblick auf die zuvor aufgeführten Töpferbetriebe auch für die Zeit vor dem 19. Jh. einige weitere Werkstätten zu vermuten, sofern es sich nicht ohnehin um eine Tradition handelte, die in den vergangenen Jahrhunderten Teile des lokalen Bedarfs an Töpferwaren aus eigener Produktion deckte.

III. Die schriftlichen Quellen

Ein erster urkundlicher Nachweis für die Breitscheider Töpfer des Mittelalters fand sich in den Rechnungen des Dietrich von Byinckhoff für den Abt des Klosters Werden an der Ruhr.(1)

„Item eadem feria 4 de morte GERHARDI DES ULENERES tho LINEPE, 3mr leves valentes, 4 scuta antiqua et 2 albos grossos.“ Das Datum ist der 08. Juni 1362, sowie „In vigilia venerabilis sacramenti de morte GERHARDI des ULENERES tho LYNEPE, 3 mr leves valentes, 21 solidi Tremoniensis.“ Das Datum ist der 15. Juni 1362. Die Übersetzung lautet wie folgt: Der Abt erhält.. vier Tage danach (nach „pentecostem dominus“/Pfingsten) bezüglich des Todes des Gerhard, des Töpfers zu Linnepe, 3 Mark leichten Wertes, 4 alte Skudi und zwei große Albus“ und: „In der Nacht des heiligen Sakramentes bezüglich des Todes des Töpfers Gerhard zu Linnepe ..erhalten.. 3 Mark leichten Wertes und 21 Dortmunder Schillinge.“

Die in den Urkunden angegebenen Summen wurden „de morte“, also aus Anlaß des Todes einer Person fällig. Eine solche Abgabe nannte man im Mittelalter das „Mortuarium“. Das Mortuarium ist seiner Herkunft nach eine leibherrliche Abgabe. Im hohen Mittelalter bestand die Verpflichtung gegenüber dem Leibherren oft nur noch in der Zahlung von Abgaben und nicht mehr in der vollen Verfügungsgewalt über eine Person und deren gesamtes Eigentum bzw. deren Nachlaß.

Das Mortuarium war von den Erben des Verstorbenen zu leisten, oder es wurde von der Person verlangt, die durch Kauf in das Eigentum und die Rechte des Verstorbenen eintrat.

Demnach war das Kloster Werden in der Zeit des 14. Jhs. im Besitz der grundherrlichen Rechte, und der Töpfer Gerhard persönlich an diese kirchliche Institution gebunden, die ihm zumindest das Land bzw. die Nutzungsrechte an den Tonvorkommen überließ.

In der Zeit des 14. Jhs. spielte der Herrnsitz Linnep demnach keine Rolle bei der Vergabe der Grundrechte. Wahrscheinlich fungierte er aber in einer kontrollierenden Position. Die Versorgung mit Holz als Brennmaterial für die Öfen konnte das Kloster aus eigenen Beständen sichern und den Gewerbebetrieb somit noch näher an sich binden. Die Abgaben und Pflichten, die der Töpfer gegenüber dem Grundherren zu erfüllen hatte, wurden vermutlich zumindest teilweise durch die Lieferung von Gefäßen abgedeckt. Die Überreste von Gefäßen der Breitscheider Produktion müßten sich demnach auch in den mittelalterlichen Bodenschichten der näheren Umgebung der Abteigebäude von Werden finden. Über die Vorgeschichte der Gefäßproduktion im Breitscheider Raum ist leider wenig bekannt. Zur Zeit lassen nur die keramischen Überreste darauf schließen, daß die Wurzeln dieses Gewerbes bereits wesentlich früher angelegt wurden. Ob nun der Herrnsitz Linnep oder bereits das Kloster Werden daran beteiligt waren, muß offen bleiben. Es zeigt sich dennoch, daß in Breitscheid weiterhin mit einer noch älteren Tradition zu rechnen ist, da Burg und Kloster bereits aus der Zeit vor dem 11. Jh. stammen. Der Töpfer Gerhard wird in den urkundlichen Texten mit der Berufsbezeichnung „Ulener“ aufgeführt. Aus der lateinischen Bezeichnung Olla=Topf, leitet sich die mittelhochdeutsche Bezeichnung ‘Ule’ ab.(2)

Über die Bezeichnung seiner Produkte als „Ulen“ erhielt der Handwerker, der Töpfe herstellte, die Berufsbezeichnung „Ulener“, lat. „figulus”.(3)

Gerhard zu Linnep war als Handwerker der Grundherrschaft, also der Abtei in Essen- Werden verpflichtet.

Von einer freien zunftmäßigen Organisation kann hier also nicht die Rede sein. Es steht zu vermuten, daß Gerhards Gewerbe auch nach seinem Tod noch nicht aufgegeben wurde, da das Mortuarium von seinem Erben pflichtgemäß erledigt wurde. Nach Ausweis der bis heute erfaßten Fundstellen und ihrer Zeitstellung scheint die Breitscheider Töpferei aber spätestens mit der auf Gerhard folgenden Generation ihr Ende gefunden zu haben. Das Jahr 1362 ist für Breitscheid und die Geschichte der reduziert gebrannten Keramik des Rheinlandes ein wichtiger Anhaltspunkt zur chronologischen Einordnung von Brenntechniken, Gefäßtypen und Verzierungsformen.

IV. Die Fundstellen

Bis heute sind insgesamt zehn Fundstellen von hochmittelalterlichen Keramikkonzentrationen erfaßt und kartiert worden. Neben den Gefäßresten fanden sich auch Bruchstücke von abgebrochenen und mit der Keramik verlagerten Öfen. Im Nahbereich fast aller Fundstellen ließen sich die Überreste ehemaliger Ansiedlungen feststellen.

A) Die Altfunde

Die bis 1990 registrierten Altfunde finden sich in folgender Literatur dokumentiert: Bonner Jahrbuch 182, 1982: hochmittelalterliche Keramik, Bonner Jahrbuch 169, 1969, S. 520: hochmittelalterliche Keramik (Kugeltopf, Deckel, Pfanne, Kanne, Henkel, Schüssel, Holzkohle); Marschall, Narr, v. Usslar „Die Vor- und Frühgeschichtliche Besiedlung des Bergischen Landes”, Neustadt an der Aisch, 1954, S.45: frühmittelalterliche Keramik (1); Bonner Jahrbuch 146, 1941, S. 403: Gefäße (Fehlbrände); Bonner Jahrbücher 142, 1937, S. 261: Gruben mit Fehlbränden (mehrere Zentner).

B) Die Neufunde

Die seit 1990 angetroffenen Neufunde tragen die Registernum-

mern der Außenstelle Overath: OV 93/ 261, /258, /259, / 257, / 256. Die OV-Nummer bezieht sich auf eingegangene Fundmeldungen mit Fundmaterial und Angaben zu Befunden, sowie die Koordinaten der Fundstelle. Das Fundmaterial wird durch die Außenstelle (Overath) des Landschaftsverbandes ausgewertet und mit den eingegangenen schriftlichen Ausführungen in einer Ortsakte dokumentiert. Die Veröffentlichung erfolgt im Fundbericht des Landschaftsverbandes in den Bonner Jahrbüchern. Eine erste Kurzdarstellung erfolgte bereits im Dezember 1993 im populären Jahrbuch „Archäologie im Rheinland 1992”, herausgegeben durch den Landschaftsverband Rheinland, Rheinisches Amt für Bodendenkmalpflege. Grundlage dieser ersten Veröffentlichung war jedoch nur ein Bruchteil des heute vorliegenden umfangreichen Materials. Für die einzelnen Breitscheider Fundstellen liegen aus mehreren Jahrgängen (1990-1993) verschiedene Meldungen mit eigener Registrierung vor. So können für eine Fundstelle auch mehrere Fundnummern bestehen. Die hier aufgeführten Bezeichnungen stehen daher exemplarisch für das sich ständig erweiternde Fundaufkommen und für die jeweils verschiedenen Fundstellen.

Die Fundstelle OV 93/261 wurde durch rezente Bodenbewegungen erheblich betroffen. Hier konnten mehrere vollständige fehlgebrannte Kugeltöpfe geborgen werden, von denen aber nur zwei Exemplare in Privatbesitz ausfindig gemacht werden konnten. Bei einem Gefäß handelt es sich um ein Beispiel der kleinsten Topfformen mit leicht ausgeweiteter Lippe und gerundetem Randabschluß. Das zweite Gefäß weist eine stark ausbiegende Lippe mit schräg abgedrehtem Randabschluß auf. Bei Nachbegehungen konnten aus der Masse der Fragmente auch Belege von Wellenfüßen, Tüllengefäßen, Vorratsgefäßen, Grapen, Schalen und wenigen Krügen zusammengetragen werden. In der Ausformung der Gefäße spiegeln sich Traditionen des 11.-13. Jhs wieder. So ähneln Kugeltöpfe mit schräg abgestrichenem Rand den

Formen aus Paffrath aus dem 11./12. Jahrhundert, während die Gefäße mit Deckelfalz und gekniffenen Standringen ihre Parallelen in der Siedlungskeramik des 13. Jhs. finden (2). Hier aufgefundene Fragmente von Gefäßen in „Pingsdorfer Machart“ (3) sind mit Vorbehalt als Siedlungskeramik anzusprechen. Neben den Belegen der Töpfertätigkeit fanden sich auch Baureste des Anfang des 20. Jahrhunderts abgerissenen mittelalterlichen Hofes „Kleine Kemm“, darunter Balkengefüge und grob zurechtgehauene Bruchsteine. Im Umfeld wurde ein deutlicher Eingriff in den gewachsenen Boden beobachtet, der vermutlich vor Beginn des 20. Jhs. stattgefunden hat.

Die unter 93/258 registrierten Keramikfragmente fanden sich in einem Baumwurf. Es handelt sich um Belege von Kugeltöpfen, Grapen und Vorratsgefäßen, die in das 13. Jh. datiert werden können.

OV 93/529 ist ein Oberflächenfundplatz mit stark zerkleinertem Fundmaterial. Gesammelt wurden Fragmente von Grapen, Krügen mit Wulsthenkeln, Kugeltöpfen, Vorratsbehältern, viele rollstempelverzierte Belege, Schalen und Stücke glasierter Ware. Unter den Ofenresten sind ein Stück mit einem transparenten Glasurüberzug und mehrere Fragmente von Kacheln mit parallelen Rippen auf der Arbeitsfläche und teilweise vorhandenen kalkweißen, rissigen Überzügen. Der allgemeine Fundschleier weist eine dichte Streuung von Importkeramik bis in das 17. Jh. auf. Wie die Massierung von Baumaterialien wie Bruchsteinen, Tuffstein- und Ziegelbruch zeigt, muß auch hier mit einer abgegangenen Siedlungsstelle gerechnet werden.

OV 93/257 bezeichnet den umfangreichsten Fundkomplex. Auf einer Länge von 16 m und in einer Tiefe von vermutlich 2 m und tiefer erstreckt sich eine Halde mit dichtgepackten Lagen fehlgebrannter Keramik und Ofenresten. Über die horizontale Ausdehnung ist keine Aussage möglich, weil die Fundstelle weitgehend überbaut ist. Dort geborgene Fundobjekte sind Belege von Tüllen-

gefäßen, Kugeltöpfen in allen bekannten Größen, Vorratsgefäßen wie Töpfen in Amphorenform, massiven Krügen und Schalen, Krügen mit verstärktem, dreiecksähnlichem Rand und Rollstempelfriesen, Bechern, Grapen, Tüllengriffen, Bandhenkeln u.a. Verzierungen sind, wie auch auf allen anderen Plätzen beobachtet, Zierstriche, Fingertupfen, Drehrillen, Punktreihen, Wellenbänder und zahlreiche Belege von Rollstempeln. Hier kann eine mehrphasige Produktion von der Zeit des 12.-13. Jhs. angenommen werden. Drei fehlgebrannte, vollständige Kugeltöpfe sind die bislang wichtigsten Belege vollständig überlieferter Formen aus Breitscheid. Zwei Exemplare gehören den größten Typen an. Ein Topf zeigt auf der Schulter eine Zone mit ausgeprägten Drehrillen, das zweite Beispiel eine Gruppe von vier eingekehlten Zierstrichen. Das dritte Gefäß ist eine kleinere unverzierte Variante. Alle drei Kugeltöpfe zeigen einen stark ausbiegenden, gedrehten Rand mit gefalzter Innenseite und gekehltem Randabschluß und sind zumindest zu zwei Dritteln auf der Töpferscheibe gearbeitet. Da die tieferen Bodenschichten nicht erreicht werden können, sind noch früher anzusetzende Belege nicht auszuschließen.

Die Trümmer eines historischen Fachwerkbauwerks finden sich im unmittelbaren Bereich der Fundstelle 93/256. Es fanden sich Belege von Krügen mit geradem Randabschluß, Schalen, Kugeltöpfen, Grapen und feinwandigen Vorratsgefäßen mit sich zur Mündung weitendem Zylinderhals und dreiecksähnlichen oder gerundeten Randabschlüssen. Neben den eingelagerten Keramikfragmenten der lokalen Produktion fanden sich auch einige Stücke heller, fast vollständig gesinterter Krüge, darunter ein Beleg mit verstärktem, als Kragenlippe ausgebildetem Rand. Neben Resten einer transparenten grünlichen Glasur trägt die Lippe einen Rollstempelfries mit einem Zierbild, das auch in Breitscheid angewandt wurde. Der Scherben ist deutlich im Brand verzogen. Das sehr wahrscheinlich aus Siegburg importierte Gefäß zählt vermutlich zu den Fertigprodukten II. Wahl. Krü-

ge mit geradem Randabschluß, wie ein hier aufgefundener Beleg aus der Breitscheider Produktion, die dünnwandigen Vorratsgefäße mit einem eher weichen Übergang der Formelemente, Gefäßkörper und Halspartie, sowie die helltonigen, gut gesinterten Importe datieren bereits in eine späte Phase des 13. Jhs. und in die erste Hälfte des 14. Jhs.

C) Ausblick

Im Breitscheider Raum ist erst ein Bruchteil der tatsächlich vorhandenen bzw. vorhanden gewesenen Potentiale angetroffen worden. Während der räumlichen Entwicklung Breitscheids und der Ausbeutung der anstehenden Tonlager durch die Ziegelei Nelskamp und anderer Betriebe, wurden vermutlich ähnliche Fundstellen abgetragen oder verlagert. So wurde die im Bonner Jahrbuch 169 beschriebene (bereits im Bereich der Gemeinde Lintorf gelegene) Fundstelle durch den Sandabbau am „Fliegelskamp“, zerstört. Am Lintorfer Konrad-Adenauer-Platz wurden bei der Auskoffnung einer Baugrube tausende hochmittelalterliche Keramikfragmente angetroffen. Dieser Befund wurde undokumentiert überliefert. Aufgrund der beschriebenen Fundmenge und weniger Belegstücke können auch hier Töpfereiausschüsse vermutet werden.(4)

V. Die Funde

A) Stein

Mit Ausnahme der Fundstelle OV 93/258 wurden immer wieder schwere, oft auch deutlich bearbeitete Gesteine, vornehmlich Sandsteine, aber auch Materialien aus den im Breitscheider Raum abgelagerten eiszeitlichen Geschieben angetroffen (1). Zusammenhängende Gefüge ließen sich nicht beobachten. Die Fundstelle OV 93/529 wird ca. 10 m südlich von einer Konzentration auseinandergerissener Bruchsteine flankiert. Es handelt sich möglicherweise um das Fundament eines nicht mehr kartographisch nachzuweisenden Gebäudes. Diese Fundstelle ist durch den Beleg eines ca. 8 x 6 x 5 cm großen Tuffsteinfragmentes bemerkens-

wert. Tuff ist ein Gestein, das sich aus vulkanischer Asche und Auswurf vulkanischer Eruptionen gebildet hat. Belege dieses Materials finden sich weder in den lokal abgelagerten Terrassenschottern des Urrheins, noch in eiszeitlichen Ablagerungen der Breitscheider Region. Die Römer schätzten das leichte und sehr poröse Gestein als Baumaterial und fertigten daraus auch Sarkophage für die vornehmeren Verstorbenen. Bis in die Zeit des hohen Mittelalters wurde der anstehende Tuff in der Eifel gebrochen und in kirchlichen wie profanen Bauten und Brunnenwandungen verarbeitet. Es handelt sich um ein Handelsgut, das sich nur wohlhabende Personen oder Gemeinschaften leisten konnten. So wurde für die romanischen Kirchen im Düsseldorfer Raum bis in das 13. Jh. hinein der auf dem Rhein leicht heranzuschaffende Tuffstein verwandt (2). Der älteste Bauteil des Schlosses Linnepe, der spätmittelalterliche Rundturm (3), ist demgegenüber vollständig aus Bruchsteinen aufgeführt. So unscheinbar das oben genannte Gesteinsfragment auch scheint, steht es offenbar für einen der ältesten Bauten im Breitscheider Raum.

B) Holz

Die Fundstelle 93/261 erbrachte ein zweiteiliges Balkengefüge, das vermutlich dem im 20. Jh. niedergerissenen Gut „Kleine Kemm“ zuzuordnen ist. In einem Scherbenpaket fand sich eine runde Holzscheibe von etwa 10 cm Durchmesser und einer Stärke von ca 2 cm. Auf einer der Seiten waren zwei Dellen eingetieft. Über die Verwendung der Holzscheibe besteht keine Klarheit. Sollte sie zeitgleich zur Keramik datieren, dann entstand sie wahrscheinlich im 13. Jh. Hier hilft nur eine dendrochronologische Untersuchung weiter. Neben der Keramik aus dem Bereich der Fundstelle OV 93/256 wurde eine Verbindung zweier kleiner, miteinander verzapfter und mit einem Holznagel verbundener Balkensegmente angetroffen. Sie gehören zu einem niedergelegten Gebäude, dessen Fundamentreste nur wenige Meter zum Fundpunkt hin anstehen.

C) Keramik

Die folgende Gefäßbeschreibung umfaßt eine grundsätzliche Feststellung der Gefäßtypen. Die differenzierten Gruppierungen innerhalb einer Gefäßgattung, wie zum Beispiel Kugeltöpfe mit abgeschrägtem Rand, gekehltem Rand usw. oder Kugeltöpfe mit Schulterknick, sollen im Rahmen dieser Arbeit nur bedingt hervorgehoben werden, da das Fundmaterial laufend ergänzt wird und eine ausführliche Aufarbeitung des bisherigen Fundmaterials noch erheblichen zeitlichen Aufwand erfordert.

1. Topf

Für das Rheinland wurde im Mittelalter das kugelige Gefäß ohne Standboden zum Leittypen (4). Töpfe dienten als Kochgeschirr oder als Vorratsbehälter, und je nach Verwendungszweck konnte die Grundform den besonderen Anforderungen angepaßt werden.

1.1 Kugeltopf

Als schlichtes Kochgeschirr war der Kugeltopf vor allem in der Zeit des 11.-14. Jhs. sehr verbreitet. Der Gefäßkörper ist gebaucht und der Boden gewölbt. Zum Kochen wurde er vermutlich direkt in das Herdfeuer gesetzt. Als Masseware finden sich in den Breitscheider Keramikkonzentrationen tausende Fragmente solcher Gefäße. Ohne „industrielle“ Normierung hat es verschiedene Volumenabstufungen gegeben. Die bislang kleinsten Stücke hatten eine Höhe von 10 cm, die größten Belege eine Höhe von 19-20 cm. Der Mündungsdurchmesser der kleinen Exemplare beträgt 7 cm und der der großen 14 cm. Aus den ermittelten Maßen ergibt sich ein ausgewogenes Proportionsverhältnis. Zwischen den ermittelten Eckwerten liegen die Variationsbreiten der Zwischengrößen. Die Ausformung der Lippen ist unterschiedlich. An den kleinsten Beispielen ist die Lippe leicht ausgeweitet mit einem gerundeten Randabschluß. Die größeren Formen zeigen eine stark ausbiegende Lippe mit schräg abgestrichenem Randabschluß oder gekehlter Innenseite und gefalztem Randabschluß, in

wenigen Belegen ebenfalls eine leicht ausbiegende Lippenform mit gerundetem Rand. Die meisten Belege sind vom Boden her oder zumindest zu zwei Dritteln aufgedreht. Die Magerung besteht bei fast allen Belegen aus feinen Sanden. Eine Ausnahme bildet eine kleine Gruppe aus dem Bereich der Fundstelle 93/259 mit verstärktem, eher rundlich ausgeführtem Randabschluß. Diese Exemplare sind durch groben Quarzbruch gemagert und weichen stark vom Gesamtbild der sonstigen Breitscheider Produktion ab. Verziert waren bislang nur Belege der größten Kugeltopfformen, durch eine Gruppe von vier vertikal bis diagonal ausgegerichteten parallelen Zierstrichen im Schulterbereich, ausgeprägte Drehrillen entlang der Schulterpartie oder eine Rollstempelbahn dreizeiliger Vierecke. Einige Wandungsscherben mit variierenden Zierstrichbildern wie Bögen und sich kreuzenden Linien können ebenfalls den Kugeltöpfen zugeordnet werden. Ergänzend können die Kugeltöpfe mit Griffen oder mit einem gekniffenen Standring ausgestattet sein. Aus den bisherigen Beobachtungen der formalen Strukturen im Gefäßaufbau und der technischen Ausführung kann durch Vergleiche mit Funden aus anderen rheinischen Töpferorten eine mögliche Chronologie erschlossen werden. Formen mit schräg abgestrichenem Randabschluß sind Typen aus Paffrath aus dem 11./12. Jh. ähnlich, während Gefäße mit gekehlter Lippe, gefalztem Randabschluß und möglichen gekniffenen Standringen zur Siedlungskeramik des 13. Jhs. gerechnet werden (5). Die quarzgemagerten Bruchstücke wirken vergleichsweise dickwandig und schlecht gearbeitet. Ihre zeitliche Stellung ist aufgrund des geringen Fundaufkommens mit Vorbehalt in die Zeit des 10.-12. Jhs. anzusetzen. Für diese ungewöhnliche Variante sind zukünftige Beobachtungen von Bedeutung.

1.1.1 Tüllenkanne

Belege von Tüllenkanne fanden sich in den Inventaren der Fundstellen OV 93/256 und OV 93/257. Erhalten sind Teile der Randzone mit Tülle und Resten der Wan-



Fragment einer Tüllenkanne

dung. Die Lippenführung gleicht der der großen Kugeltöpfe, ist jedoch nicht ausgedreht. Die Tüllenkanne ist die ältere Form eines Gießgefäßes, der der „moderne“ Krug mit Standing, bauchigem Gefäßkörper, Zylinderhals und Henkel gegenübersteht, und entwickelte sich aus der Grundform des Kugeltopfes (6). Zur Angarnierung der Tülle wurde die Innenwandung des bauchigen Gefäßes mit dem Finger durchbohrt, die Tülle angesetzt und sorgsam verstrichen.

1.1.2. Grapen

Die im Rheinland anzutreffende Form des Grapens hat die Grundform des Kugeltopfes mit drei angarnierten kurzen Beinen. Die Grapengefäße aus der Breitscheider Produktion weisen eine leicht ausgestellte Lippe mit gerundetem Randabschluß und ein bis zwei kurze, leicht gekniffene Bandhenkel auf. Unter dem Halsansatz können sich zwei umlaufende Riefen befinden. Die Bandhenkel haben eine ungefähre Breite von 2 cm und die oft gekehlten Standbeine eine Länge von 4 cm und eine Breite von 1,8 cm.

1.2 Vorratsbehälter

1.2.1 Amphoren

Der Badorfer Ware gehören die sogenannten Reliefbandamphoren an, die in der Zeit vom 3. bis zum 11. Jh. produziert wurden (7). Diese Gefäße mit einer Körperhöhe von bis zu 75 cm wurden

durch aufgelegte Tonbänder statisch stabilisiert. Die aufgelegten Tonbänder waren durch Fingertupfen oder durch mehrzeilige Abrollungen von Rollstempeln verziert. Die Breitscheider Töpfer stellten ebenfalls in größeren Mengen Gefäße mit enger Mündung und dickwandigem, eiförmigem Gefäßkörper her. Der Durchmesser der Mündung, die durch einen wenig mehr als 1 cm hohen, stark einbiegenden und nach außen schräg abgestrichenen, stegartigen Rand abgeschlossen ist, beträgt ca. 15 cm. Der Gefäßkörper hat eine Höhe von 50 cm und mehr. Durch den in der Breitscheider Produktion dichter gebrannten Scherben konnte auf eine weitere Stabilisierung der Gefäßwandung durch aufgelegte Tonstreifen verzichtet werden. Die hier angewandten Verzierungen sind daher nicht nur auf bestimmte Zonen beschränkt worden, sondern variieren Verzie-

rungen durch Drehrillen, Fingertupfen, Wellenlinien, Schlingfolgen und Rollstempelfriese entlang der Schulterpartie, großflächig über die Wandung, horizontal, aber auch vertikal angeordnet.

1.2.2 Vorratsbehälter mit gekniffenem Standing

Neben den massiven Amphorenformen fanden sich im Material der Fundstelle 93/256 auch feindwandige Fragmente großer Gefäße. Über einem sorgfältig gekniffenen Standing erhebt sich ein bauchiger Gefäßkörper, aus dem ein hoch aufgedrehter Hals erwächst. Die Lippenformen zeigen entweder eine leicht ausgeweitete Lippe mit gerundeter Randzone oder eine verstärkte, stark unterschrittene, im Profil dreiecksähnliche Lippenpartie. Für diesen Gefäßtyp ist eine Datierung in die erste Hälfte des 14. Jhs. als sicher anzunehmen.

2. Krug

Mittelalterliche Krüge sind allgemein bauchige Gefäße mit einem Fuß, Standing oder Boden, einem bauchigen Gefäßkörper mit einem Hals und einem Henkel. Frühe Krüge weisen zumeist einen gekehlten Bandhenkel und einen gekniffenen Fuß auf. Oft sind Drehrillen als Schmuckelement genutzt worden.

2.1 Krug mit verstärkter dreiecksähnlicher Lippe

Ein häufig vertretener Krugtyp zeigt einen verstärkten und präzisiert



Fragment eines Kruges mit verstärkter, dreiecksähnlicher Lippe und Rollstempeldecor

abgestrichenen Rand mit deutlich dreiecksähnlichem Längsschnitt (8). Über einem schmalen, gekniffenen Standring erhebt sich ein bauchiger Gefäßkörper, der in einen Zylinderhals übergeht. Ein Bandhenkel führt unterhalb der Lippenpartie auf die Schulter. Die Lippenzone ist innen ausgedreht, und Drehrillen verziern Hals und Gefäßkörper. Entlang der verstärkten Lippenzone und auf Höhe der Schulter führt ein Rollstempelfries horizontal entlang. Das Motiv ist eine Folge von dreizeiligen kleinen Vierecken und einer Kombination vertikaler, diagonalen und horizontaler Striche. Bislang sind zumindest vier verschiedene Stempel mit gleichem Motiv nachgewiesen. Eine Datierung ist für die zweite Hälfte des 13. Jhs. anzusetzen.

2.2 Krug mit geradem Rand

Über einem gekniffenen Standring erhebt sich ein bauchiger bis gestreckter Gefäßkörper, der in einen Zylinderhals übergeht. Der randständige Henkel führt auf die Schulter. Die Drehrillen sind ebenfalls deutlich ausgeprägt. Die Funde stammen ebenfalls von der Stelle 93/256 und datieren über die stilistischen Merkmale ebenfalls in die erste Hälfte des 14. Jhs.

2.3 Krugfragmente

Es liegen Henkel- und Randzonenbelege von kleineren Krügen mit gerundetem Randabschluß

und randständigen einfach gekehlten Bandhenkeln vor. Eine Gesamtbeschreibung kann aus dem vorliegenden Material nicht durchgeführt werden. Die unter 2.1 bis 2.3 beschriebenen Keramiktypen weisen überwiegend einen besonders hart gebrannten Scherben auf.

2.4 Vorratskrüge

Über einem kräftigen Wellenfuß erhebt sich ein gebauchter Gefäßkörper, der in einen kräftigen Zylinderhals übergeht. Ein wuchtiger, zweifach gekehlter Bandhenkel führt von der Randzone auf die Schulter. Der Randabschluß ist leicht gekehrt und schräg nach außen abgestrichen. Zylinderhals und Schulterpartie können durch fein ausgeprägte Drehrillen verziert sein (9). Die Gefäßhöhe kann 35 cm und mehr betragen. Der Mündungsdurchmesser mißt 9,5 cm bei einer Halshöhe von 9 cm. Dieser Gefäßtyp datiert in das 13. Jh.

3. Becher

Der Becher ist ein Trinkgefäß ohne Henkel. Über einem Fuß oder einer andersartig gestalteten Standfläche erhebt sich ein kugeliges, gestrecktes oder zylindrisches Gefäßkörper mit variierender Lippenform.

3.1 Becher mit unterschrittener Lippe

Unterhalb der stark unterschrittenen und dreieckig verstärkten

Lippe führt der durch Drehrillen gezierte Gefäßkörper annähernd zylindrisch fort. Die Bodenform ist zumeist ein stark abgesetzter und fein gekniffener Wellenfuß (10). Der Scherben ist stark gesintert. Einige Beispiele zeigen auf Innen- und Außenseite einen goldglänzenden Überzug.

3.2 Becher mit ausgeweiteter Lippe und gerundetem Randabschluß

Unterhalb der ausgeweiteten und im Randabschluß gerundeten Lippe führt der fast kugelige, durch Drehrillen verzierte Gefäßkörper fort. Die Fußform ist noch nicht sicher überliefert. Zu vermuten ist ebenfalls ein kleiner, schwach gewellter Fuß (11).

3.3 Becher mit ausbiegender Lippe und gerade abgedrehtem Rand

Unterhalb der Lippe führt ein Rollstempelfries die Schulter entlang. Weiterführende Drehrillen ziern vermutlich einen bauchigen Gefäßkörper. Die Fußform ist nicht sicher überliefert, wird sich aber im wesentlichen mit den zuvor beschriebenen Becherformen decken.

3.4 Becher mit gerundetem Randabschluß

Vermutlich über einem Wellenfuß erhebt sich ein bauchiger, leicht gestreckter Gefäßkörper mit schwach ausgeweiteter Lippe und gerundetem Randabschluß. Die glatte Wandung zeigt im oberen Teil eingedrehte Schmuckrillen. Eine Entsprechung findet dieser Gefäßtyp in einem Fundstück aus Brühl, das in „Pingsdorfer Machart“ hergestellt wurde. Es datiert in das 13. Jh. (12).

4. Schüsseln

Die Schüssel ist tief geformt, jedoch weniger steil als die Töpfe. Ihre Mündung ist weit und mehr oder weniger doppelt so groß wie die Höhe. Im Mittelalter ist die Schüssel bauchig geschwungen und hat oft einen verstärkten Rand. Das Gleichgewicht sichert ein Standring oder eine Standfläche und mitunter ist ihr im Lippenrand ein Ausguß eingedrückt.



Fragment eines Kruges mit geradem Rand



Fragment einer Schüssel mit umlegtem Tonband

4.1 Schüsseln mit geradem Rand

Die Wandung läuft, sich zunehmend verstärkend, in einen verdickten und gerade abgestrichenen Rand aus. Der Randabschluß zeigt oft einen dreiecksähnlichen Längsschnitt. Der Randzone kann ein Ausguß eingedrückt sein.

4.2 Schüsseln mit umlegtem Tonband

Die Wandung läuft, sich zunehmend verstärkend, in einen verdickten und leicht gerundeten Randabschluß aus. Unterhalb der Randzone ist eine breite, horizontal verlaufende Bahn mit Hilfe eines Formholzes eingetieft, und in diese Bahn wurde dann ein mit Fingertupfen verziertes Tonband gelegt. Die Fingertupfen entstanden vermutlich durch das Andrücken des Tonbandes auf den Gefäßkörper. Die Stabilisierung des Gefäßkörpers durch dicke Tonbänder ist eine auch bei der Herstellung von Badorfer Reliefbandamphoren angewandte Technik (13). Auf dem Randabschluß sind kurze Zierstriche eingetieft.

4.3 Schüsselfragmente

Wie an den Kugeltöpfen beobachtet, zeigen auch die Schüsseln ein breites Formenspektrum, das in einer späteren Arbeit umfassend dokumentiert werden soll. Die Breitscheider Schüsselformen datieren in die Zeit des 12.-13. Jhs.

5. Schalen

Die Schale ist flacher geformt als die Schüssel. Ihr Durchmesser ist um ein mehrfaches größer als die Höhe. Von einer einfachen, abgeflachten Standfläche führt die relativ dünne Wandung zu einem manchmal leicht gerundeten oder gekehrten Randabschluß mit deutlich dreiecksähnlichem Profil. An einigen Stücken ist ein Ausguß eingedrückt. Die Breitscheider Schalenform kann wohl in den Anfang des 14. Jhs datiert werden.

6. Deckel

Ein Fragment zeigt einen dreieckig verstärkten Rand und die aufsteigende Wandung. Deckelfragmente wurden bisher äußerst



Fragment einer Schale

selten angetroffen und nur in kleinen Bruchstücken überliefert. Mit zunehmender Fundmenge wird eine exaktere Beschreibung möglich sein.

7. Griffe und Henkel

Kugeltöpfe konnten mit leicht gebogenen und spitz zulaufenden Griffen vom Herdfeuer gehoben werden. Kurze, rundliche und innen hohle Griffe nahmen einen Holzstiel auf, der ein besseres Handhaben von Gefäßen ermöglichte. Die für Grapengefäße und Krüge ausgearbeiteten Bandhenkel waren je nach Größe ein bis zweifach gekehlt. Die an einer Fundstelle häufig angetroffenen wurstförmigen Henkel stammen vermutlich von Krügen, die hier aufgrund des geringen Belegmaterials größerer Wandungsteile nicht beschrieben werden konnten. In der Regel ist nur ein kleines Bruchstück der Lippe mit dem Henkel verbunden geblieben. Während die Bandhenkel der Krüge mit verstärkter dreiecksähnlicher Lippe unterhalb der Lippe ansetzen und dann auf die Schulter führen, setzen die Bandhenkel an Krügen mit geradem Rand und die wurstförmigen Henkel direkt an der Randzone an und führen ebenfalls auf die Schulterpartie.

8. Bodenformen

Die Kugeltöpfe wurden mit ihren bauchigen Unterböden direkt in die Glut des Herdfeuers gesetzt und erhielten gelegentlich drei angarnierte Beine für einen feste-

D) Die Ofenfragmente

Die im Bereich der Fundstellen OV 93/257 und OV 93/259 angebrochenen Ofenfragmente sind wichtige Belege, die letzte Zweifel an einer tatsächlichen Produktion vor Ort beseitigen und Informationen über Ofenbau und Brenntechnik geben können. Zu diesen Belegen gehören aus dem Fundkomplex OV 93/257:

- 1.) Ein Bruchstück aus dem Bereich einer der Außenflächen eines Ofens. Deutlich sind die Fingerspuren zu erkennen, die beim Verstreichen der letzten Lehm Lage entstanden.
- 2.) Ein Fragment einer Säule. Der Beleg stammt aus einem sich konisch weitenden Bereich, der eventuell vom Boden her aufgebaut war oder zu weiteren Bauteilen überleitete. Es könnte sich um eine der Säulen handeln, die bei liegenden Öfen des Mittelalters den Übergang vom Feuerungsraum zur Brennkammer bildeten oder um eine zentrale Säule, die den Boden der Brennkammer trug. (16)
- 3.) Ein Bruchstück aus der Ofenwandung. Vorhandene Negativeindrücke zeigen unmißverständlich, daß vollständige Kugeltöpfe in den Baukörper einbezogen wurden. Möglicherweise dienten eingebaute künstliche Hohlräume der schnelleren Erhitzung der Brennkammer und der Stabilisierung von Temperatur und Atmosphäre. (17) Belege von Fundstelle OV 93/259 sind:

- 1.) Ein Beleg mit deutlich erkennbaren Spuren, die entstanden, als die Oberfläche mit den Fingern verstrichen wurde. Die Außenfläche ist stellenweise mit einer verdickten, transparenten bis grünlichen Glasur überzogen.
- 2.) Mehrere Bruchstücke von Kacheln aus einer Brennkammer. Die Kacheln sind zum Teil stark aufgegangen und durch den reduzierten Brand (18) dunkelgrau gefärbt. Die Unterseite ist rau und unbearbeitet. Die Oberseite ist durch parallel verlaufende, mehr oder weniger breite und flache Rippen strukturiert und oft von einem weißen, rissigen Belag überzo-

gen. Gelegentlich zeigen sich auch Glasurtropfen in grünlicher Färbung. Bei den vorliegenden Kachelfragmenten kann es sich um eine für die Töpferei entwickelte Baukeramik handeln, die möglicherweise auch für den Glasurvorgang verwandt wurde. Erst chemische Analysen können die Vermutung stützen, daß es sich bei dem weißen Belag um ausgeglühte Glasurmasse handelt. Die Rippenstruktur könnte ein Festbacken von Gefäßen verhindert haben. Während die Lehmaufbauten der Öfen mit Bruchstücken des in Breitscheid anstehenden Tonsteins von Größen bis zu 1,5 cm gemagert wurden, weisen die Kacheln Sand und Quarzbruch als Magerungsmaterialien auf. Alle geborgenen Stücke befanden sich nicht mehr in einem festen Verbund, sondern stammen von abgebrochenen und mit dem keramischen Ausschub verworfenen Öfen. Solche Abbruchtrümmer wurden auch in den Ablagerungen von Töpfermaterial bei der Fundstelle Brunssum (NL) nachgewiesen (19).

VI. Brenntechnik und Einsetzen der Ware

Im Breitscheider Raum wurden Gefäße mit hartem bis hart klingendem Scherben hergestellt. In der Masse handelt es sich um Produkte aus Irdenware (1). Das ist ein wasserdurchlässiger, poröser Scherben, der bei Temperaturen unterhalb von 1100 Grad Celsius gebrannt wird. Die Irdenware konnte als Kochgeschirr direkt in die Glut des Herdfeuers gestellt werden, während der dichtere Steinzeugscherben (2) zersprang. Gefäße aus Irdenware kühlten den in ihnen gelagerten Inhalt durch die Verdunstung von Flüssigkeit. Vor allem an Bechern und Kannen läßt sich ein überdurchschnittlich hoher Härtegrad beobachten, der als Übergangsprodukt zum reinen Steinzeug gilt und „Frühsteinzeug“ (3) genannt wird. Der Scherben ist bereits wasserundurchlässig, jedoch noch nicht gleichmäßig durchgesintert. Im Bruch ist er oft zweifärbig oder sogar dreifärbig. Als „dicht“ gebrannter Scherben nimmt das „Frühsteinzeug“ noch bis zu 5% des Eigengewichtes an Wasser auf, der vollständig gesinterte

Steinzeugscherben dagegen weniger als 1%. Zur Steinzeugherstellung geeignete Tone lassen sich im Unterschied zu einfachen Töpfertonen bis zur Weißglut erhitzen, ohne zu schmelzen oder die Form zu verlieren (4). Die Abfallhalden in Breitscheid und an anderen Töpferorten zeigen für die Periode des Übergangs zum vollständig gesinterten Steinzeug, der nur an wenigen Orten gelang, einen enorm steigenden Ausschub fehlgebrannter Produkte. Für die Aufgabe der Produktion in der Zeit des 14. Jhs., die für viele Töpferregionen vermutet wird, ist das Gelingen der massenhaften Steinzeugproduktion in Siegburg, Frechen, Langerwehe und weiteren Töpferzentren im Westerwald verantwortlich gemacht worden. Breitscheid belegt ein weiteres Mal diese Entwicklung durch den ungeheuren Ausschub in der Arbeitsperiode des späten 13. und beginnenden 14. Jhs. Nicht die technischen Voraussetzungen waren unbekannt, sondern das Ausgangsmaterial genügte nicht den höheren Anforderungen. Da eine Einfuhr geeigneter Tone in den erforderlichen Mengen absolut unwirtschaftlich gewesen wäre, kam demnach nicht das Arbeitsmaterial zum Handwerker, sondern der Produzent zu seinem Ausgangsmaterial, was auch für Breitscheid eine Abwanderung der Töpfer in die weiter südlich gelegenen Töpferregionen mit Steinzeugproduktion bedeutet haben könnte. Beim Einsetzen der an der Luft vorgetrockneten Fabrikate wurden zumindest die Kugeltöpfe ohne trennende Brennhilfen Boden auf Mündung oder Mündung auf Boden übereinandergestapelt. Belege sind Funde von mit Böden anderer Gefäße verbackenen Mündungszonen, sowie Negativabdrücke und verfärbte Bodenbereiche. Der reduzierte Brand (5) ist ein ganz wesentliches Kennzeichen der Breitscheider Töpferregion. Durch das bewußte Drosseln der Sauerstoffzufuhr entsteht ein Mangel an Sauerstoff. Dieser Sauerstoffmangel wird durch die in den Tonen vorhandenen Metalloxyde teilweise ausgeglichen, indem diese ihre gebundenen Sauerstoffanteile in die Atmosphäre abgeben. Dadurch färbt

sich der Scherben grau-blau bis schwarz. Farbliche Abweichungen in bräunlicher bis roter Färbung entstanden vermutlich durch Beschädigungen des Ofens, durch die mehr Sauerstoff als beabsichtigt in den Ofen gelangte. Eine stark reduzierte Atmosphäre konnte die Ofeninnentemperatur absinken lassen, da durch ungenügende Verbrennung weniger Energie freigesetzt wurde. Es mußte also ein sensibles Gleichgewicht erreicht werden. Ein schneller Temperaturanstieg erforderte mehr Brennstoff und mehr Luftzufuhr. Während des Brandes wurde die Stärke der Reduktion anhand des Rauches und der Flammenfarbe beurteilt. Trat schwarzer Rauch aus, war dies ein Zeichen für übermäßigen Sauerstoffmangel und einen hohen Gehalt an giftigem Kohlenmonoxyd. Der Töpfer mußte darum während des Brandes stets ein waches Auge auf den Brennvorgang haben und erst nach Öffnung des Ofens konnte er sehen, ob der Brand gelungen war.

VII. Die Breitscheider Ware in ihrer Eigenständigkeit

In Breitscheid stammt das Fundmaterial im wesentlichen von Oberflächenfundplätzen, bzw. nur geringfügig eingetieften Bodeneingriffen. Daher ist mit Vorbehalt anzunehmen, daß eher spätere Keramikproduktionen angetroffen wurden und ältere Schichten noch unberührt sind. Ob die wenigen mittelalterlichen Keramikfragmente „Pingsdorfer Machart“ mit oxydierendem Brand und rötlicher Engobebemalung als lokale Produktion anzusprechen sind, bleibt solange ungeklärt, bis eine umfangreiche Grabung Antworten auf Fragen der Einlagerungsbedingungen und der Schichtenfolge geben kann. Unter den bisherigen Umständen kann für diese Belege nur eine Herkunft aus Siedlungsabfällen angenommen werden. Für die bisher der Breitscheider Produktion zuzusprechenden Keramikhalden des Mittelalters ist der sandgemagerte, im reduzierten Brand in Schattierungen schwarz-grau, grau, blaugrau, selten grau-braun, braun und nur in wenigen Einzelstücken rot gefärbte Scherben kennzeich-

nend. Der hart bis hart klingende Scherben kann im Bruch zweischichtig gefärbt sein. Im Typenspektrum fanden sich Gefäße für den Bedarf in Küche und Keller, sowie einfaches und verziertes Tafelgeschirr. Der Kugeltopf ist als Massenprodukt und typisch rheinische Gefäßform in unzähligen Fragmenten vertreten. In der unterschiedlichen Ausführung der Lippengestaltung deutet sich eine chronologische Abfolge an, die in frühen Beispielen mit schräg abgestrichenem Randabschluß den Formen aus Paffrath aus dem 11./12. Jh. ähnlich ist. Die Beispiele mit Deckelfalz und gekniffenen Standringen finden ihre Parallelen in der Siedlungskeramik des 13. Jhs (1). Unter den Gefäßtypen, die im Bereich der Töpferregion Elmpt (2) hergestellt wurden, ist den in reduzierter Atmosphäre gebrannten Vorratsstöpfen und Schalen die größte Bedeutung zugesprochen worden: „The only specialist centres, producing very large storage jars and bowls, were situated near Elmpt.“ (3) Neben Elmpt tritt nun der Breitscheider Raum als Produktionsgebiet großer Vorratsbehälter auf. Neben Vorratsstöpfen mit und ohne Standringen und Schalen ist in Breitscheid vermutlich erstmalig im Rheinland auch die Produktion von massiven Vorratskrügen nachgewiesen. Den Vorratsstöpfen ist eine vergleichsweise große Palette von Verzierungsformen zuzuordnen. Drehrillen, Wellenbänder (ein- bis dreizeilig), Fingertupfen, Punktreihen und Rollstempeldekore, in verschiedenen Variationen kombiniert, geben ihnen einen zusätzlichen, individuellen Charakter. Möglicherweise sollte einem potentiellen Käufer zumindest eine Auswahl in der zierenden Ausführung ermöglicht werden. Dem Trinkgeschirr gehören Bechertypen mit hohen, schmal abgesetzten Wellenfüßen, eiförmigem bis bauchigem Gefäßkörper und tief unterschrittener Dreieckslippe an. Eine weitere Variante in der Lippenausformung ist die der leicht ausgeweiteten, mit einem gerundeten Randabschluß. An mehreren Stücken ist der Scherben soweit gesintert, daß er zweifelsfrei dem „Frühsteinzeug“ zugesprochen werden kann. Über den Gefäßkörper hinweg sind die

Drehrillen deutlich ausgebildet. In einem Fall ist ein Rollstempel entlang der Schulterzone belegt und einige Fragmente zeigen einen goldglänzenden Überzug auf Innen- und Außenfläche. Der hart klingende Scherben ist auch häufig bei Kannenfragmenten zu beobachten. Unter den Kannen befindet sich eine Gruppe mit verstärktem und deutlich dreiecksähnlichem Randprofil. Über einem gekniffenen Standing erhebt sich ein eher bauchiger, mit Drehrillen verzierter Gefäßkörper, der in einen Zylinderhals übergeht. Lippe und Schulterpartie sind durch je ein Rollstempelfries verziert. Ein kurzer Bandhenkel führt unterhalb der Randzone auf die Schulter. Der Rollstempel zeigt eine drei- oder vierzeilige Folge von Vierecken und Kombinationen vertikaler, diagonaler und horizontaler Striche. Es wurden Belege von mindestens drei verschiedenen Stempeln mit gleichem Motiv angetroffen. Von Krügen mit Wulsthenkeln liegen neben zahlreichen Henkelbelegen nur wenige größere Fragmente vor, so daß ihre eigentliche Ausgestaltung nicht sicher zu klären ist. Ein weiteres Breitscheider Produkt ist ein dreibeiniger, ein- bis zweihenkeliger, grau-schwarz gebrannter Grapen mit gekniffenem Bandhenkel und leicht ausgestellter Lippe. Unter dem Halsansatz können sich zwei eingetiefte Rillen befinden. Schüsseln und Schalen sind vielfältig ausgeformt und können erst nach weiterer Bearbeitung in ein Typenschema gegliedert werden. Bemerkenswert ist die Anwendung von Tonbändern zur Stabilisierung der Statik bei massiven Schüsseln. Einige Gefäßfragmente weisen auf Gefäßformen hin, die hier aufgrund des vorliegenden Belegmaterials nicht beschrieben werden können, wie zum Beispiel ein randständiger Tüllengriff. Die der Baukeramik zuzuschreibenden Kacheln mit gerippter Oberfläche konnten nachweislich der herangezogenen Literatur bisher an keinem anderen Töpferort nachgewiesen werden. Glasuren wurden in Breitscheid vor allem an Krugfragmenten beobachtet, aber auch an anderen nicht sicher zu definierenden Gefäßformen. Hier können weitere Beobachtungen

Aufschluß geben. Der Landschaftsverband Rheinland hat gegenwärtig ein chemisches Analyseverfahren für Materialien aus verschiedenen rheinischen Töpferzentren in Auftrag gegeben, unter anderem auch für Breitscheid. Mit Hilfe der so gefundenen chemisch-physikalischen Charakteristiken können in Zukunft Zuschreibungen aus anderen Fundorten der Region sehr viel zuverlässiger durchgeführt werden. Schon jetzt können anhand der Formenansprache Fragmente aus Grabungen in Düsseldorf-Angermund (Kellnerei) und möglicherweise Gerresheim (Neunzigstraße) der Breitscheider Töpferei zugeordnet werden.

VIII. Die Stellung Breitscheids zur rheinischen Keramik

Im Bereich der Stadt Siegburg fanden sich unzählige Belege einer überaus produktiven mittelalterlichen Töpferindustrie (1). Die Produktionsfolgen sind in eine Kategorie von sechs Perioden eingeteilt, die zeitlich von 1180 bis in die Zeit nach 1534 datieren. Produkte der Periode I waren Irdenwaren „Pingsdorfer Art“, „Paffrather Art“ und frühe „Siegburger Irdenware“. Die Produktion von Waren „Pingsdorfer Art“ ist für Breitscheid nicht nachgewiesen. Die Paffrather Keramik zeigt einen weißlichen, sehr porösen Scherben mit dunkelgrauer, durch 'Schmauchen' erzeugter dichter und harter Oberfläche. Das Hauptprodukt ist der Kugeltopf mit vielfältig variierender Lippe. Die „Siegburger Irdenware“ tritt gegen Ende der Periode I auf und ist rauhwandig und oft durch breite Drehrillen verziert. Die im 12. und 13. Jh. übliche „graue Kugeltopfware“ mit hartgebranntem Scherben und dunkel gefärbtem Bruch scheint in Siegburg keine Rolle gespielt zu haben. Gefäßformen der Periode II sind Kugeltöpfe, die in der älteren Phase von Hand aufgebaut sind und einen Dreiecksrand aufweisen. Lediglich Rand und Schulter können gedreht oder nachgedreht sein. Andere Formen können ausgebogener und leicht gekahlte Ränder haben. Grapen dieser Zeitstufe haben zwei Henkel, in einer späteren Phase auch einen Henkel und teilweise deutliche

Drehrillen. Es treten weiter Krüge mit innen verdicktem, außen dreifach geripptem Rand auf. Eine ähnliche Randform findet sich in Breitscheid in Verbindung mit wulstförmigen Henkeln. Ebenfalls mit einem Breitscheider Gefäßtyp identisch sind Krüge mit dreieckig verdicktem Rand. Bechertypen, die sich ebenfalls in Breitscheid finden, haben einen kleinen, fein gekniffenen, stark abgesetzten Fuß und einen kugeligen Bauch und ausbiegende Lippen mit gerundetem Randabschluß. Den Gefäßkörper umlaufen betonte Drehrillen. Ein weiterer Bechertyp ist mit einer stark unterschrittenen, dreieckähnlichen Lippe, gestrecktem Bauch und leicht abgesetztem Wellenfuß versehen. Wie in Siegburg zeigt der Scherben alle Merkmale des Frühsteingezugs. Hinweise auf die Herstellung von Vorratsbehältern fehlen in Siegburg völlig. In die Periode III, das 14. Jh., wird das Auftreten der Krüge mit geradem Randabschluß gesetzt, wie sie sich auch in Breitscheid finden. Die Periode IV im 15. Jh. bringt die häufige Anwendung von Engoben, die in Breitscheid bislang nicht nachgewiesen ist. Das Breitscheider Material findet einige Entsprechungen in Formen und Technik in den Siegburger Produktionen der I. bis III. Periode. Die Anwendung von Bleiglasuren ist für Paffrather belegt (2) und kann für Breitscheid mit einigem Vorbehalt ebenfalls angenommen werden. Vergleichbare Formen, Verzierungen und gelegentliche technische Übereinstimmungen finden sich auch in den Inventaren der Töpfereien des Vorgebirges, von Langerwehe und der Aachener Region mit den Töpferorten Brunssum und Schinveld (3) auf niederländischer Seite. An erster Stelle einer vergleichenden Beobachtung stehen die Töpferfunde der Region um Elmpt (4). Der Scherben weist einen weißlich-kreidigen Bruch und eine gehärtete blaugraue Außenhaut auf. Der reduziert gebrannte Scherben kann auch dunkle Bruchzonen aufweisen. Wie in Breitscheid stammen die Elmpter Funde im wesentlichen aus Töpfereiabfällen im Bereich reicher Tonvorkommen. Formen sind Grapen, Kugeltöpfe, Vorrattöpfe, Schalen, Kannen. Neben Elmpt tritt nun Breitscheid als

Produktionsort großer Vorratsbehälter auf. Das Elmpter Material kann ebenfalls durch Drehrillen, Zierstriche, Punktreihen und Wellenlinien verziert sein. In der Literatur lassen sich jedoch keine Belege von Rollstempeln finden. Vor allem für bisher ausgeführte Zuweisungen von Keramiken aus Siedlungsfunden des Rheinlandes und darüber hinaus muß eine kritische Distanz gewonnen werden, die das neu entdeckte Produktionsgebiet Breitscheid mit einbezieht. Ohne Kenntnis des Breitscheider Materials ist eine Zuschreibung an Elmpt nur bedingt zu akzeptieren. In der Ausprägung und Ausführung der Gefäßformen, Verzierungen und der wahrscheinlichen Anwendung von Glasuren hat sich auf das Gesamtbild des Inventars und einiger spezieller Formen (Vorratsamphoren u.a.) bezogen, eine eigene Charakteristik, eine Breitscheider „Handschrift“ entwickelt. Der bisher zu erfassende Wert der Breitscheider Funde liegt zum einen in der geographischen Lage abseits der bisher bekannten Töpferzentren und zum anderen in der zeitlichen Stellung, die die Epoche der technischen Entwicklung zum Steinzeug hin einschließt. Der in verhältnismäßig kurzer Zeit und ohne systematische Grabungen erbrachte Nachweis eines Typenspektrums, das die gesamte hochmittelalterliche Gebrauchskeramik umfaßt, ist in dieser Form einmalig und eröffnet die Möglichkeit, durch intensive Aufarbeitung einen bedeutenden Beitrag zur rheinischen Keramikgeschichte zu leisten.

IX. Breitscheids Stellung zur Zeitgeschichte

Die Zeit der Breitscheider Keramikproduktion fällt in die kulturgeschichtlichen Epochen der Romanik und des Übergangs zur Gotik, in die Zeit der Wende des hohen zum späten Mittelalter. Das Kaisertum des Hochmittelalters, das unter den Staufern seine universale Ausprägung gefunden hatte, verfiel. Die hohe Minne stand in voller Blüte. 1248 wird in Köln anstelle der karolingischen Kathedrale mit der Errichtung des gotischen Domes begonnen. 1284 führt der Rattenfänger die

Kinder von Hameln fort. 1288 stürzt sich die Bergische Ritterschenschaft bei Worringen in eine der größten Ritterschlachten des Mittelalters und steht auf Seiten der Sieger. Der Kölner Erzbischof unterliegt und das Haus Berg baut seine Macht und seine Herrschaft weiter aus. Düsseldorf wird infolge dieser Schlacht zur Stadt erhoben. Persönlichkeiten wie Albertus Magnus, Roger Bacon, Thomas von Aquin, Marco Polo und Dante Alighieri prägten die Zeit, in der Breitscheider Töpferartikel des täglichen Bedarfs hergestellt wurden, Produkte der bürgerlichen Sachkultur, die einen Einblick in den eher dramatischen Alltag vor 600 Jahren geben.

Anmerkungen:

I. Die gewerbliche Produktion auf dem Lande

1. Der Begriff „Ware“ bezieht sich nicht auf die Herstellung von Produkten zum Verkauf, sondern auf eine in ihrer technologischen Eigenschaft gleichartige Gruppe von Gefäßen.
2. Rheinische Gesellschaft für Geschichtskunde: „Rheinische Urbare. Die Urbare der Abtei Werden an der Ruhr“, Band III, bei H. Behrendt, Bonn 1917, S. 31/32
3. a) Janssen, Walter: „Die gewerbliche Produktion im Mittelalter als Wirtschaftsfaktor im ländlichen Raum anhand von rheinischen Beispielen“ in: „Berichte zur deutschen Landeskunde“ Herausgeber M. Bor, im Auftrag des Zentralausschusses für deutsche Landeskunde e.V., Band 51, Verlag A. Hain, Meisenheim 1977, S. 269 ff.
- b) Ennen, Edith: „Gewerbliche Produktion auf dem Lande in: „Deutsche Agrargeschichte: Vom Neolithikum bis zur Schwelle des Industriezeitalters“, Koautor W. Janssen, Wiesbaden, Verlag Steiner, 1979, S. 159 ff.
4. Krämer, Ulrich: „Burgen in und um Düsseldorf“, Mercator-Verlag, Duisburg, 1980, S. 16

5. Lacomblet: „Urkundenbuch“, Düsseldorf 1840: Wernher von Linepe als Zeuge des Abtes Otto von Werden im Jahre 1093
6. Knipping, Rudolf: „Die Regesten der Erzbischöfe von Köln im Mittelalter“, Band III, Hanstein Verlag, Bonn 1913. Aufgeführt werden: Wichardus, Domherr 1218; Albertus, Domherr 1221; Herbreth, Domherr, 1213-1263; Conrad, Domherr 1246; Heribertus, Domherr 1263-1294 sowie Kisky, Walter: „Die Regesten der Erzbischöfe von Köln...“ Band IV, Hanstein, Bonn, 1915: Alexander, Domherr 1306; Alexander II, Domherr, Subdekan, Zehntkollektor 1306; Johann, Domherr 1311; Mechthildis, Kanonissin in Essen und Äbtissin in St. Cäcilien zu Köln, gestorben 1314.
7. Janssen, Walter: „Dorf und Dorfformen des 7. bis 12. Jahrhunderts im Lichte neuer Ausgrabungen in Mittel- und Nordeuropa“, in: „Das Dorf der Eisenzeit und des frühen Mittelalters“, Bericht über die Kolloquien der Kommission für die Altertumskunde Mittel- und Nordeuropas in den Jahren 1973 und 1974, Hrsg.: Jankuhn, Schützeichel und Schwind, Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen, S. 308 ff
8. Germania, „Anzeiger der römisch-germanischen Kommission des deutschen archäologischen Instituts“, Jahrgang 28, Verlag W. de Gruyter & Co. Berlin 1944-50, S. 84
9. Bonner Jahrbuch, Band 186, 1986, S. 646 ff sowie Jahrbuch des Angermunder Kulturkreises, Band 7, 1985, S. 26 ff mit der Abbildung eines fragmentierten Breitscheider Vorratsgefäßes, das in Angermund aufgefunden wurde: S. 27
10. Bonner Jahrbuch, Band 186, 1986, S. 646
11. Herbor, Klinger und Schainberg: „Studien zur Siegburger Töpferei“ in: „Siegburger Steinzeug“, Rheinlandverlag GmbH, Köln 1987, S. 94
12. Deutsche Grundkarte (1:5000), Breitscheid Ost, Landesvermessungsamt Nordrhein-

Westfalen, 1985 mit Nachträgen von 1988

13. J.H. Kessel: „Geschichte der Stadt Ratingen“, Band II, Verlag Schwann Köln und Neuß 1877, S. 17
14. Bonner Jahrbuch, Heft 146, Darmstadt 1941, S. 406ff

II. Die geologische Situation

1. Fundstelle OV 93/258.
2. Geologische Grundkarte von Nordrhein-Westfalen, 1:100.000, Erläuterungen, C 4706 Düsseldorf-Essen, Geologisches Landesamt NRW, Krefeld 1980
3. wie Anm. I, 12
4. wie Anm. I, 12. S. 105 ff

III. Die schriftlichen Quellen

1. wie Anm. I, 2.
2. Grimm, Jacob und Wilhelm: „Deutsches Wörterbuch“, Band 11, II. Abteilung, bearbeitet von V. Dollmayr, S. Hirzel Verlag, Berlin, 1956, S. 751: „Topf (rheinfra.), aus lat. olla“
3. wie Anm. 2.; S. 758: Ulner, Töpfer; zu Ule: ulner (figulus)

IV. Die Fundstellen

1. Bis in die sechziger Jahre hinein wurde die reduziert gebrannte Kugeltopfware dem frühen Mittelalter zugeschrieben. Neuere Funde, urkundliche Nachweise (z. B. Breitscheid 1362) und die intensivere Auseinandersetzung mit dem Thema, führten zu einer korrigierenden Zuweisung in das hohe Mittelalter.
2. Francke, Ursula: „Fundstellen mit Töpfereiabfällen in Paffrath und Breitscheid“ in: „Archäologie im Rheinland 1992“, Rheinland-Verlag GmbH, Köln, in Kommission bei Dr. R. Habelt GmbH, Bonn 1993, S. 153 ff
3. Reineking von Bock, Gisela; Jürgens, Marianne und Antonius: „Brühler Keramik des Mittelalters - Vorstufe zur Rheinischen Töpferkunst“, Hrsg. Stadt Brühl, 1985, S. 38: „Charakteristisch für die Pingsdorfer Ware ist die rotbraune Bemalung auf der gelben Oberfläche, die verschiedene Stilrichtungen haben kann: geometrisch an-

gelegte Muster aus dünnen, geraden Linien, die sich gitterförmig überschneiden können, oder unregelmäßig locker aufgebrachte Schmuckfelder, in denen flüchtige Haken, Tupfen oder kurze Linien mit breitem Pinsel zu Gruppen zusammengestellt sind."

4. Information von Herrn Schulrat i. R. Friedrich Wagner in Lintorf, der in seiner Zeit als Rektor der evangelischen Schule am späteren Konrad-Adenauer-Platz den Befund beobachtete. Beim Ausheben eines Kabelgrabens nahe der Schule konnte Herr Wagner weiter eine tiefstichverzierte Scherbe des 2.-3. Jhs. n. Chr. auflesen, die durch Prof. Stampfuß bestimmt wurde. Leider ist dieses Stück verlorengegangen.

V. Die Funde

1. wie Anm. II, 2.; Bestimmung eines bearbeiteten Gesteinsblocks durch Herrn Josef Boscheinen, Löffbeckemuseum Düsseldorf, 1992

2. Ellmers, D: „Zur Geschichte Düsseldorfs“ in: Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern, Band 15, Verlag Phillip von Zabern, Mainz, unveränderter Nachdruck 1975, S. 64, sowie F. J. Hassel: „Das spätromische Kastell Haus Bürgel“ mit Abbildungen vermauerter Tuffblöcke S. 81 und 82.

3. wie Anm. I, 5.

4. wie Anm. IV, 3., S. 66

5. wie Anm. IV, 2.

6. wie Anm. IV, 3., S. 66

7. wie Anm. IV, 3., S. 70

8. Lobbedey, U.: „Zur Kunstgeschichte der rheinischen Keramik vom 12.-14. Jahrhundert“, in: *Keramos* 1965, Heft 27, S. 3 ff, Abb. 35

9. Reineking von Bock, Gisela: „Steinzeug“, Hrsg Kunstgewerbemuseum Köln, 3. Auflage 1986, S. 156, Abb. 71, Fundort Köln, Herstellungsort: „Rheinland“, Höhe 35,5 cm

10. wie Anm. I, 12 „Siegburger Steinzeug“, S. 134/135, Abb. 53-56 und S. 143, Abb. 75

11. wie Anm. I, 12., S. 139-142, Abb 62-73

12. wie Anm. IV, 3., S. 98, Abb. 38

13. wie Anm. IV, 3., S. 70, Abb. S. 81 Nr. 13

14. wie Anm. IV, 3., S. 38, Abb. S. 83-91

15. Lung, Walter: „Die Ausgrabung nachkarolingischer Töpferöfen in Paffrath, Gemeinde Bergisch-Gladbach, Rheinisch-Bergischer Kreis“ in: *Bonner Jahrbücher*, Heft 155/166, Verlag Butzon & Bercker, Kevelaer 1955/56, S. 363 ff zu glasierter Ware aus Paffrath

16. wie Anm. IV, 3., S. 21 und Anm. V, 9., S. 39

17. Hugot, Leo: „Aachener Steinzeug“ in: *Aachener Beiträge für Baugeschichte und Heimatkunst*, Band 4, Steinzeug aus dem Raerener und Aachener Raum, Hrsg. H. Lepper, Aachen 1977, S. 255 ff 1970 wurden in der Franzstraße zwei Öfen ergraben, deren trennende Zwischenwand aus verworfenen Töpfen gemauert war. Der Befund datiert über die Keramik in das 16./17. Jh.

18. zum „reduzierten Brand“ siehe Kap. VI: Brenntechnik und Einsetzen der Ware

19. Bruijn, A.: „Die mittelalterliche Töpferindustrie in Brunssum“ in: „Berichten van de rijksdienst voor het oudheidkundig bodemonderzoek“, Jaargang 9, 1959, S. 142

VI. Brenntechnik und Einsetzen der Ware

1. Hamer, Frank und Janet: „Lexikon der Keramik und der Töpferei“ Augustus-Verlag, Augsburg 1990, S. 171

2. wie Anm. 1., S. 333

3. wie Anm. I, 12., Hänel, Elsa: „Siegburger Steinzeug-Formen und Entwicklung“, zum Begriff Frühsteinzeug/Faststeinzeug, S. 15 sowie Anm. V, 9., S. 45 ff

4. wie Anm. V, 9., S. 90

5. wie Anm. 1., S. 273

VII. Die Breitscheider Ware

1. wie Anm. V, 15., S. 362

2. Die Funde aus Elmpt sind leider nur dürftig publiziert in: *Bonner Jahrbuch*, Heft 146, Darmstadt 1941, S. 406 ff und Schwinzer, Ellen und Reichmann, Christoph: *Aus der Erde geborgen II*. Hrsg. Städt. Museum Schloss Rheydt, Ausstellung vom 19.05. - 14.06. 1985, Katalog

3. „Ceramics and Trade - the production and distribution of later medieval pottery in north-west Europe“, edited by Peter Davey and Richard Hodges, published by the Department of Prehistory and Archeology, 1983, S.132

VIII. Die Stellung Breitscheids zur rheinischen Keramik

1. wie Anm. I, 12. „Siegburger Steinzeug“, S.9 ff

2. wie Anm. V, 15.

3. wie Anm. V, 19. sowie A. Bruijn: „Die mittelalterliche Keramikindustrie in Schinveld“ in „Berichten van de..“, Jaargang 10-11, 1950/61

4. wie Anm. VII, 2.

ANHANG

Anfang Juli 1994 wurden im Bereich einer der in Breitscheid registrierten Ablagerungen von mittelalterlichen Töpfereiabfällen umfassende Bodenbewegungen vorgenommen. Am Morgen des 9. Juli fuhr im Bereich der betroffenen Fundstelle eine Baukolonne auf und begann das Gelände großräumig abzuschieben. Innerhalb von zwei Stunden waren ungezählte Zentner von zerscherbten und möglicherweise auch vollständigen Fehlbränden verdrückt, abgeschoben und verlagert. Gleichzeitig zeigten sich größere Verfärbungen des Bodens, die auf eingetieftete Gruben hinwiesen, deren Zweck unbekannt ist. Weiter wurden angespitzte Holzpfähle, einige Balken und eine größere Anzahl von zugehauenen Bruchsteinen beobachtet, die auf ein abgegangenes Gebäude an dieser Stelle



Mündungsdurchmesser 9 cm

duktion in rein zweckmäßig ausgeführtes, schlichtes Gebrauchsgeschirr für Küche und Vorratshaltung und repräsentatives Tischgeschirr.

5. Das Bruchstück eines Siebes. Das im Prinzip wie eine Schüssel gearbeitete Gefäß wurde nach seiner Ausformung mit einem Holzstäbchen (?) von innen nach außen vielfach durchstochen. Belege für solche Siebe sind in der bearbeiteten Literatur nicht aufgeführt.

Die im Anhang vorgestellte Situation der Breitscheider Keramikforschung zeigt sehr anschaulich, wie nahe Gewinn und Verlust wissenschaftlicher Grundlagen beieinanderliegen. Die derzeitige Fundlage verweist darauf, daß in Ratingen-Breitscheid zur Zeit des Hochmittelalters eine professionell organisierte Töpferwerkstatt arbeitete, die sich nicht nur auf die Herstellung schlichter Gebrauchskeramik beschränkte, sondern sich durchaus auch darauf verstand, repräsentatives Tafel-



Bruchstück eines Siebes

geschirr zu produzieren. Der direkte Nachweis von Werkstätten und Ofenanlagen steht weiter aus.

Thomas van Lohuizen

Einkehr

*Bei einem Wirte wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein goldner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.*

*Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.*

*Es kamen in sein grünes Haus
Viel leichtbeschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das beste.*

*Ich fand ein Bett zu süßer Ruh'
Auf weichen, grünen Matten;
Der Wirt, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.*

*Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da schüttelt' er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel!*

Ludwig Uhland

LUDGER JUNGBECKER

MALERMEISTER und RESTAURATOR

40885 RATINGEN-Breitscheid · Mintarder Weg 10

Telefon (0 21 02) 1 78 05

- BAUDENKMALPFLEGERISCHE MALERARBEITEN
- AUSFÜHRUNG SÄMTLICHER MALERARBEITEN
- LIEFERN UND VERLEGEN VON TEPPICHBÖDEN

ELEKTRO FETTWEIS

Elektro-Installation

Wärmespeicherheizungsanlagen

Heißwassergeräte

Kundendienst

Speestr. 26 · 40885 Ratingen-Lintorf · Tel. 02102/31113 · Fax 02102/35066

Miele AEG SIEMENS

Elektrogeräte der führenden Hersteller

Waschmaschinen · Trockner

Kühlschränke · Herde · Kleingeräte · Zubehör



HAUSHALTSGERÄTE · ERSATZTEILE

D. LIERE

Lintorf · Speestraße 26 · ☎ 35655



WER SONST!

**MITMACHEN!
WEIHNACHTSAKTION!**

Wir verkaufen
ein Weihnachtsbackbuch
zugunsten der

**RATINGER
KINDERGÄRTEN**

über

25 Jahre

**VOM
BOVERT**
GmbH

SANITÄR - HEIZUNG - KLIMA
Beratung - Planung - Ausführung

Rosenstr. 23, 40882 Ratingen, Tel. ☎ 84 65 58

**sham
poo
fix**

HERRIGER
Gebäudereinigung GmbH

Teppichboden-, Glas-
Rahmenreinigung
02102-31131

Rickys Barbierstube

Frisiersalon
Ursula Peters

Am Löken 46 · 40885 Ratingen-Lintorf
☎ 0 21 02/ 3 42 83

**Ihr Müll -
unser Problem**

ROSENDAHL

Entsorgung GmbH

Abfallverwertung
Städtereinigung
Abfallentsorgung
Sonderabfallentsorgung

An den Banden 54
40885 Ratingen-Lintorf

Telefon (02102) 9309-0

Ob zu Hause, im Büro
oder in der Praxis

- wir sind Ihr kompetenter Partner für
**Gardinen, Lamellen-
anlagen, Teppichböden,
Polsterungen ...**

Korb

Raumausstattung

Ideen für Ihre Raumgestaltung

Konrad-Adenauer-Platz 15 40885 Ratingen-Lintorf
(02102) ☎ 3 18 17 FAX 89 34 69

ALLES FÜR HAUS UND GARTEN



Baustoffe-Lamerz GmbH

Wir liefern Baustoffe für den

Tiefbau, Straßenbau, Ingenieurbau,
Gartenbau, Landschaftsbau, Rohbau,
Ausbau, Umbau, Einbau
an Unternehmer und Privat

ab Lager, ab Werk und franco.

Telefon 02102/31331

Siemensstraße 33 · 40885 Ratingen-Lintorf

**ENGELMANN
RAUMAUSSTATTUNG**



Gardinen + Gardinenreinigung
Teppichboden + Teppichbodenreinigung
Rollos, Jalousien, Markisen und Polsterarbeiten
Konrad-Adenauer-Platz 18 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 02102/37191 · Telefax 02102/37191

**Malermeister
Frank Drews**

Ausführung sämtlicher Malerarbeiten

Speestraße 9
40885 Ratingen
Tel. : 02102 / 31326

Duisernerstraße 109
47058 Duisburg 1
Tel. : 0203 / 336745
Fax 0203 / 336745

M U S I K H A U S
Musikunterricht · Service

 **Kohnen**

Konrad-Adenauer-Platz 24, 40885 Ratingen - Lintorf
Telefon 02102/36439

**Wenn's
um
Sport
geht**



40885 Ratingen, Speestr. 25
Telefon 02102/37177

**KARL HEINZ
PETRIKOWSKI**

**Glasermeister
Reparatur-Schnelldienst**

*Kunst- und Bauglaserei
Glasschleiferei
Glashandlung
Blei- und
Messingverglasung
Bildeinrahmung*

Lintorfer Str. 30, 40878 Ratingen, Tel. 2 65 64

Alles für ein schöneres Zuhause!



- Küche
- Wohnen
- Schlafen

Einrichtungshaus

DE
WOHNBERATER

40885 Ratingen-Lintorf
Duisburger Straße 16
☎ 3 28 62

Eine Garantie für solide Handwerksarbeit

Sanitär - Vogt

+
Heizung Weidenstraße 5

Ihr Spezialist
für die Badrenovierung

Telefon 3 56 18

**Jeden Freitag kostenlose Anlieferung*
DAS GROSSE HOLZPROGRAMM**

Für den Innenausbau:

Wachsglanz-Profilholz OSMO, Fertigparkett, Fußbodenbretter, Paneele, Kassetten, Spanplatten, Leimholz, Deko-Balken nach Maß, Eisenwaren und umweltfreundlicher Holzschutz...

Für den Garten:

Zäune, Tore, Terrassenbeläge, Spielgeräte, Palisaden, Teiche, Pergolen, Sichtschutz, Blumenkästen, Komposter
- alles druckimprägniert.

Gartenhäuser

Überdachungen aus Leimbändern und Plexi-Stegdoppelplatten.

* Großraum Ratingen

Holz Zimmermann GmbH

Ratingen-Lintorf · Kalkumer Straße 36 · Telefon 31047 · Telefax 37605 · Montag-Freitag 8.00 - 17.00 Uhr

GARTENGERÄTE-SERVICE
STRACK GMBH

Inh. Roman Gibbels

Reparatur und Wartung von Gartengeräten

Mühlenstraße 3 · 40885 Ratingen-Lintorf
Tel. (0 21 02) 3 17 87 · Fax (0 21 02) 3 47 34

PVV
V E R L A G

PVV-Verlag Alfred Preuß
Siemensstraße 12 · 40885 Ratingen-Lintorf

Feit's Trüffel

das Feinste vom Feinen,
stets immer tafrisch.

Confiserie Feit

Ratingen-City, Oberstaße 30
Telefon 22566



Rat und Hilfe

bei einem Sterbefall finden Sie bei

BESTATTUNGEN KLEINRAHM

Erledigung aller Formalitäten



Meisterbetrieb

Holzarbeiten aller Art

machen wir sehr akkurat...

SCHREINEREI KLEINRAHM

Wir beraten Sie gerne

Ratingen-Lintorf · Am Heck 2 · Telefon 0 21 02 / 3 64 62 oder (privat) 3 44 22

Vom Entwurf bis zum Versand alles in einer Hand!

dp

Druckerei Preuß GmbH
Siemensstraße 12 · 40885 Ratingen

Telefon 02102/34584 + 33944 · Fax 02102/37429

Blumen kaufen, wo Blumen wachsen



Floristik - Meisterbetriebe
Kränze - Grabanlagen - Grabpflege

40885 Ratingen-Lintorf
Konrad-Adenauer-Platz
☎ 3 75 09

Speestraße 38
☎ 3 11 22

Lintorfer Waldfriedhof
☎ 18164

40880 Ratingen-Tiefenbroich
Am Gratenpoet (Friedhof)
☎ 47 35 26

Blumen Enk, Ihr Partner für Blumen!

Jede Woche tolle Sonderangebote!

Unsere Gärtnereien und Blumengeschäfte am Lintorfer und Tiefenbroicher Friedhof sind **Samstag bis 16.00 Uhr** am **Sonntag von 10.30 bis 12.30 Uhr** geöffnet.
Großer eigener Parkplatz vor dem Haus.

Jetzt auch Ratingen-City **Düsseldorf-Mitte**
Wallstraße 28 Am Wehrhahn 54
☎ 0 21 02 / 2 18 14 ☎ 02 11 / 35 62 90

Familientreffen auf dem Hof „Oberste Mühle“

Wenn Bilder sprechen könnten, dann hätten zwei wunderschöne Portraits in einem der ältesten Höfe Lintorfs im Jahr 1994 besonders viel zu erzählen. Zum ersten Mal seit mehr als 100 Jahren trafen sich nämlich am 14. Mai die Nachkommen des ersten Tackenberg, der 1822 auf den Hof „Oberste Mühle“ an der Krummenweger Straße eingeheiratet hatte, wieder. Rund 60 Verwandte aus drei Generationen schüttelten sich in der Gaststätte Lindenhof die Hände und ließen Familiengeschichte zu einem spannenden Thema werden. Einige hatten sich ja noch nie gesehen, und manchen Spuren geht man erst jetzt nach. Vollzählig sind die Linien nicht erforscht, dieser und jener Vorname gibt noch Rätsel auf.

Ahnherr Johann Tackenberg, der durch die Ehe mit Agnes Schinnenburg in die „Oberste Mühle“ kam und das Anwesen 1832 durch Erbvertrag übernahm, hatte nach neusten Erkenntnissen vier Söhne und eine Tochter. Kein geringerer als der bekannte Landschaftsmaler Johann Wilhelm Schirmer, der öfter auf dem Hof Urlaub machte, malte 1848 die Familien-Portraits. In der kleinen Wohnstube hängen gegenüber der Brauttruhe von Agnes Schinnenburg aber nur die Gemälde von Johann Tackenberg und seinem ältesten Sohn Wilhelm, dem Hoferben. Die einzige Tochter Gertrud blieb unverheiratet. Aber wo kamen die anderen Gemälde und ihre Erben hin?

Mit dieser Frage beschäftigte sich Anfang des Jahres vor allem Hanna Tackenberg(60), die 1952 den Urenkel August (71) geheiratet hatte. Der Lintorfer Zweig kannte sich natürlich. Die gar nicht mehr so zahlreichen Nachkommen von Großvater Wilhelm, der immerhin 17 Kinder hatte, trafen sich jedoch meist nur bei Beerdigungen, und es waren schon öfter Stimmen laut geworden, doch einmal einen heiteren Familientag zu veranstalten.

„Jetzt sind wir in Rente“, sagte Hanna Tackenberg, „da kann

man sich auch einmal um etwas anderes kümmern.“ Ihrem Forschungsdrang ist es nun zu verdanken, daß mancher Tackenberg sproß die Heimat seiner Vorfahren überhaupt erst kennenlernte. Sie wußte, daß die jüngeren Brüder von Wilhelm ein Handwerk erlernt hatten - Johann und Adolf Schneider und Heinrich Schuster - und weggezogen waren. Durch Zufall entdeckte sie im Duisburger Telefonbuch Tackenburgs, blätterte auch Essen und Mülheim durch und schickte an alle gefundenen Anschriften einen Rundbrief. Eine Lawine kam ins Rollen, in vielen Häusern wurden die Familienunterlagen hervorgeholt, Anrufe kamen gar aus Hagen und Kiel.

und Viehhändler, Metzger, Schreiner, Kutscher, Bahnbeamter und ähnliches geworden. Von den vier Töchtern blieben zwei in der Obersten Mühle und halfen mit bei der Bewirtschaftung.

Der Hof war beim Familientag 1994 natürlich das Besichtigungsziel Nr. 1, und da gab es genug zu schauen, denn schließlich wurde er urkundlich schon 1579 erwähnt und steht unter Denkmalschutz. Neue Dächer beschirmen das propere Fachwerkwohnhaus mit dem 1746 angebauten Kuhstall, die Scheune und das kleine Backhaus. Kurioserweise wendet sich heute dem Besucher von der Straße die Rückfront zu, denn einst war der



Johann Tackenberg
Gemälde von Johann Wilhelm Schirmer,
1848



Wilhelm Tackenberg
Gemälde von Johann Wilhelm Schirmer,
1848

Zum großen Treffen zierten dann nicht nur die Gemälde der Ahnen den Festsaal, auch andere Dokumente kamen zum Vorschein. Als kostbarer Familienbesitz lag die Bibel der 88jährigen Duisburgerin Emmi Tackenberg auf dem Tisch mit dem Eintrag des Großvaters ihres Mannes: Adolf Tackenberg, geboren 1824 in der „Obersten Mühle“. August Tackenberg brachte eine gerahmte Fotografie aus dem Jahre 1908 mit. Zum 70. Geburtstag seiner Großmutter hatten sich damals elf Nachkommen von Wilhelm Tackenberg mit ihren Familien versammelt. Da nur wiederum einer den Hof bekommen konnte, waren sie Landwirt

Zugang an der anderen Seite über den Dickelsbach. Aber da führt nun die Autobahn entlang, und am hohen Lärmschutzwall ist die Idylle zuende. Vorbei sind mit den Umgestaltungen der Landschaft dagegen glücklicherweise auch die Hochwasserkatastrophen. 1954 stand das Wasser des heute so harmlosen Dickelsbaches einmal fast einen Meter hoch im Erdgeschoß. Danach war eine gründliche Sanierung unausweichlich, und August Tackenberg gesteht: „So ein altes Haus baut man in seinem Leben ohnehin einmal neu.“ 1960 wurde die Vorderfront aufgestockt, innen modernisiert und danach ein heller Raum an



Familientreffen der Nachkommen Wilhelm Tackenbergs im Jahre 1908

der Gartenseite angebaut. Die letzte Neuerung war 1988 die zweigeteilte „Klöntür“ mit Oberlicht. Dieser Eingang war ehemals nur 1,60 Meter hoch, so daß gerade Hanna Tackenberg aufrecht hindurch konnte, „aber nie der Tierarzt“.

Auch wenn das Ehepaar inzwischen nur noch Hobby-Landwirtschaft auf vier Morgen betreibt, der Sohn im Katasteramt des Kreises Mettmann einen anderen Berufsweg eingeschlagen hat, ist genug Leben auf dem Hof. Zwei rotbunte Kühe laufen neugierig auf jeden Besucher zu, im Stall grunzen Schweine, stellen Kaninchen die Lauscher hoch, und Hund, Katzen, Hühner und Enten bevölkern die Freifläche. Stadtkindern, die zur rechten Zeit vorbeikommen, gehen die Augen über, wenn sie im Stroh ein Nest mit sechs Katzenbabies entdecken, die gerade die Augen geöffnet haben, oder in einem Stallabteil eine Glucke mit einer Schar bunter Küken von Gelb bis Schwarz bewundern können.

In den vergangenen 50 Jahren hat August Tackenberg wohl die größten Veränderungen in der Landwirtschaft miterlebt, von der reinen Handarbeit bis zum Mähdrescher. „Ernte war für mich immer Gottesdienst.“ Einfach war es nämlich auf dem schlechten Boden Lintorfs nie. „Sandhasen“ ist ein Spitzname für die unermüdlichen Bauern Lintorfs, die

wie die Tackenbergs Getreide und Einkellerungskartoffeln anbauten. Dafür war jedoch jede Menge Dünger nötig, den die Viehzucht mitliefern mußte.

Eine verrückte Mistgeschichte kann Hanna Tackenberg nie vergessen: Ende der 50er Jahre waren, von Kriebelmücken gejagt, die Kühe ausgebrochen und drohten auf Straße und Nördlichen Zubringer zu laufen. Auf dem Hof waren gerade nur die Frauen, und die resolute Hanna setzte ihre Schwiegermutter und deren Schwester nicht eben erfolg-

reich als Viehhüter und -treiber ein. Da kam von einem angrenzenden Wohnwagenverkaufsgelände ein gutaussehender junger Herr mit heller Hose und Lackschuhen dazu, der ein Kommando, die Kuh mit ausgebreiteten Armen zurückzutreiben, so gut parierte, daß das Rindvieh mitten in den matschigen Misthaufen sprang. Das Folgekommando Hanna Tackenbergs freilich mißdeutete er gründlich, denn er sprang übereifrig hinterher und steckte nun auch bis zu den Waden im Unrat. Die junge Bäuerin konnte sich nur mühsam das Lachen verkneifen, zumal der „Retter“ bekümmert erklärte, daß er um 10 Uhr in Essen an einer Tagung teilnehmen müsse. Mit dem Wasserschlauch wurde er, so gut es ging, gereinigt, und es war wenigstens ein heißer Tag, der für rasche Trocknung sorgte.

Die einzige Katastrophe dieses Tages war das jedoch nicht, erinnert sich Hanna Tackenberg heute lachend: „Ich könnte Geschichten erzählen...“ Sie brachte aber nicht nur durch ihre Lebhaftigkeit Trubel in die Oberste Mühle, sondern was sie in Haus und Hof anpackte, gedieh - bis auf den Blumenkohl, mit dessen Anbau sie sich, von guter Grevenbroicher Erde kommend, vergeblich mühte. Da hatte sie eben andere Ideen, um finanziell über die Runden zu kommen. So wurden jahrelang bis



Der Hof „Oberste Mühle“ von der Krumpfenweger Straße aus gesehen. An der eigentlichen Vorderseite führt nun die Autobahn vorbei.

zu vier Zimmer an Pensionsgäste vermietet. Wie sich die Zeiten änderten, bekam August Tackenberg auch noch auf andere Weise hautnah mit. Bis zum letzten Herbst war er mehr als 33 Jahre im Rat, zunächst im Amt Angerland und seit 1975 in der Stadt Ratingen. Fast wehmütig blättert er auch noch manchmal in alten Aufzeichnungen seines Hofes. Da schrieb einst der Bäcker für einen Zentner Roggen einen Zentner Brot gut. Heute bekommt der Landwirt für den Doppelzentner Roggen 23 Mark, müßte für die gleiche Menge Brot aber etwa 160 Mark zahlen.

Gisela Schöttler



Hanna und August Tackenberg mit ihrer Enkelin Sylvia

Vom Dreschflegel bis zum Mähdrescher



Heinz Fleermann mit einem Dreschflegel aus seinem kleinen Privatmuseum

Wie schon vor 1000 Jahren wurde bis zum 1. Weltkrieg mit dem Dreschflegel gedroschen. Seit 1950 ist bei uns der Mähdrescher auf den Getreidefeldern im Einsatz. In meiner Jugendzeit, in den Zwanziger Jahren, gab es in unserem Dorf viel Armut. Die Vorbesitzer der Helpensteinmühle,

Kräfter und Weber, haben jeweils nur 15 Jahre recht notdürftig ihren Lebensunterhalt gefunden. Die vielen kleinen Kötter und Bauern waren Selbstversorger. Was der karge Boden brachte, verbrauchte man selbst. Was blieb da für den Müller übrig? Johann Fleermann, mein Vater, kaufte die Helpensteinmühle am 12. März 1914. Er verstand es in kurzer Zeit, bei seiner bäuerlichen Kundschaft attraktiv zu werden: Er handelte mit Saaten, Guano-Dünger und Kraftfutter. Vor allem intensivierte er sein Lohngeschäft, indem er nicht nur mahlte und mischte, er erwarb eine Dreschmaschine und

ersparte seinen Kunden die mühselige Arbeit mit dem Dreschflegel, wenn diese es so wollten und mit dem verlangten Lohn einverstanden waren!

Wenn das ausgeschlagene Getreide vom Stroh getrennt war, wurden Körner und Spreu über eine Wannmühle (Reinigung) gedreht. Durch Wind- und Siebefekt trennten sich Körner und Spreu. Der Dreschflegel blieb bei Köttern noch recht lange im Einsatz, die größeren Betriebe nutzten nach anfänglichem Mißtrauen in immer größer werdendem Maße unsere Lohndreschmaschi-



Ernte mit dem Selbstbinder kurz nach dem 1. Weltkrieg

ne. Dreschflegel sieht man heute noch in Heimatmuseen und Kellerbars! Sie bestehen aus einem 150 cm langen Stiel mit einem 30-40 cm langen Klöppel und einem Lederriemenverbund. Die Lintorfer Böden waren sehr schlecht, darum nannte man uns „Sandhasen“, und weil auf unserem Sandboden so gerne die Quecke wuchs, nannte man uns auch die „Queckefreter“. Vor 50 Jahren wurde hauptsächlich Roggen angebaut, der Ertrag pro Morgen (2500 qm) lag bei ca. 8 Ztr. Heute erntet der Bauer in einem guten Jahr die vierfache Menge.

Nach dem Lohndrusch ließen die Bauern, je nach Größe ihres Haushaltes, 10-15 Ztr. Roggen bei uns in der Mühle. Der Roggen wurde dann bei uns gemahlen, Schrot oder Mehl brachten wir für die Bauern zum Bäcker, dort holten die Bauern dann ihr Brot: Ein großes Tauschen für kleinen Lohn!

Vor 90 Jahren betrug der Brotverzehr 250 kg pro Kopf, heute verzehren wir nur noch 50 kg pro Person. Warum? 60 Stunden arbeiten, und das körperlich schwer, auf der anderen Seite wenig Abwechslung bei den Mahlzeiten. Außer Kartoffeln, Gemüse und Eiern gab es nur ab und zu mal Fleisch. Heute noch gibt es Bürger wie meinen 93jährigen Nachbarn Fritz Nüsser, die mit dem Dreschflegel gearbeitet haben. Fritz Nüsser hat bei seinem Großvater auf dem Duderhöff (Kotten, der an der heutigen

Straße „Im Kreuzfeld“ lag) das Dreschen im Dreiklang, d.h. mit 3 Personen, gelernt. In 8-10 Stunden konnte man 1/2 Tonne Getreide mit dem Flegel dreschen!

Ein gewaltiger Fortschritt in der Landwirtschaft war nach dem 1. Weltkrieg die Erfindung des Selbstbinders, einer Maschine, die mähen und die Garben binden konnte. Natürlich wurde sie von Pferden gezogen. Es gab auch Grasschneidemaschinen, mit denen man Getreide mähen konnte. Hierbei mußte man allerdings die abgelegten Garben mit der Hand binden.

Auch diese Maschinen wurden von Pferden bewegt. Heute gibt es keine Arbeitspferde mehr, eine Ausnahme sind Rückepferde im Forst, und die erwähnten Maschinen stehen heute nur noch in Industriemuseen.

Um die vorerwähnte Arbeit an den Maschinen zu verrichten, brauchte man sehr viele Arbeitskräfte. Für eine Dampf Dreschmaschine zum Beispiel, die man in Gütern oder Großbetrieben einsetzte, benötigte man bis zu 25 landwirtschaftliche Helfer. Hier lag der Tageserfolg dann schon bei 6-8 Tonnen. Heute schafft ein Facharbeiter im Einsatz eines Mähdreschers bis zu 40 Tonnen in 10 Stunden bei gutem, trockenem Wetter.

Die gewaltige Technisierung in der Landwirtschaft begann erst nach dem zweiten Weltkrieg. Erst seit Mitte der sechziger Jahre gibt es Mähdrescher ohne Kinderkrankheiten im Einsatz. Heute sind diese Maschinen technische Wunderwerke, die aber mit ihrem Perfektionismus für unsere Bauern eine gewaltige Investition bedeuten.

Mit der Erfindung des Mähdreschers kamen auf Müller und Landhändler große Probleme zu: Während die Bauern früher über das ganze Jahr verteilt ihr Getreide



Ein Mähdrescher im Einsatz (Sommer 1994)



Heinz Fleermann mit Seet (kurze Sense) und Matthook (Haken zum Zurechtlegen der Garben)

de an den Müller verkauften, muß heute eine Mühle die gesamte Erntemenge aller Bauern während

der Monate Juli und August in die Silos aufnehmen. Für den Bauern ist somit die Ernte abgeschlossen. Für den Müller beginnt die Verarbeitung bzw. der Weiterverkauf des Getreides.

Im Jahre 1956 baute mir die Firma August Weidle, Ratingen, eine Getreidetrocknungsanlage, die erforderlich war, um das feuchte und manchmal nasse Getreide lagerfähig zu machen. Auch in Siloanlagen und Transportfahrzeuge mußte viel investiert werden.

Durch die Intervention des Staates bei der Vermarktung und durch Preisgarantien entstand schnell eine gewaltige Überproduktion. Bedingt durch Pflanzenschutzmittel, Düngemittel und zertifiziertes Saatgut haben sich die Erntemengen in einem halben Jahrhundert verdreifacht. Bedingt durch diesen Überschuß wurden seit 1990 15 % aller Ackerflächen stillgelegt.

Noch vor 60 Jahren waren wir auf 40 bis 50 Prozent Importgetreide angewiesen. Mein Vater hatte einen großen Bedarf an Gerste und Mais. Beide Getreidesorten mußten zu einhundert Prozent eingeführt werden.

Bis vor 90 Jahren kamen zur Erntezeit Schnitter aus Holland nach Lintorf, Leute, die mit dem Seet (kurze Sense) die Felder mähten, so der Bericht von Fritz Nüsser. Wenn wir Lagerfrucht hatten, also umgekipptes Getreide, dann mähte Vater Hülsbergen auch zwischen den beiden Weltkriegen das Getreide mit dem Seet. Viele dieser holländischen Schnitter sind Lintorfer Bürger geworden.

In diesem Jahrhundert hat die Landwirtschaft einen gewaltigen Aufschwung gemacht, aber trotzdem wird ihr keine gute Zukunft prophezeit, und alles hängt von den Brüsseler EG-Beschlüssen ab.

Heinz Fleermann

**Über
160
Jahre**



Bäckerei
Steingen

**Tradition
verpflichtet**

...backt Natur pur

Lintorf · Speestraße 24 u. Ulenbroich 5 · ☎ 3 12 90

Noberschaftskall

Noh däm twedde Weltkrieg woren de Lütt fruh, dat se paar Morge Lank hengerem Hus hadden, öm Arpel, Gemüs on jett Kohn ahn-tebou-e.

Suh wored och bei us on usem Nober.

Wenn de Tied jekome wor, dat et Kohn riep wor on gemieht wede mosten, frochten use Nober: Wann dommer miehne?

Heh hadden et jähn, wenn ehne noch met-arbede diet, dat he noch watt do-bei kalle konnden.

Öm to-same te miehne, mosten et och jud mönkes-mod affjekallt wede.

Dor Seet mosten jekloppt (gedän-gelt, getrieben) wede, on suh scharp wede, dat et Miehne bold van-selwer jing.

Dor Seet kloppe konnden nit jider, mär mosten jude Ore on eh fein Hänke hann, dat kenn Kiene on Bülle jekloppt wuden. Öm de Seet to kloppe, hadden mär och besongich Hankwerkzeug. De Dängelambos wud en de Ed jeschlare. Met näm Dängelhamer, met twei Finnesidde, wud de Seet jekloppt.

Wor nuh dor Seet prad, on et Wetzhold oder Wetzsten bei dor Hank, dann fälden mär noch dor Matthook.

Dann wod noch gemott (gemesen), off dor Seet och richtig stong on en dor Hank loch.

Noh konnden et loss-jonn. Met usem Nober wuden de Tied afjekallt. Use Nober on minne Öhm (eine Generation Altersunterschied) kome schnell üwer-en.

Met de Blotsche ahn, et Hemd üwer de Boks on ne Schnufduk em Nacke för dor Schwed, konnden et loss-jon.

Et kohm behm Miehne och drop ahn, dat Kohn kott öwer de Ed te miehne, dat de Stoppele klen woren.

Die Schwade, die jemieht woren, wuden met däm Seet, däm Matthook on näm Blotsch am reite Fud te-sahme jeschowe, on to Schobbes te-sahme-jelät.

Die Blotsche woren nit mär komod, die woren och angebreit, öm de Füd to schütze.

Denn met näm Seet to miehne wor nit ungefährlich.

Behm To-same-schuwe vom Schobbe konnt mär sich leht de Tieve on Füd verstömmele. Lederschuhn konnt mär nit antrecke.

Die Schobbe wuden jebonge met näm Strühwech. Dat Benge wor en klene Kunst för sech. De Knüt mosten överem Dume te-same-jeschowe wede, nit jefretelt.

Behm Dosche mosten met enem Hankgreff de Knüt loss-sinn. Die Schobbe wuden to Hustes te-same-jesatt.

Noh jider Schwad, die jemieht wohr, mosten ehn Pus jemakt wede, öm to reste on jet to vertelle, dat jehuden do-bei.

Tösche däm Miehne wuden op-jepasst, wie föll Mool de ene oder angere de Seet wetze mosten. Dann kont mär sehn, wie jud dor Seet jekloppt wor.

Use Nober wollt minnem Öhm zeige, dat he flöcker miehe konnden, on de lied em jewede, bös kott förm Eng, dann hadden he em widder öwer-hold.

Use Nober wohr bekannt do-för, dat he jähn alles üwer-driev behm Vertelle. On su woret och, wenn he üwer et Miehne kallden.

Dat huden sech su ahn: Minne Seet, näh minne Seet, de hadden esch su jud jekloppt, de wohr su scharp, dat esch ne Tüdder (Eisenpflock) nit jesenn hann behm Miehne. Et jing "klik", on dor Tüdder wohr medde-dorch.

Op en Mullfoll kom et usem Nober nit drop-ahn.

Kiene = Kerben

Seet = Getreidesense mit kurzem Handschaft. Wird nur in der rechten Hand geführt, im Gegensatz zur Sense zum Gras mähen, die mit beiden Händen geführt wird.

Matthook = Mähaken (vermutlich aus dem Niederländischen)

Dosche = Dreschen

Schobbe = Getreidebunde, Garben

Tüdder = Eisenpflock zum Anketten von Weidvieh

Schwade = gemähtes Getreide

Hustes = Hocken; mehrere Garben wurden zu einer Hocke zusammengestellt

Lorenz Herdt

<p>JEANSCRAFT</p>  <p>BY MARCO'POLO</p>	<p>JEANSCRAFT</p>  <p>BY MARCO'POLO</p>
<p>Individuelle Jeanswear</p> <p>JEANS + TRENDS</p> <p><i>Gabriele Müller-Rohde</i></p> <p>Lintorf · Speestraße 26 · Ecke Kohlendey</p>	

Der schlaue Hektor

Bevor mein Vater am 11.5.1901 heiratete und zum Winkelshäuschen zog, erwarb er von meinem Großvater folgendes Inventar :

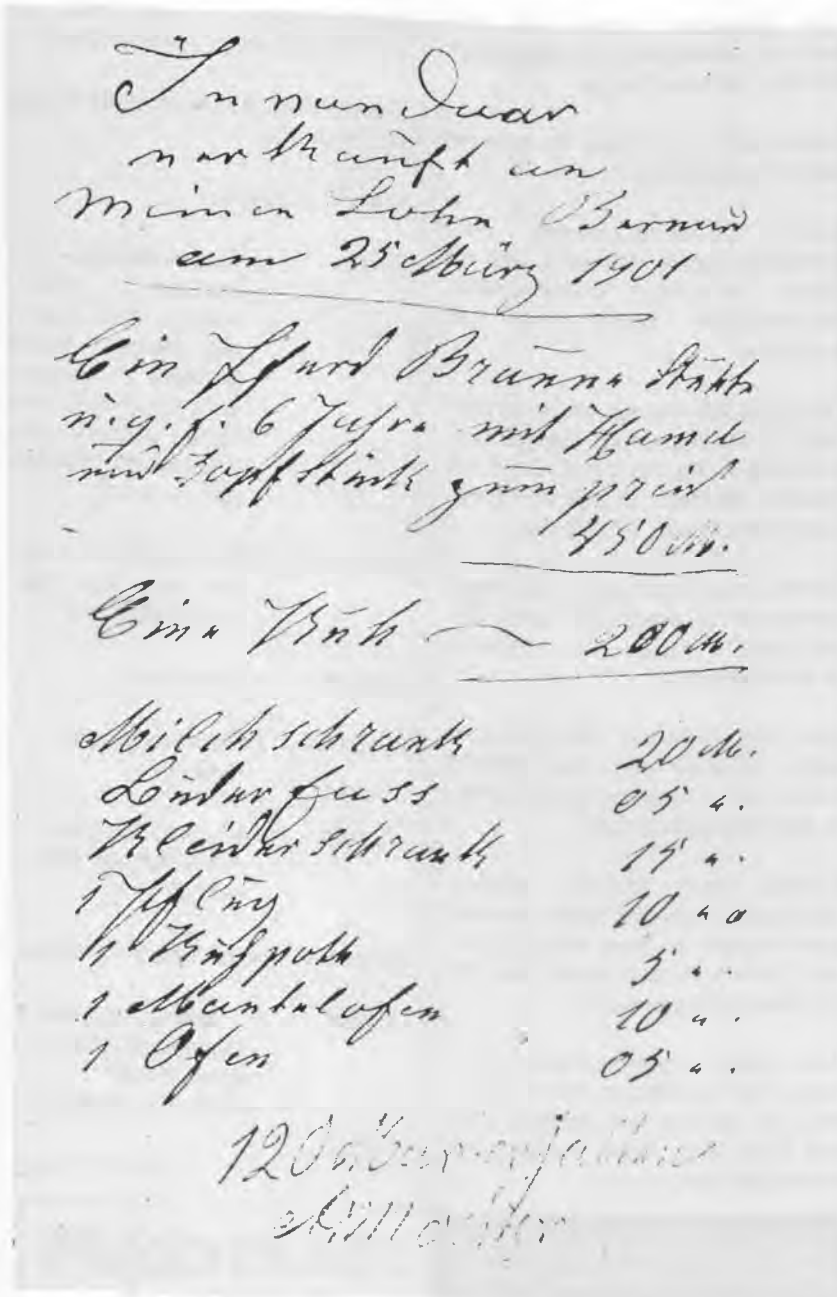
waren richtige Freunde, sie verstanden sich sehr gut, arbeiteten sie doch jeden Tag zusammen und wurde Hektor von meinem

in Mülheim-Ruhr. Mein Vater belieferte den Schmalter mit unserer Milch. Nachdem die Kühe des Abends gemolken und die Milch gekühlt war, bekam Hektor einen Sattel mit Längststangen und Haken aufgelegt. An diesem hingen rechts und links die vollen Zwanzigliter-Kannen. Vom Hegemeister Rasch, welcher früher das Forsthaus an der Duisburgerstraße bewohnte (jetzt das Haus von Dachdecker Munk) hatte mein Vater die Genehmigung bekommen, daß er mit dem Pferd quer durch den Wald, vom Winkelshäuschen am Teufelshorn vorbei bis zum Schmalterhof am Tenterweg in Breitscheid gehen durfte.

Eines Tages, das Pferd war schon beladen und der Vater hatte ihm einen Klaps auf den Hals gegeben und ein paar nette Worte gesagt, wurde mein Vater abgerufen. Als er nach einigen Minuten zurückkam, war Hektor weg. Der Vater ging hinterher und beobachtete Hektor, dieser zog wie gewohnt durch den Wald bis zum Schmalterhof, erst dann kam der Vater hinzu. Die Milchkannen wurden gewechselt, Hektor bekam einen Klaps und zog wieder heimwärts, mein Vater beobachtete ihn aus angemessener Entfernung. Nach drei Tagen sagte mein Vater zum Schmalter: „Also, ich komme jetzt nicht mehr mit dem Hektor, er kennt den Weg alleine, wenn er morgen kommt, dann wechsele die Kannen, gib ihm einen Klaps, und dann werden wir mal sehen.“

Gesagt, getan, der Abend kam und Hektor wurde alleine auf den Weg geschickt. Nach rund zwei Stunden mußte Hektor wieder zu Hause sein, mein Vater wartete schon an der Stalltüre und prompt erschien Hektor mit den leeren Milchkannen. Von nun an durfte Hektor abends alleine die Milch zum Schmalter bringen.

Sonntags darauf besuchten wir den Schmalter, da hörte ich, wie er zum Vater sagte; „Nä, wat häß du e klug Peed, do jonn mer fein met öm , dat spart dech jiede Daag e paar Arbedsstonde.“



Das erworbene Pferd hieß Hektor. Interessanterweise war Hektor ein weibliches Pferd mit einem männlichen Namen.

Hektor war auf Hülchrath geboren, weil es eigentlich ein Hengst werden sollte, lag der Name schon fest, und so blieb es bei Hektor. Hektor und mein Vater

Vater versorgt und gepflegt. Mein Patenonkel Wilhelm Molitor, der „Schmalter“, diente als junger Mann, so um 1902, bei der Garde in Berlin. Er war groß und stattlich und stolz darauf, bei der Garde gedient zu haben.

Als er entlassen wurde, bekam er die Milchlieferung an die Kaserne

Unsere Nachbarn, welche auch Äcker hatten, aber kein Pferd, liehen sich Hektor öfter aus. Wenn Hektor merkte, daß mein Vater nicht bei ihm war, blieb er einfach stehen, und nichts konnte ihn bewegen, voranzugehen, auch keine Peitsche. Stock und Peitsche durften nicht mitgenommen werden. Der Vater instruierte die Nachbarn, kein Wort mit Hektor zu sprechen, sondern still mit ihm zu arbeiten, dann ginge alles gut.

Eines Tages lieh sich Hermann Wolfsdorf den Hektor aus und wollte im Wald Holz holen. Der Vater warnte ihn ausdrücklich, mit Hektor zu sprechen, weil er nur auf seine Stimme hörte.

Es vergingen einige Stunden, und der Wolfsdorf mußte längst zurück sein. Da kam er aufgeregt angelaufen, ohne Pferd und Wagen. „Bernhard, Du mots met-kuhme, dat Peed steht em Bosch on jeht kenne Schrett vörran.“ „Ja, häste denn met dem Peed jesprooke?“ „Jo, ech hann jeseit mak vörran,



Klein-Diepenbroich (heute: An den Banden) in den 20er Jahren

wir mötte nach Hus, do kiek mech dat Peed mähr an on bliev stonn, ech konnt make wat ech wollt.“ Nun mußte mein Vater wohl oder übel mit in den Wald und Hektor holen. Als er auf Rufweite angekommen war, rief mein Vater: „Hektor, komm,“ und schon setzte sich Hektor in Bewegung. Hektor ist alt bei uns geworden, 1914

zogen wir zum Diepenbroich am Banden um, da zog er mit uns.

Nachdem wir umgezogen waren, war der Weg für Hektor zu weit. Die Milch wurde dann vom Milchhändler Hermann Nüsser abgeholt.

Wilhelm Molitor

Heizung + Sanitär • exclusive Bäder

Franz Jüntgen GmbH

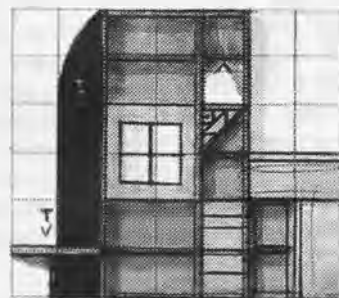


Franz Jüntgen

Konrad-Adenauer-Platz 35
40885 Ratingen
Telefon (0 21 02) 3 17 94
Telefax (0 21 02) 3 52 80
Kurt Nowack
Telefon (0 21 02) 3 60 20

interlübke®

uno



interlübke **UNO** – die anregende Erlebnis-Möbliierung jetzt bei uns. Für junge Menschen jeden Alters.

**EINRICHTUNGSHAUS
MOLITOR**

KONRAD-ADENAUER-PLATZ 17 · 40885 RATINGEN-LINTORF
TELEFON (0 21 02) 3 52 65 · TELEFAX (0 21 02) 3 71 63

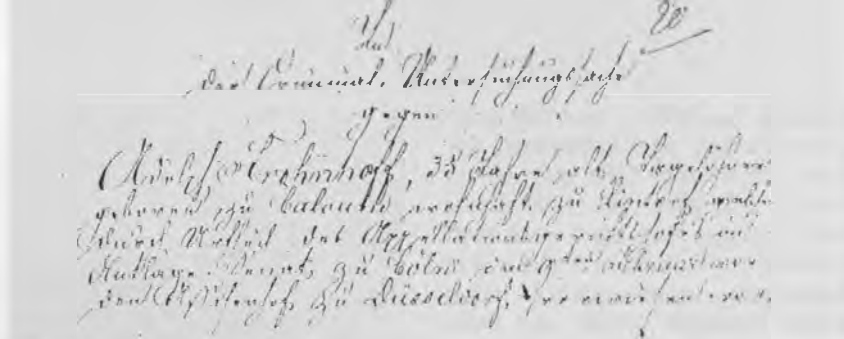
Adolf Frohnhoff

In seinem Artikel „Die vier Ehen des Rutger Lemmig oder warum heute so viele Ehen scheitern“ berichtete Autor Dr. Andreas Preuß in der vorigen Ausgabe der „Quecke“ (Nr. 63, S. 82–85) vom Schicksal einiger Lintorfer Familien im 17., 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Er stützt sich dabei auf Angaben aus den Kirchenbüchern der Pfarre St. Anna, also auf die Eintragungen in den Tauf-, Heirats- und Sterberegistern, die damals vom jeweiligen Pfarrer vorzunehmen waren und für Historiker heute die einzige Quelle sind, da es ein staatliches Personenstandsregister zur damaligen Zeit noch nicht gab. (Siehe dazu auch den Artikel „... im nahmen des gesetzes...“ von Joachim Schulz-Hönerlage an anderer Stelle dieses Heftes!).

Unter den fünf Familien, die Dr. Preuß erwähnt, befindet sich auch die Familie Frohnhoff, die 1792 erstmals in den Lintorfer Kirchenbüchern erwähnt wird und deren Nachfahren auch heute noch in Lintorf ansässig sind.

Im Jahre 1826 trägt Pfarrer Caspar Carbuch die Geburt eines Adolf Frohnhoff ins Taufregister der Pfarre St. Anna ein. Eltern sind der Tagelöhner Adolf Frohnhoff und seine Frau Maria, geborene Schorn. Bis 1849 werden sechs weitere Kinder des Ehepaars im Taufregister vermerkt. Obwohl es seit 1792 Frohnhoffs in Lintorf gibt, läßt sich über die Herkunft des Vaters Adolf Frohnhoff in den Lintorfer Kirchenbüchern nichts ermitteln. Dr. Preuß schreibt: „... Adolf Frohnhoff kann den übrigen Familien nicht zugeordnet werden. Die Taufregister geben keinen Hinweis auf seine Herkunft.“ (S. 85, mittlere Spalte).

Durch Zufall fiel uns nun die Kopie einer Urkunde in die Hände, die im Hauptstaatsarchiv des Landes Nordrhein-Westfalen in Düsseldorf liegt und möglicherweise Aufschluß über die Herkunft des Adolf Frohnhoff gibt. Es handelt sich um das Protokoll eines Urteils des Assisen-Gerichtshofes (Schwurgericht) zu Düsseldorf



aus dem Jahre 1830, durch das der Tagelöhner Adolf Frohnhoff, 35 Jahre alt, wohnhaft zu Lintorf, von einer schweren „Criminal-Anklage“ freigesprochen wird. Als Geburtsort Adolf Frohnhoffs wird Kalkum angegeben, und das erklärt, warum sich kein Eintrag über seine Geburt in den Lintorfer Kirchenbüchern findet.

Hören wir uns doch einfach einmal an, worum es bei der Anklage gegen unseren Adolf Frohnhoff ging:

In der Criminal-Untersuchungssache gegen

Adolf Frohnhoff, 35 Jahre alt, Tagelöhner, geboren zu Calcum, wohnhaft zu Lintorf welcher durch Urtheil des Appellationsgerichtshofes im Anklage Senat, zu Cöln am 9^{ten} Februar vor den Assisenhof zu Düsseldorf verwiesen worden.

Eingesehen die gegen Adolf Frohnhoff gefertigte Criminal-Anklage vom 12^{ten} Januar d.J. wonach derselbe angeklagt wird: am zwölften July 1829 Abends zwischen neun und zehn Uhr auf der Landstraße von Ratingen nach dem Krummenwege in der Gegend des Schwarzen Bruchs den Fuhrmann Heinrich Köhne unter der Drohung ihn mit seiner Karrenhacke zu schlagen, seines Geldes beraubt zu haben.

Nach Anhörung des Angeklagten über den Gegenstand der Anklage.

Nach Vernehmung der vorgeladenen Zeugen.

Nach Anhörung des königl. Prokurators Herrn Schnade in den Gründen zur Unterstützung der Anklage und in seinem Antrage: den Angeklagten nach dem Anklageact schuldig zu erklären.

Nach fernerer Anhörung des Herrn Advokats Answald Molitor zu den Gründen zur Verteidigung des Angeklagten.

Eingesehen die den Geschworenen zur Beantwortung vorgelegten Frage und die von denselben daraus ertheilten Antwort?

Frage:

Ist der Angeklagte Adolf Frohnhoff schuldig: am zwölften Juny (Schreibfehler des Protokollführers! Der Verf.) achtzehnhundert neun und zwanzig Abends zwischen neun und zehn Uhr auf der Landstraße von Ratingen nach dem Krummenwege in der Gegend des Schwarzen Bruchs, den Fuhrmann Heinrich Köhne unter der Drohung ihn mit seiner Karrenhacke zu schlagen, seines Geldes beraubt zu haben.

Antwort:

Nein, der Angeklagte ist nicht schuldig.

Auf den Grund der Erklärung der Geschworenen und des Art. 358 der Criminal Prozeß Ordnung erklären Wir Präsident den Angeklagten von der wider ihn erhobenen Anklage freizusprechen, und verordnen, daß derselbe sofort in Freiheit gesetzt werden soll, wenn derselbe nicht wegen anderer Ursachen in verhaft gehalten werden muß.

Also geschehen und verkündigt in der öffentlichen Sitzung des Assisenhofes am neunten Februar 1830.

Der Assisen-Präsident
Appellationsgerichtsrat Rive

Dem kann man eigentlich nur noch eins hinzufügen: Wer ein Mitglied der ehrbaren Lintorfer Familie Frohnhoff einer solchen Tat beschuldigt, ist selber schuld.

Manfred Buer

De Hönnerzupp.

Wenn et be us Hönner, Duve, Kaning, Hase oder Jäuß jo-ef, dann miek der Vatter immer die Diere fedich.

Als wir noch kleene We-iter woren, moßten wir immer taukieke, wie dat jemackt wud. Der Vatter seid dann: „Nu paßt ju-et op, wenn ihr emol ne Mann kritt, de dat nit kann, dann mößt ihr dat könne.“

Su es et och jekome. Wir moßten dann och die Hönner ruppe, flämme diet he selver. Wenn he dann e Hu-en oder en Jauß utnohm, moßten wir die Been festhaule, dann schniet he met nem scharpe Zoppemetz der Buck ope, dann jing he met de Hank en de Buck on trock dat ganze Enjeweede erut. Dann seiten wir: „Papa, dat stenkt su-e, ech kann dat nit ansenn, bah, do benn ech fieß vör.“ Dann seid he: „Stellt öch nit su ahn, et jöfft Schlemmeres.“ Dann hätte us erklärt, dat die Jall nit kapott jon durft, weil sönst die Lever better wued. Dann hätte der Maare an einer Sitt opejeschniede on der Sank on die kleene Stennches erut jemackt, dann die dicke ennere Huht avjetrocke, dann be de Hönner am Hals der Kropp erut jenohme, die Been am Jelenk affjebrooke, on dann dat Dier döchtich jewäsche. Wie jeseiht, he miek alles selver, wir moßten mähr taukieke.

Hütt denk ech, woröm hätte min dre-i Brüeder dat nit jeliehrt? Dat woren fröher die Heere, die bruckten suwat nit te könne. Hütt es dat jottseidank angisch. Off et

stemmt we-it ech nit. Als ech nu achtien Jahr ault wor, kom ech en et Pensionat „Maria Hilf“ nach Mönchengladbach. Do han ech dann kooke jeliehrt on alles, wat en juede Husfrau wiete on könne mott. Die Köcheschwester hieß Cantionilla, die wor jru-et on dick on konnt döchtich schenge.

Enes Daags seit se: „Wer will lernen, wie man ein Huhn oder eine Gans ausnimmt?“ Do hann ech mech jemeld, theoretich konnt ech et jo. Dat klappt och ganz ju-et, sie hätt mech sujar jellofft.

Als dat Jahr öm wor, on ech wider te Hus wor, do kömmt de Frau Kuhles be us en der Lade on seid för de Motter: „Ihr könnt e schü-en Zuppehuhn han, lott e Kenk et affhole.“

Die Frau Kuhles wohnden en dem hus am Breitscheider Weg, wo der Beutling de Täng jetrocke hätt. Sie hatt zwei Jonges, der Karl wor Direktor be Dürr, on der Pitter hat e Zijarre-Jeschäft en Ratinge am Maat.

Die Hönner von der Frau Kuhles woren die beste röm on töm. Der Vatter seid immer : „Die fuhr te ju-et, mähr met Weetekönder on völl Jröns, dat jövt jeele Fettoge op de Zupp.“

Ech jing nach de Frau Kuhles on han dat Zuppehuhn jeholt. De Vatter wollt et wider fedich make, do sahr ech: „Papa, lot mech dat nake, ech kann dat jetzt, ech han et doch jeliehrt.“ „Jo, seid he, dann donnet,“ on domet

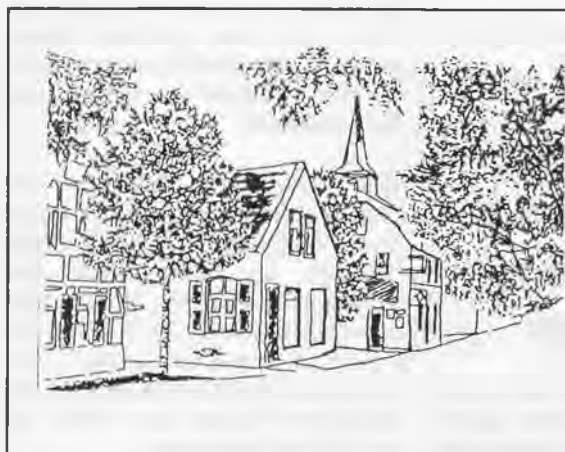
jing he fott. Ech menden, ech hätt alles jemackt, wie ech et jeliehrt han. Als ech fedich wor, han ech dat Dier jewäsche on en der Keller jebreit, ne Kühlschränk hadden wir noch nit.

Am Sondagmorje, ech ben extra fröh opjestange on en de Fröh-mess jejange, han ech dann jekockt. Als se Meddeis (mittags) all am Dösch sohten, wollt ech de Zupp utscheppe. Op eimo-el senn ech dicke Weetekönder on der Kropp en de Zupp schwemme. Ech kräch ne Schreck, nohm der Schumlöppel vom Reck, han alles ut de Zupp jefescht on de ganze Krom flott en et Aschschöttche jeschmiete. Dann han ech em Vatter der ischte Teller Zupp jejeve. Als dann dat schü-ene Huhn, de Appelkompott, Ries on e lecker Zäuske om Dösch stong, do seid der Vatter: „Komm We-it, du häß su ju-et jekockt, nu sett dech an der Dösch on eet met.“ „Nee, Papa, wenn ech su völl jekockt han, dann han ech kenne Honger mi-eh, dann ben ech vom ruhke (riechen) satt.“

Der Enzige, de noch lebt on von der Hönnerzupp jejete hätt, es minne Bru-eder Kurt. (Min Schwester Lisbeth wor do schon verhierod). Wenn he dat jetzt leest, kömmt em die Zupp noch hu-ech, he wor immer su pingelich.

Immer, wenn ech eh Huhn utnehm, senn ech de Könder on der Kropp en der Zupp schwemme. Emol passiert, aver nit wider.

Maria Molitor



Füsgen



**Kosmetik · Parfümerie
Paßbilder und Fotokopien**

**Ständig wechselnde Angebote in
Duft und Pflege führender Kosmetikfirmen**

**Konrad-Adenauer-Platz 5, 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 021 02/3 53 93, Telefax 021 02/89 32 27**

45 Jahre Damenkegelklub „Goldstöckskes“

Die Ehefrauen des Männerkegelklubs „Linterfer Knospen“ waren hin und wieder als Gäste ihrer Männer auf der Kegelbahn bei Plönes (heute „Zur Post“). Doch dem Kegelwart der „Knospen“ wurde durch die Gegenwart der Frauen stets die gute Laune genommen, und man hörte den Ausspruch: „Lot die Wiewer tu Hus.“ So strebten wir nach Selbständigkeit und gründeten nach fast einjährigem gemeinschaftlichen Kegeln am 11. Juli 1950 einen Damenkegelklub. Wir waren von dem Gedanken ausgegangen, nur etwas zu schaffen, das uns Freude und Vergnügen bringen sollte. Die Annalen: Gründung des Damenkegelklubs Anno Sancto 1950, am 11. Juli. Vorsitzende: Änne Büschken Kassiererin und Schriftführerin:

Gertrud Kaiser
Mitglieder: Elly Ickelrath
Mariechen Ickelrath
Christine Rosendahl
Käthe Jüntgen
Guste Mentzen
Käthe Zimmer, Elisabeth Enk
Margret Fleermann
Hanna Backes.

Es wurden Statuten aufgestellt, die mit kleinen Abweichungen heute noch gültig sind. So finden seit 1950 jährlich im Juli unsere Jahresversammlungen statt und in Abständen Neuwahlen.

Nach dem Rücktritt Änne Büschkens 1953 übernahmen den Vorsitz: Guste Mentzen, Fanny Enk und 1977 Margret Fleermann.

Käthe Jüntgen verwaltete 25 Jahre die Kegelkasse, die dann 1983 Gisela Wendt übernahm. Gleichzeitig erledigt sie auch den Schriftverkehr. Wilma Fiestelmann ist seit vielen Jahren Kegelwartin und Else Kleine überwacht die „Schnapskasse“.

Am 18. September 1950 beschlossen wir, unserem Kegelklub den Namen „Goldstöckskes“ zu geben, und recht bald stiftete Änne Büschken einen Tischwimpel. Traudchen Kaiser schrieb dazu:



Die „Goldstöckskes“ im Jahre 1954

Von links: Traudchen Kaiser, Margret Fleermann, Mariechen Ickelrath, Käthe Jüntgen, Guste Mentzen, Wilma Plönes, Käthe Zimmer, Hanna Backes, Änne Büschken, Elisabeth Enk, Christine Rosendahl, Elly Ickelrath

Ne Wimpel es mestens e kle
schün Denk,
wat eene, de Geld hät, nem
Kegelklub schenkt.
He steht om Dösch uder op em
Brett
und erfüllt do sinne Sinn on
Zweck.
He steht he nu, kiek t öch all eens
ahn,
dat is en zünftige Kegelfahn.
Von rudem Samt op bedsde Sid-
de,
gesömt on genieht und mit de
Hank geschniede.
Die Inschrift „Goldstöckskes“,
dat sin wir,
mein liebe Knospen, un wat sitt
ihr??
He steht et gestickt, prägt öch all
et een:
„Gewidmet von der ersten
Vorsitzenden“.
On alle 14 Dag dann steht et om
Dösch
wir kumen all eren durch Plönes
Köch.
Wir sennt unser Wimpel, wir wie-
ten, wo wir dran,
hüt owend gehüt uns de Kegel-
bahn.
On alles wat wiesnase well süht
ruck-zuck:
He es ne Damenkegelklub.

Und als am 9. Juli 1951 die erste Jahresversammlung einen glänzenden Abschluß fand, kamen wir

zu dem Schluß: der Kegelklub „Goldstöckskes“ wird nie untergehn.

So dürfen wir in einigen Monaten das 45. Jahr unseres Bestehens feiern, und vier Kegelschwestern kegeln alle 14 Tage seit fast 45 Jahren:

Änne Büschken-Cordes,
Käthe Jüntgen,
Elisabeth Enk und Margret Fleermann.

Seit der Gründung des Kegelklubs wird an kleinen und großen Festen nicht gespart. Gerne erinnern wir uns der ersten karnevalistischen Sitzung mit den „Knospen“ 1952. Die Damen in geschmackvollen Kostümen beherrschten an diesem Abend das Feld, und unter größtem Beifall endeten die Vorträge von Käthe Zimmer, Traudchen Kaiser und Willi Ickelrath.

Geburtstagsfeste, Martins- und Weihnachtskegeln werden heute noch beibehalten. Große Feste standen an nach Erhalt der Königswürde in der St. Sebastiana-Bruderschaft. So feierten die vereinten „Goldstöckskes“ und „Knospen“ auf dem Beekerhof, im Sägewerk Kaiser und 1960 auf der Mühle Fleermann.

Jahr für Jahr unternahmen wir eine geplante Reise und erlebten die Schönheiten in Lüneburg, Luxemburg, London und Wien, München, Budapest, Brüssel, Berlin, Heidelberg, Iphoven, Würzburg am Main, Dresden, Cuxhaven und Unkel am Rhein. Im Bayrischen Wald, an der Ahr, in Kopenhagen, Bad Sassendorf, Harzburg und Baden-Baden. Das Ziel der Reise 1994 war Hamburg.



Die „Goldstöckskes“ heute

Von links: Renate Lenzen, Käthe Jüntgen, Änne Cordes, Wilma Fiestelmann, Elisabeth Enk, Anna Holtschneider, Gisela Wendt, Grete Harte, Else Kleine, Lisa Pape, Margret Fleermann. Es fehlt Paula Rosendahl.

Es gab in unserem Kreis auch recht traurige Jahre. 1962/63 starben 3 Kegelschwestern, und aus persönlichen Gründen schieden einige aus. Doch immer wie-

der fanden wir neue Kegelschwestern, und alle sind froh, im geselligen Kreis der „Goldstöckskes“ zu sein. Wir alle wünschen uns für

die noch vor uns liegende Zeit Gesundheit und weiterhin Freude am Kegelsport.

Margret Fleermann

Wechsel an der Spitze der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf 1464 e.V.



Hans Lumer

und als langjähriger Vorsitzender des Tambourcorps (seit 1974) war es ihm nichts Neues, an der Spitze der rund 370 Lintorfer Schützen zu marschieren und den Takt anzugeben.

Karl-Heinz Kipp tritt ein schweres Amt an. Sein Vorgänger Hans Lumer war über 30 Jahre Chef der Lintorfer Sebastianer, und das ist schon ein Stück Bruderschaftsgeschichte. In seine Amtszeit fielen gleich zwei wichtige Jubiläen: Das 500jährige Bestehen der Bruderschaft im Jahre 1964 und das 525jährige im Jahre 1989. Die Feierlichkeiten und die besonders festlichen Schützenzüge in den Jubiläumsjahren werden die Lintorfer so schnell nicht vergessen. Durch seine freundliche, von festen Grundsätzen bestimmte Art, sein stetes Bemühen, dem alten Schützenmotto „Glaube, Sitte, Heimat“ auch in unserer Zeit ein wenig Geltung zu verschaffen, seine Reden zu den Totenehrungen am Volkstrauertag und sein Auftreten bei vielen anderen Gelegenheiten haben die Lintorfer Bruderschaft nachhaltig geprägt. Es wird nicht einfach sein, in seine Fußstapfen zu treten. „Ersetzen



Karl Heinz Kipp

Seit Sonntag, dem 23. Januar 1994, dem Titularfest der St. Sebastianus-Bruderschaft, haben die Lintorfer Schützen einen neuen Vorsitzenden. Es ist der Ur-Lintorfer Karl-Heinz Kipp, seit 1951 Mitglied der Bruderschaft und im Jahre 1952 Mitbegründer des Lintorfer Tambourcorps. Als Trommler im vordersten Glied

kann man ihn nicht, nur ablösen“, so sagt Karl-Heinz Kipp selbst. Wir wünschen ihm und seiner neuen Führungsmannschaft viel Glück und eine gute Hand bei der Leitung der Bruderschaft, wir wünschen ihm aber auch viele Freunde und Helfer, die ihn bei seiner Arbeit tatkräftig unterstützen.

Manfred Buer

Der Stammtisch „Alte Lintorfer“ aus dem „Bürgershof“ ist befreundet mit Theo Lücker, Gründer und Ehrenvorsitzender des „Freundeskreises Düsseldorfer Buch“ und langjähriges Mitglied der „Mundartfreunde Düsseldorf“. Theo Lücker, dessen Vater in Lintorf geboren wurde, ist seit vielen Jahren Ehrenmitglied des Stammtisches „Alte Lintorfer“. Seinen Stammtischbrüdern hat er mit der Verkörperung Düsseldorfer Originale (Pastor Jäasch und Schneider Wibbel) in vielen Vorträgen manch frohe Stunde geschenkt.

Auch der Vortragskünstler Carl Klinzing von den „Mundartfreunden Düsseldorf“ ist den „Alten Lintorfern“ kein Unbekannter. Viel Beifall erntete Klinzing, der leider viel zu früh, und zwar unmittelbar nach einem Vortrag, verstarb, mit seinem Mundartgedicht „Dat Höötche“, das wir aus Theo Lückers Buch „Ons Stadt op Platt“ (Triltsch Verlag) entnommen haben:

Dat Höötche

„Die Treue ist kein leerer Wahn!“
Süht öch zum Beispiel mie Höötche aan.
Alt un verschlesse, dat Höötche es einzig.
Vörm Kreg jekooft, vierfünfundneunzig!
Äwer dat Höötche, dat darf ich wohl sare,
wor treu wie Jold, ich hant et jedrare,
Dag vor Dag, en Freud un Weh,
Em Sommer, em Wenter, em Räje on Schnee.
Dat Höötche hät zu mir jehalde,
em Kreg, wie drusse de Bombe knallde.
Mer hant ne Volltreffer op't Dach jekritt -
Alles wor fott, bloß mie Höötche nit.

Et iss met mir öwer Land jetrocke,
wie mer denne Bure de letzte Brocke
vor e paar Äpel hant jebraht,
Dat Höötche hatt schon jett metjemaht.
Et hängt an mir, fast kütt et mir vor,
Als wenn ich met em verhierot wör.

Min Frau säät: „Mann, du sühs us wie ne Schlot.
Koof dich doch endlich ne neue Hoot.
Dat Höötche es jo voll Dreck un Speck,
Dat well ech Dr sare, dat Höötche kütt weg.“
En däm Moment, wo se dat säät,
do schellt et, on wie se de Dör opmäht,
steht do ne Bettler, ne alde Mann,
dä säät: „Kann ich nit en Kleinigkeit han.
Vielleicht e Butterbrot oder e Brötche?“
Min Frau schnappt sich dat alde Höötche,
dröckt et dem Bettler en de Hank,
zwei Jrosche dobei, dä säät: „Herzlichen Dank!
och för dat nette Höötche, leewe Lütt!“
Min Frau ment: „Dat Höötche, dat simmer quitt,
on morje, do nehme mer ne neue mit!“

E Stöndche späder, mer sitze am Disch,
in Jedanke is jeder so stell vor sich,
do schellt et widder, min Frau mäht op,
onsere Hushär, dä kütt erop
on säät: „Ech han op de Trepp do onge,
dat Höötche von ürem Mann jefonge.“
Min Frau, die murmelt: „Herzlichen Dank!“
Hängt dat Höötche an de Wank,

kickt mech ahn, - dä Hushär jeht,
ich kickt min Frau ahn, - min Frau, die säät:
„Dat is dat letzte Mal em Läwe,
dat ich nem Bettler wat jejewe,
dat es der Dank, äwer wehste wat,
Du jehs morje sowieso en de Stadt.
Dat Höötche, Mann, dat nimmste mit.
Loß et einfach hänge, dann simmer et quitt.“

Gesagt - getan. Am angere Dag jank
ich enne Wirtschaf, häng de Hoot an de Wank,
Drenk e Glas Bier, bezahl, stank op,
on ohne mie Höötche op em Kopp
verschwind ich janz stekum un schnell.
Jrad, wie ech öm de Eck bieje well,
kütt dä Kellner henger mir herjeschosse:
„Sie hant ihr Höötche hängegelosse!“
säät hä on hält et Hängke op.
Ich setz dat Höötche op minne Kopp
on drück dem Kellner ne Mark en et Pöötche
on stand widder do met minnem Höötche.

Dr Dag drop stond mer am Rhing,
et wor der herrlichste Sonnesching.
Min Frau säät: „Wehste wat, lewe Mann,
do onge läht jrad e Böötsche an,
dat fährt no Zons, holl schnell e Biljet,
der Dag es so schön, mer fahre met.“
Mer setze jemütlich en dem Böötsche,
do säät min Frau: „Du, denk an dat Höötche,
stell dich he am Jeländer hin,
schmies et einfach en dr Rhing,
janz stekum, Mann, ich halt mich am kalle.“
Ich loß also stekum dat Höötche falle.
„So“, ment die Frau, „nun is et fort.“
Do bröllt doch eener: „Mann über Bord!“

Schon sprengt ne Matros en et Rettungsböötche,
schnappt sich en Stang un fescht sich dat Höötche.
Min Frau on ich, mir wore platt.
„Jong“ säht dä Matros, „do hatt ehr äwer Schwein gehatt.“
Hä dröckt mech dä nasse Hoot en de Hank.
Min Frau, die stond do, wiß wie de Wank,
als wollt se sage, haste noch Töne,
jöv't fünf Jrosche on säht: „Drenkt'r öch ehne!“

En Zons am Rhein, da kehrten wir ein
on trofe dr Kejelklub „Alle neun“.
Mer wore am Senge un am Schunkele,
so langsam fing et an ze dunkele,
do säät eener: „Et es sowiet,
et Böötche fäht jlich, et wööt höchste Ziet.“
Mer trecke ons an, et Fenster steht op,
ich schnapp mie Höötche, ich denk - halt, stop,
dat nemmste nit mieh met no Hus,
do däus et he am Fenster erus.
Ich jew also dem Höötche ne Stupp, -
do säät doch eener vom Kejelklub,
dä hinner mir stond: „Ihr sitt äwer jot,
wie kommt ihr dozu minge schöne Hoot
einfach et Fenster erus zu werfe,
Dat moß mer sare, ihr hat jo Nerve.“
Ich denk, es dann dä Käl jefflapp?
Doch ich hat dr verkehrte Hoot jeschnapp.
Zom Jlöck hammer em Jahde do onge,
de jode Hoot von dem angere jefonge.
Mir erreichten op de letzte Minut et Böötche,
„So“ säht min Frau, „her mit dem Höötche!
Denkste ich ärjer mich noch kapott?
Dat Höötche kütt hüt Owend noch fott!“

Dat Böötche hät et owends spät
am alde Schloßturn angeläht.
On wie mer dörch de Möhlestroß jonn,
bleibt ming Frau op emol stonn.
Rechts un links bloß Schutt on Trümmer, -
alles wor donkel, kein Licht, kein Schimmer.
Ming Frau jeht en de Trümmer erenn
on - eins - zwei, häste nit jesenn,
schmießt se dat Höötche do erenn, dat et knallt.
En dä Moment röpt eener: „Halt,
Hände hoch!“ Ich hör ne Schrei:
„Stehenbleiben, Polizei!“
Ming Frau hevt de Häng hoch, bleibt stonn wo se steht.
En Täschelamp bletzt, ne Schutzmann säät:
„Was suchen Sie in den Trümmern hier,
Sie haben wohl kein Nachtquartier?
Zeigen Sie bitte Ihre Papiere!“
Ming Frau säät: „Dat muß ich öch schnell expliziere,
vorhin es enne Windstoß jekomme,
dä hät dat Höötche von mingem Mann mitjenomme.“
Dä Schutzmann kickt min Frau an un säät:
„Ich kenn de Wenk, de et nachts he weht,
Ich werde die Sache zur Anzeige bringe,
dat angere wöhd sich morjen schon fenge.“
Do simmer denn no Hus jeloffe,
dat hees, min Frau es halv jekroffe,
dodmööd hammer ons en et Bett jeläht,
et letzte wat min Frau noch säät:
„Leve Mann, mag komme wat kütt,
äwwer dat Höötche, dat simmer quitt.“

Am angere Dag, fröhmorjens um neun,
do jing ich mutterseelenallein
ohne mie Höötche wohljemot
on koofde mech ne neue Hoot,
för dreißig Mark, he stund mir jot, -

wirklich, et wor ne prächtije Hoot.
So jot hät mech noch kinne Hoot jestange.
Denn ben ich en de Wirtschaf jejange,
so e Jläske Bier deht immer jot,
on wie ech jonn will - wo es minne Hoot?
Ich kik on kik - on krieg ne Schreck,
dä Hoot för dreißig Mark wor weg.
Leer wor de Hooke, wo hä jehange.
Bedröppelt ben ich no Hus jejange
on han minner Frau dat Ding verzällt.
Die schöddelt bloß dr Kopp. - Et schellt.
Min Frau, die säät: „Wat kütt denn jetz?“
Ne Schutzmann kütt, läht die Hank on de Mötz
on säät: „In der vorigen Nacht
da wurden Sie zur Anzeige gebracht.
Die Sache ist für die Polizei erledigt,
Ihre Angaben haben sich bestätigt,
wir haben in den Morgenstunden
das Hütchen von Ihrem Mann gefunden.“
So säät hä on lacht met em janze Jesech
on läät dat Höötche op der Desch.

Do han ich dat Höötche opjesetz
on dat Höötche, dat drag ich jetz,
wenn et sinn moß, bis en der Dood.
Nix es so treu wie ne alde Hoot!



Carl Klinzing in einer seiner beliebten
Darstellungen: „Wie ein altes Märchen klingt's
zweimal rechts – und zweimal links!“

Geschenke an Kinder - Spielzeug zwischen Kunst und Handwerk.

Über Spielzeug-Leihgaben im Stadtmuseum

Die Besucher, die im Stadtmuseum zum ersten Mal vor dem Baby mit der Seriennummer 100 von Kämmer & Reinhardt stehen, wissen nicht, daß sie ein Kunstobjekt betrachten: Für sie ist der „Kaiser“, wie die Puppe fälschlicherweise von Sammlern genannt wird, schlicht und einfach häßlich! Sie wundern sich nur, daß man damals eine solche Puppe überhaupt gemacht hat. War sie denn wirklich ein Erfolg? Kaum zu glauben! Wie kam es nur dazu?

Um zu verstehen, wie es am Anfang dieses Jahrhunderts zu



Puppe von Kämmer und Reinhardt, Serien-Nr. 100, Stadtmuseum Ratingen

einer völlig neuen Puppengeneration kam, muß man sich in den damaligen Zeitgeist versetzen. Die Porzellankopfpuppe mit dem lieben, starr lächelnden Gesicht, wallenden Locken und kostbaren Kleidern war ein typisches Kind der Gründerzeit. „Mit geschminktem Gesicht und überfrachtetem Kostüm nahm sie Anteil an der Prachtentfaltung und am Repräsentationsbedürfnis ihrer Besit-

zer. Das sachlichste und unentbehrlichste Spielzeug war einer verfehlten Prunksucht zuliebe künstlerisch und praktisch völlig entwertet“.

Diese Beschreibung einer Historikerin läßt erkennen, daß man sich zu Beginn des 20. Jh. gedanklich und inhaltlich von den Zielen und Wertvorstellungen der Gründerzeit zu lösen begann. Den Reformbestrebungen fiel auch die herkömmliche Porzellankopfpuppe zum Opfer. Puppensammler kennen die berühmte Geschichte der Käthe Kruse und die von ihrem Ehemann, dem bekannten Bildhauer Max Kruse („Siegeshote von Marathon“) ausgehende Initialzündung zur eigenen Schöpfung: Als das zweite Kind der Familie geboren war, wollte die ältere Tochter ebenfalls ein „Kind“. Max Kruse fand die damaligen Porzellankopfpuppen entsetzlich - zu steif, zu unnatürlich, zu wenig kindgemäß. Seine Aufforderung an seine Ehefrau: „Macht euch doch selber welche!“ gab den Anstoß zur Geburt der Puppe I und zum Aufbau einer Weltfirma.

Das neue Geschöpf entsprach den Idealen einer neuen Epoche, die ihren Namen von einer im Jahre

1896 zum ersten Mal erschienenen Zeitschrift erhalten hatte: des „Jugend“-Stils. Er war eine Protestbewegung gegen die erstarrten Formen, die gehäufte, dunkle Pracht der Gründerzeit. Die Devise hieß wieder einmal: „Zurück zur Natur!“. Sie drückte sich in der Abkehr von alten Wohnformen (Reform-Küche), Kleidern (Reform-Kleid) und einem gefühlvollen Kunst- und Literaturstil aus.

1898 gründete Henri van de Velde die „Werkstätten für angewandte Kunst“ in Brüssel, 1899 in Berlin, es folgten „La maison moderne“ in Paris, die „Wiener Werkstätten“ im Jahr 1903, die „Vereinigten Werkstätten“ in München und schließlich „das Bauhaus“ in Dessau. 1907 wurde in München der „Deutsche Werkbund“ ins Leben gerufen. Für den Künstler entstand ein neues Berufsbild - er wurde zum Designer. Er arbeitete mit dem Handwerker zusammen, denn auch Handwerkliches sollte eine zeitgemäße, künstlerische Form erhalten. Es war nur eine Frage der Zeit, bis sich das neue Lebensgefühl auch im Spielzeug bemerkbar machen würde.

In München lebte zu dieser Zeit eine Künstlerin, die eigene Puppentypen entwarf - Marion Gräfin Kaulitz. Die Porträtmalerin fertigte Puppen für die Ausstellung „München 1908“ an. Die Puppen in Alltagskleidung hatten realistische Gesichter. Modelliert wurden die Köpfe von Josef Wackerle, Modellmeister in der Nymphenburger Manufaktur, und von Marie Marc-Schnür, der Ehefrau des „Blauer Reiter“-Malers Franz Marc. Marion Kaulitz übernahm die Bemalung der Gesichter. Diese Puppen erregten die Gemüter. Fragen tauchten auf und wurden in der Öffentlichkeit heftig diskutiert, wie: Dürfen Puppen Gefühle zeigen? Dürfen Puppen überhaupt wie richtige Menschen aussehen? Wenn ja, wo bleibt der erzieherische Wert?

Allen Kontroversen zum Trotz wurde die Münchner Ausstellung ein großer Erfolg. Sie wurde im Kaufhaus Tietz 1909 wiederholt. Nun waren die Marion-Kaulitz-Puppen von dem Bildhauer Paul Vogelsänger modelliert und wurden bereits in eigenen Werkstätten gefertigt.

Bei der Ausstellung in Berlin waren auch die renommierten Puppenfabrikanten anwesend. Der Erfolg der fälschlicherweise „Dilettantpuppen“ genannten Neuerscheinungen ließ sie natürlich nicht ruhen. Die Firma Kämmer & Reinhardt beschloß, ebenfalls „Charakterpuppen“ herzustellen. Dazu wandte man sich an den Berliner Bildhauer und Professor Arthur Lewin-Funcke. Er zeigte den Herren von der Puppenfabrik die Bronzebüste eines wenige Monate alten, vergnügt krähenden Kindes.

Dies sollte die Vorlage für das berühmte „Kaiserbaby“ werden. Der Journalist E. Wulf schrieb dazu im „Berliner Tagblatt“: „Wie häßlich wirkt dieser Kopf, von Bronze auf Zelluloid oder Biskuitporzellan übertragen, und nicht von der Hand des Künstlers, sondern zu Tausenden aus einer Form hergestellt“. Dennoch wurde das Baby zunächst ein großer Erfolg. Weitere Modelle folgten, viele davon stammten von Lewin-

Funcke. Wie man heute weiß, waren es zumeist Porträts seiner Tochter Karin und seines Neffen. Für die Puppen der 100er Serie werden heute bei internationalen Auktionen Unsummen auf den Tisch gelegt - ihr „Vater“, Prof. Lewin-Funcke, hat sie zeitlebens nicht anerkannt! Es war ihm peinlich, als renommierter Künstler Puppen für Kinder entworfen zu haben!

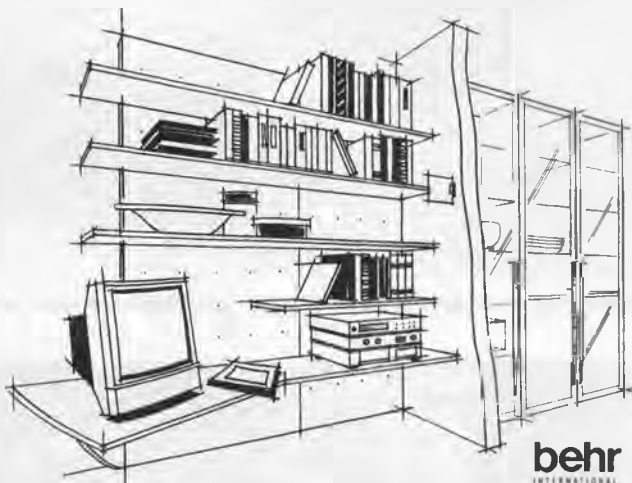
Drei Spielzeugleihgaben, über die wir uns besonders freuen, stammen aus Ratingen. Der Trend, altes Familienspielzeug als Geschenk oder Leihgabe dem Museum zu überlassen, setzt sich glücklicherweise fort. Zusammen mit dem Spielzeug werden die Geschichten aufbewahrt, die gleichzeitig damit „übergeben“ werden. Auch dies ist ein Stück Heimatgeschichte - natürlich nicht die ganz „große“. Aber bedeutet „Heimat“ für uns nicht immer auch „Kindheit“? Auch und gerade diese Erinnerungen sind es wert, bewahrt zu werden.

Den Eindruck sorgenfreier Kindheit vermittelt das große Karussell, das Anfang dieses Jahrhunderts ein Großvater für seine Enkel liebevoll selbst baute. Mit einem Durchmesser von etwa einem Meter war es ein stattliches Geschenk. Kleine braune Pappmachépferdchen tummeln sich auf der Drehscheibe, die mit einer Handkurbel in Bewegung gesetzt werden kann. Die kleinen Kutschen, in denen die Puppen Karussell fahren können, die sich fürchten, auf den Pferdchen zu sitzen, sind sorgfältig mit Stoff bezogen. Ringsum ist das Spielzeug mit bunten Bildern und Oblaten geschmückt, und auf der Spitze des Zeltdaches aus Segeltuch reckt sich stolz ein Pferdchen in die Luft. Das große Karussell ergänzt vortrefflich die Vitrine mit dem „Kirmesspielzeug“, die durch die Rückgabe der Knedelschen Leihgaben etwas gelichtet wurde.

Neben den beiden Prachtstücken nimmt sich die kleine gußeiserne Waschmaschine mit Bottich eher bescheiden aus: Es ist Kriegsspielzeug. Ein kleines Mädchen namens Marlene wollte für ihre Puppen eine ebensolche Waschmaschine haben wie die Großen. Die gab es damals bereits - nur nicht mehr zu der Zeit, als Marlene ihren Wunsch äußerte: Es war mitten im Zweiten Weltkrieg. Doch Kinder wollen und müssen spielen - zu allen Zeiten. Und gerade in „unnormalen“ Zeiten vermittelt das Spiel der Kinder ein Stück wohlthuende Normalität. Das erkannte auch der (glücklicherweise sach- und fachkundige) Vater: Er baute eine Form und goß das Spielzeug für seine Tochter aus gußeisernen Abfallstücken selbst. Nun steht es im Museum in der Abteilung „Küche“ und kündigt vom Sieg des Menschlichen über das Unmenschliche. Ich freue mich jedesmal, wenn ich es ansehe.

Mit dem dunkelpolierten Sekretär, dem Beistelltischchen für Likör oder Portwein, dem mit weinrotem Plüschsamt bezogenen Klavierhocker und den Gemälden in prächtigen, goldfarbenen, „barocken“ Rahmen vermittelt die Puppenstubeneinrichtung von 1860-80 den Charme einer längst

DAS SYSTEM MIT PLATZ FÜR EIGENE IDEEN.



METRIX. Das Regal-System der Superlative. Anspruchsvoll in der Form, perfekt in der Verarbeitung, durchdacht bis ins Detail.

**form
und
raum**

INNENEINRICHTUNG

LINTORFER STR. 31, 40878 RATINGEN - TELEFON 021 02/27037

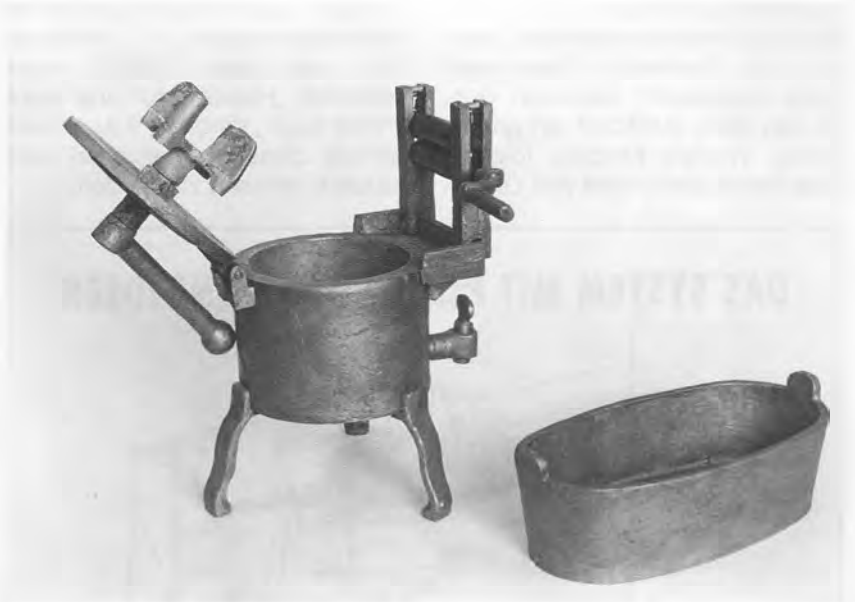
vergangenen Zeit sowie Eleganz und Selbstbewußtsein des Bürgertums im 19. Jahrhundert. Man kann sich gut vorstellen, wie der Haushalt ausgesehen hat, in dem man Kindern solches Spielzeug schenken konnte: Finanzielle Nöte waren hier wahrscheinlich unbekannt. Eine große Kiste mit Möbelstücken und Zubehör kam im Museum an. Vieles war „aus dem Leim gegangen“, doch ein Mitglied des Vereins „Ratinger Puppen- und Spielzeugfreunde“, das selbst große Erfahrung im Sammeln und Basteln von Puppenstuben hat, erklärte sich spontan und begeistert bereit, dem Museum beim Restaurieren zu helfen. In mühsamer Kleinarbeit wurden die Einzelteile zusammen „gepuzzled“. Leider war die Einrichtung nicht mehr ganz vollständig, und auch das Gehäuse war nicht mehr vorhanden. Durch einen ausgesprochenen Glücksfall wurde später doch noch ein passendes Gehäuse gefunden - mit den originalen alten Tapeten, Fenstern, die sich öffnen lassen und einer Zwischentür mit buntem Glaseinsatz. Nun steht es als Prachtstück zum Bewundern in der Abteilung „Wohnen“ und sieht aus „wie aus einem Guß“.

Leider kann man nur die Augen darin wandern lassen, selber ist man viel zu groß. Wie oft schon habe ich mir gewünscht, wie „Alice im Wunderland“ durch die verkleinerte Welt der Puppenstuben zu spazieren, in den Betten mit den blütenweißen Kissen zu schlafen, mit den Biskuitbewohnern am Tisch zu sitzen, mit ihnen zu speisen und zu plauschen, oder auf den Karussellpferdchen Runde um Runde zu drehen. Vielleicht steht in einem der winzigen, alten Schränke ein Verkleinerungs-Elixier? Mal nachsehen! Oder - im Zweifelsfall - den Märzhasen fragen! Bestimmt weiß auch die Grinsekatz Bescheid. Sie kann sich ja so klein machen, bis sie so weit verschwunden ist, daß nur noch ein Lächeln übrig bleibt. Doch wo findet man die Grinsekatz? Ach, ich werde einfach alle Katzen streicheln, die mir über den Weg laufen - die mit dem schönsten Lächeln wird's dann wohl sein!

Karin Schrey



Karussell, Anfang des Jahrhunderts, Stadtmuseum Ratingen



Spielzeug aus der Kriegszeit, angefertigt aus gußeisernen Abfallstücken



Puppenstube, 1860-1880, Stadtmuseum Ratingen

Spielzeug aus dem Nachlaß meiner Mutter



Albumsbildchen, Ende 19. Jahrhundert

Als am 16. November 1993 im Ratinger Stadtmuseum durch den Bürgermeister hintereinander zwei Ausstellungen (Gemeint sind die beiden Ausstellungen „Ratingen Helau - Zur Geschichte des Ratinger Karnevals“ und „Wie im Bilderbuch Technisches Spielzeug zwischen Industrialisierung und Gesellschaft“) eröffnet wurden, konnte jeder an der Vergangenheit Interessierte einen Blick tun in die Karnevalsfreuden unserer Ratinger Vorfahren wie auch in die Kinderherzen, die sich an dem Spielzeug früherer Generationen erfreuten. In beiden Ausstellungen wurde gezeigt, daß es für alt und jung zu allen Zeiten Anlaß zur Freude gibt, wobei der Aufwand keineswegs entscheidend ist. Dr. Richard Baumann zeigte an Hand seines Buches „550 Jahre Karneval in Ratingen“, wie über die Jahrhunderte hinweg und darin auch über manche Schreckenszeiten Lebensfreude immer wieder durchbrechen kann, und das gleiche zeigte sich bei den einführenden Worten von Karin Schrey zur Eröffnung der Spielzeugausstellung, die die Freude der Kinder von damals an ihren Spielsachen wieder lebendig werden ließ.

Die Anregung zu diesem Artikel gab mir Frau Monika Buer geb. Steingen, der ich erzählte, daß ich aus dem Nachlaß meiner Mutter (geb.1885) einige Erinnerungen

dem Museum übergeben hätte: sog. Albums-bildchen, wie sie auch heute noch in Gebrauch sind, und die Bilder von der Familie des letzten deutschen Kaisers (Wilhelm II. und Auguste Viktoria mit ihren sechs Söhnen und der Tochter Viktoria, der späteren Herzogin von Braunschweig), alle in bescheidener Hauskleidung, die man mit festlichen Gewändern bzw. Uniformen überdecken kann. Für den Kaiser ist eine Reihe von Uniformen vorhanden, die er beim Besuch ausländischer Herrscher anzulegen pflegte. - „Liebig's Fleischextrakt“ ist vielleicht noch manchem Leser bekannt, benannt nach dem bedeutenden Chemiker Justus v. Liebig. Die „Liebigbilder“ füllen heute noch mehrere Alben und sind keineswegs nur die Leidenschaft sammelnder Kinder gewesen. Mein alter Zahnarzt besaß eine Sammlung ältester Liebig-Serien, die leider im Krieg vernichtet wurde. Die bei mir noch erhaltenen Serien sind mitunter sehr lehrreich und gute Gedächtnisstützen, etwa die sieben Weltwunder, die zwölf Taten des Herakles und vieles



Kaiser Wilhelm II als Papierbildchen, dem verschiedene Uniformen angezogen werden können. Der Kaiser pflegte die Uniformen beim Besuch ausländischer Herrscher zu tragen. Ende 19. Jahrhundert



Reklame-Sammelbild der Firma „Liebig's Fleischextrakt“, Serie I, 19. Jahrhundert



Bild aus einer Serie von Schachbildern, auf denen die verschiedenen Schachzüge als Karikaturen dargestellt sind. 19. Jhd.

andere, was sich einigermaßen in die je sechs Bilder einer Serie einfügen ließ. Aus dem vorigen Jahrhundert habe ich auch noch sehr originelle Schachbilder, auf denen die Schachfiguren als lebendige Gestalten in der Weise von Karikaturen dargestellt sind. Der Bruder meiner Mutter hat ihr diese Bilder übergeben mit der Mahnung, sie stets in Ehren zu halten. Sie stammen aus seinem Schachklub. Was auch zum Spielzeug zu rechnen ist, ist ein Puppenservice, wozu auch ein Mörser und andere Küchenutensilien gehören, alles wohl aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Ein Puppenstubenschrank ist noch vorhanden, der einem Schrank aus der Aussteuer meiner Urgroßmutter nachgebildet ist. - Bei neun Enkeln mag man die Sorge haben, ob so manches Erhaltenswerte sich nicht im Laufe der Zeit verliert.

Da diese Zeilen sich an die Rater Spielzeugausstellung anschließen, mag noch die Rede von dem Spielzeug sein, das die heute noch Lebenden in der älteren und neueren Generation beschäftigt hat. Die Erinnerung daran verbindet mich heute noch mit einem früheren Nachbarsjungen, mit dem ich die Schulzeit bis zum Abitur erlebt habe. Trotz großer Verschiedenheit in Charakter und Anschauungen haben wir doch in selten harmonischer Weise miteinander gespielt. Zunächst waren es die Soldaten, die uns begeisterten. Mein erster Eindruck vom Militär war der Rückzug unserer Truppen im 1. Weltkrieg, vor allem der Verwundeten, die in endlosem Zug durch die Sternstraße in Düsseldorf zogen und die Kinder und

Jugendlichen begrüßten. Ich hatte eine grün-weiß-rote bulgarische Fahne in der Hand; wir waren ja in beiden Weltkriegen mit Bulgarien verbündet. So düster auch dieses Erlebnis war, so hinderte es uns doch nicht daran, die Kriegsereignisse im Spiel mit Bleisoldaten fortzusetzen. Den Stellungskrieg ahmten wir nach und hatten an der Darstellung solcher Kämpfe in der Düsseldorfener „Gesolei“ von 1926 (Ausstellung „Gesundheit, Soziales, Leibesübungen“) sehr eindrucksvolle Beispiele. Es waren die „Goldenen 20-er Jahre“, die ihren Namen vom Theaterwesen hatten, aber im Grunde alles andere als „golden“ waren mit Inflation am Anfang und der Weltwirtschaftskrise gegen Ende des Jahrzehnts. Schließlich war die Mutter meines Freundes Kriegerwitwe, und so kamen wir allmählich zu einer friedlicheren Art unseres Spielens und zwar zur Eisenbahn, an der wir dann in leidenschaftlicher Liebe hingen. In meiner elterlichen Wohnung

konnten wir die langsam immer mehr sich ausdehnenden Gleise auf Tischen unterbringen. Bei Spurweite 0 war dies einigermaßen zu schaffen. Ein Spielen auf dem Boden gab es nicht. Noch vor kurzem sagte mir mein Freund, daß wir doch ganz anders gespielt hätten, als es heute mit elektrischen Eisenbahnen überhaupt möglich ist, wo alles mehr oder minder automatisiert ist. Meine Kinder haben noch auf dem weiten Dachboden unseres Lintorfer Pfarrhauses auf einer Fläche von 2 mal 4 Metern mit großer Begeisterung gespielt. Wir waren eigentlich immer froh, wenn die Lokomotiven mit ihrem Federwerk es nicht mehr taten und wir dann unsere oft sehr langen Züge mit der Hand führen konnten. Wir haben eben noch einen anderen Begriff vom Spielen gehabt - übrigens auch noch meine Kinder -, wobei das Be- und Entladen der Waggons uns besondere Freude machte. Wenn ich dagegen beispielsweise die Carrera-Autobahn meiner Enkel erlebe, fehlt dabei jede Muße, die auch die Landschaft in das Spielen miteinbezieht. Moos, Baumrinde, Steine und dgl. gehörten dazu, und mein Vater hat uns vieles in dieser Hinsicht gebastelt, weil er selbst Freude an der Art unseres Spielens hatte und es zu fördern suchte. Heute ist es schwer, Kinder zu einer besinnlichen Spielweise zu führen, wo doch der Streß uns immer mehr einengt. Die Folgen spüren wir zur Genüge. Umsomehr erfreuen wir uns noch heute an der Eisenbahn, wie wir sie in unserer eigenen Jugend und später auch noch bei unseren Kindern erlebt haben. - So ganz abhold waren wir in unserer Jugend der Technik auch



Puppenstubenschrank, vermutlich Anfang 19. Jahrhundert



Märklin-Eisenbahn, Spur 0, 20er Jahre, Aufnahme von 1933

nicht; wir hatten elektrische Beleuchtung, allerdings zunächst nur von Batterien her. Das Schienennetz war zur Zeit unserer Kinder auf 28 Weichen und 8 Kreuzungen angewachsen. Für eine elektrische Eisenbahn wäre das nicht viel, wohl aber für eine größere Spurweite. Wie wir damals in den 20-er Jahren mit

unserer Eisenbahn lebten, bewies ein Schulaufsatz, der „sehr gut“ benotet wurde und auf den hin unser Deutschlehrer mich noch besonders ansprach. Auf dem Nachhauseweg - der Studienrat wohnte in unserer Nähe - hat er sich von mir noch weiteres erzählen lassen. Mein Freund und ich waren immer bestrebt, unsere

Modell-Eisenbahn soweit wie möglich der Wirklichkeit anzunähern. Da mein Freund kinderlos ist, blieb die ganze Anlage bei mir und konnte von mir für meine Kinder, vor allem für meine beiden Söhne, benutzt werden. Meine Frau hat sich damals auch an der Landschaftsgestaltung beteiligt. Die alte Erfahrung, daß die Väter oft die eifrigsten Benutzer der Spielsachen ihrer Kinder sind, hat sich auch bei uns bewahrheitet. Der wohl von Nietzsche stammende Satz: „In jedem Mann steckt ein Kind, und das will spielen“ galt wohl auch bei uns und scheint mir über die Generationen hinweg echte Spielfreudigkeit zu erhalten und weiterzugeben. Mit meinen Enkeln, die weit weg wohnen (Marburg, Karlsruhe, Hildesheim) läßt sich dies nicht mehr verwirklichen. Umso erfreulicher ist es, daß wir in Ratingen ein allen Besuchern zugängliches Spielzeugmuseum haben, das die Freude am Spielen zu beleben vermag.

Pfr.i.R. Wilfried Bever

Durch die Bank gut versichert.



...Wie das Leben so spielt. Für sein Glück muß man was tun. Ich mach' das jetzt mit der Lebensversicherung bei der Deutschen Bank...

db  **Versicherung**
Lebensversicherungs-AG der Deutschen Bank

Der erste Ratinger Werkstattplatz

Anmerkungen zur Übernahme einer ur- und erdgeschichtlichen Sammlung des Stadtmuseums Ratingen

Das Stadtmuseum konnte im Dezember 1993 die Sammlung Reinhard Busch nach langwierigen und schließlich erfolgreichen Verhandlungen erwerben. Bei dem Fundmaterial handelt es sich um einen umfangreichen Sammlungsbestand vornehmlich aus der Frühzeit der Menschheitsgeschichte des Gebietes der heutigen Stadt Ratingen. Das Gros der Sammlung besteht aus Steinmaterialien der mittleren Altsteinzeit (300.000 - 40.000 v. Chr.). Umfangreiche Wirbeltierfragmente eiszeitlicher Großsäuger und Gegenstände eines latènezeitlichen Siedlungsplatzes ergänzen und vervollständigen die mehr als 600 Einzelstücke umfassende Sammlung Reinhard Busch.

Fragt man nach den Umständen für die Entstehung der Sammlung, so wird deutlich, daß den Sammler im Jahre 1984 ein glücklicher Zufall ermutigte, Kieshaufen und Förderbänder der zwischenzeitlich geschlossenen Kiesgrube Felderhof bei Gut Niederbeck in Ratingen-Volkardey - dem Fundort der Sammlung (Abb.1) - nach auffälligen Steinen

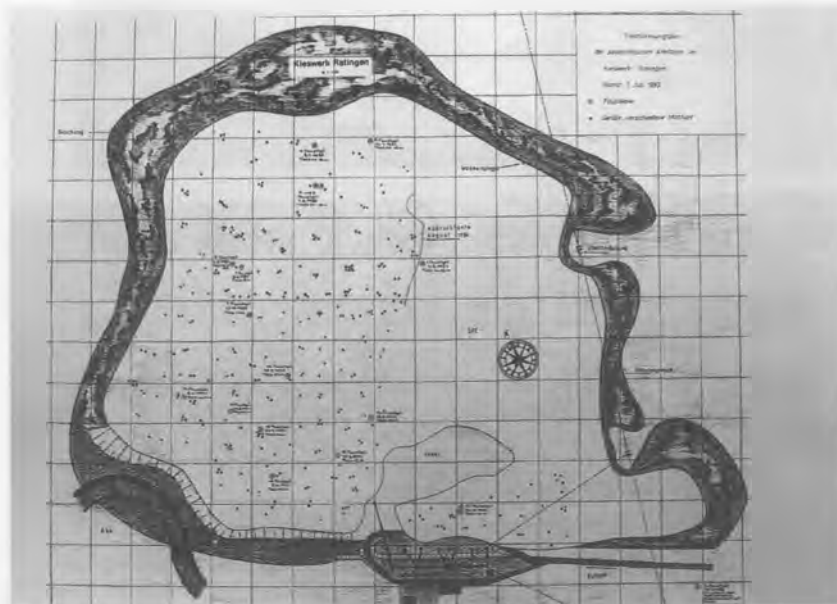
zu durchsuchen. Dort fand der Sammler - er war seit 1981 als interessierter Bürger archäologisch in der Region tätig - bei der Suche nach Wirbeltierfragmenten einen Faustkeil. Bis zum Ende der Baggerarbeiten im Jahre 1993 konnte Reinhard Busch in mehr als 2.500 Stunden annähernd 360 Steinwerkzeuge und Artefakte, aber auch 150 Knochen und Zähne vom Fellnashorn, Mammut, Riesenhirsch, Wildpferd und Wildrind zusammentragen. Neben dem steinzeitlichen und eiszeitlichen Fundmaterial konnte noch eine Vielzahl von Gegenständen wie Mahlsteinfragmente, Spinnwirl, Feuersteinabschläge usw. aus dem La Tène in der Grube geborgen werden.

Nach der zeitlichen wissenschaftlichen Einordnung des Sammlungsbestandes handelt es sich bei den Steinmaterialien um die ältesten Belege menschlichen Lebens im heutigen Ratinger Stadtgebiet aus der Zeit um 150.000 v. Chr. Zu dieser Zeit begann mit dem Auftreten des Neandertalers (= *Homo sapiens neanderthalensis*) in Mitteleuropa

die Periode der Sammler und Jäger. Die Lebensbedingungen dieser Menschen waren durch das kaltzeitliche Klima und die damit verbundene Tier- und Vegetationswelt geprägt.

Bei den Steinwerkzeugen der Sammlung Reinhard Busch handelt es sich um Werkzeuge, die aufgrund ihrer Herstellungsweise und Formgebung für die Zeit der Neandertaler kennzeichnend waren. Die Geräte der Neandertaler wurden aus hartem, gut spaltbarem Gestein hergestellt. Der Quarzit war das Material, das überwiegend in der Umgebung der heutigen Stadt in großen Blöcken vorkam und bis auf wenige Ausnahmen für die Funde verwendet wurde. Der hier vorkommende, teilweise glasähnliche Stein gehörte neben dem Feuerstein zum beliebtesten Material der Geräteherstellung. Zu den auch heute noch bekanntesten Quarzitbeständen der Umgebung gehören die Felsen auf dem Stinkenberg.

Betrachtet man die Steinwerkzeuge der Neandertaler, so ist erkennbar, daß sie durch bestimmte Schlagtechniken - die Abschlagtechnik oder Kerntechnik - hergestellt wurden. Das Material wurde mit Hilfe von Schlagsteinen, Knochen, Geweihen oder hartem Holz bearbeitet. Bei der Abschlagtechnik wurde von einem größeren Stein ein kleines Werkstück abgetrennt und so zu einem Abschlag gefertigt. Der Bearbeiter begnügte sich hierbei nicht nur auf das bloße Abschlagen von Gesteinssplittern, sondern er entwickelte vielmehr eine besondere Technik der Abschlagtrennung. Diese Abschlagtrennung wird nach ihrem ersten bekannten Fundort der Werkzeuge in Frankreich als sogenannte Levallois-Technik bezeichnet. Bei dieser Technik wird zunächst das Rohstück - der sogenannte Kern - vorbereitet und zu einem läng-



Fundstreuungsplan der paläolithischen Artefakte im Kieswerk Ratingen-Volkardey

lich-ovalen Abschlag weiterverarbeitet. Durch eine umlaufende Bearbeitung wird die Unterseite und im Anschluß daran die Oberseite des Materials von der verwitterten Außenschicht befreit. Hierdurch entsteht ein Kern, der in seiner äußeren Form wie ein Uhrglas gewölbt ist. Die so ausgeprägte Oberseite wird nun durch einen Schlag von der Seite her als sogenannter Levalloisabschlag abgetrennt und in der Folge zu Kratzern, Schabern oder Spitzen verarbeitet. Der Rest des Kernes zeigt den negativen Abdruck des abgetrennten Steinmaterials. Ein solcher Kern befindet sich in der Sammlung. Aufgrund seiner idealen Ausformung gehört er zu den schönsten Stücken der gesamten Region (Abb.2).



Kern

Bei der Kerntechnik - einer anderen Bearbeitungsmethode der steinzeitlichen Menschen - wird das Steinmaterial durch beidseitiges Behauen in eine besondere, einem länglichen Dreieck vergleichbare Form gebracht. Die so hergestellten Werkzeuge wurden als Universalgeräte eingesetzt. Ihre Spitzen wie auch Längsseiten waren scharf und dienten als Arbeitskanten. Siebzehn Faustkeile von hervorragendem Erhaltungsgrad und unterschiedlichen Fertigungsstadien befinden sich in der Sammlung Reinhard Busch (Abb.3). Quarzitstücke (=Kerne), von denen scharfe Späne (=Abschläge) durch die unterschiedlichen Bearbeitungstechniken abgetrennt und weiterverarbeitet wurden, Abschläge vom Entfernen der verwitterten,

unbrauchbaren Rinde der Steinblöcke und bei der Herstellung zerbrochene Werkzeuge ergänzen den Bestand des Steinmaterials.

Wie wissenschaftliche Untersuchungen über die beobachtete Streuung und das dort gefundene Steinmaterial ergeben haben, war der Ratinger Fundplatz kein Siedlungsort, sondern ein Werkstattplatz der Neandertaler. Der Ort lag vor annähernd 60.000 Jahren in der Weichsel-Eiszeit an den Ufern des damaligen Rheins. Werkstattplätze - häufig auch Ateliers genannt - wurden in jener Zeit im nahen Umkreis brauchbarer Steinvorkommen errichtet. Zur Geräte- und Werkzeugherstellung benötigte der steinzeitliche Bewohner einen Rohstoff in Form eines geeigneten Gesteins. Seinen Werkstoff fand er in den Quarzitbrocken der nicht bewachsenen breiten Schotterufer des Rheins. Die fertigen Steingeräte stellten für die Menschen keine Wertgegenstände dar und wurden in der Regel nach ihrer zeitaufwendigen Herstellung zu den in unmittelbarer Nachbarschaft oder weit entfernten Regionen des Ateliers befindlichen Wohnplätzen mitgenommen. Fehlprodukte, Herstellungsabfälle und un-

fertige Werkzeuge - sie vermitteln einen umfangreichen Einblick in die Herstellungstechniken von Steingeräten - weisen auf das Vorhandensein dieser Ateliers hin. Der Werkstattplatz von Ratingen ist in seiner wissenschaftlichen wie auch zeitlichen Zuordnung für den Niederrhein und weit über die Grenzen von Nordrhein-Westfalen hinaus einmalig.

Will man den nun übernommenen Bestand im Rahmen der den Museen zugewiesenen klassischen Aufgaben: Sammeln - Bewahren - Erforschen - Ausstellen bewerten und einordnen, so wird deutlich, daß die Sammlung aufgrund der Dichte, der Einmaligkeit, der Qualität und des Umfangs Möglichkeiten für die Einordnung und Präsentation im Stadtmuseum eröffnet. Das Werkzeugmaterial der Sammlung wird im Rahmen eines Dissertationsvorhabens am Ur- und Frühgeschichtlichen Seminar der Universität Köln wissenschaftlich ausgewertet. Mit der Übernahme der Sammlung Reinhard Busch konnte das Stadtmuseum die stadthistorischen Exponate um einen wichtigen Sammlungsbestand erweitern und so wichtige Zeugnisse der Geschichte der Stadt sichern.

Dr. Wilfried Rosendahl
Klaus Thelen



Faustkeile

Zur Geschichte des Stellmacher-Handwerks in Ratingen

Im März 1987, acht Monate nach dem Tode des Stellmachermeisters Wilhelm Heinrich Schorn (30.8.1909 bis 7.7.1986), wurde die Werkstatt an der Düsseldorfer Straße 30 ausgeräumt. Damit ging eine Handwerker-Tradition zu Ende, die mindestens vom 19. Jahrhundert bis in die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts hineinreicht.

die ersten vorhandenen Eintragungen das Datum vom 27. Oktober 1837. Aus einer im Buch enthaltenen Aufrechnung aus den Jahren 1830 bis 1836 ist zu schließen, daß die Stellmacherei mindestens schon 1830 bestanden hat.

Die ersten Eintragungen in das Kontobuch sind von Jakob Schorn gemacht worden.

gen Besitzer Wilhelm Jakob Schorn (16.10.1880 bis 7.8.1939) erfragt hat.

So heißt es u.a. bei Büter: „Jakob Schorn ist auch der Gründer der Stellmacherei. Sein Vater war kein Handwerksmeister, sondern Landwirt, der vom Hof Heimbroich im Schwarzbachtal stammte. ... Jakob Schorn hat sein Handwerk bei der Ratinger Firma Schlösser erlernt.*1) Seine Söhne Peter, Jakob, Wilhelm und Heinrich Schorn haben beim Vater gelernt und auch draußen für ihn gearbeitet. Ihre Namen sind häufig im Kontobuche erwähnt, wobei hinzugefügt wird, wo, wie lange und für welchen Tagelohn sie außerhalb beschäftigt waren.“ (Ratinger Zeitung vom 18. April 1936).

Bei Büter heißt es weiter: „Von den Söhnen Jakob Schorns haben Peter in Duisburg, Jakob in Mettmann und Wilhelm in Ruhrort-Meiderich eine Stellmacherei aufgemacht. Der jüngere Sohn Heinrich (geb. 27.6.1832, gest. 31.12.1917) hat das Geschäft seines Vaters übernommen und weitergeführt.“

Büter entnimmt dem alten Geschäftsbuch, welche Arbeiten in dem Betrieb ausgeführt wurden: „An erster Stelle stehen natürlich alle Facharbeiten eines Stellmachers: Herstellung von Wagenrädern, Achsen, Kartböcken, Gestellen, Bremsvorrichtungen sowie ganzer Wagen.“ Aus den zwanziger und dreißiger Jahren erinnere ich mich besonders deutlich an die großen



Wohnhaus der Familie Schorn, Düsseldorfer Straße 30, 1909 oder 1910.
In der Tür rechts Elisabeth Schorn, die Frau von Wilhelm Jakob Schorn.
Auf ihrem Arm der Sohn Wilhelm Heinrich Schorn, der letzte Meister des Betriebes.

Der älteste schriftliche Nachweis zum Stellmacher-Handwerk in Ratingen ist das im Besitz der Familie Schorn befindliche Geschäftsbuch, auf dessen Einbanddecke die Jahreszahl 1835 zu lesen ist. Die ersten Blätter sind herausgerissen worden. So tragen

Heinrich Büter ist es zu danken, daß er im Jahre 1936 einen Artikel in der Ratinger Zeitung veröffentlicht hat, der den Titel trägt: „Was das alte Kontobuch eines Ratinger Handwerksmeisters erzählt“. Darin ist vieles festgehalten, was er offensichtlich von dem damali-

(*1) Jakob Schorn lebte vom 4.12.1794 bis zum 29.12.1870. Bei Ingrid Höltgen: „Das Leben einer Eckamper Familie in zwei Jahrhunderten“, als 10. Band der Beiträge zur Geschichte Ratingens vom Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e.V. herausgegeben, o.J., heißt es auf S.53: „Die Familie Schlösser war eine alte Zimmermannsfamilie, die im Jahre 1805 von Hubbelrath nach Ratingen gekommen war.“



Die Werkstatt im Jahre 1918 oder 1919.

Rechts Wilhelm Jakob Schorn, neben ihm seine Frau Elisabeth mit dem Sohn Heinz auf dem Arm. Links ein Geselle. Im Vordergrund von links die Kinder Toni (Frau Roeder), Willi, Else (Frau Hopfner) und Karl. Die Kinder Josef und Hanni waren noch nicht geboren.

Schlagkarren, die zur Kartoffel- und Rübenenernte für die Landwirte hergestellt wurden. Vielleicht findet sich bei einem Landwirt des Kundenkreises der Stellmacherei Schorn noch das Foto einer solchen Karre. - Es wurden außerdem Wagen für die Getreide-Ernte sowie solche für Bäcker (Windeck war immer unser Kunde), Metzger, Spediteure und Milchwändler angefertigt, wie das Beispiel des Wagens der Firma Anton Böker aus Ratingen zeigt. - Handwagen, Zieh- und Schiebkarren wurden zudem an Privatleute zum Transport der Garten-Erzeugnisse verkauft. - Natürlich führten die Stellmacher auch Reparaturen aus.

Holz kaufte man von Holzhändlern, z.B. Kaiser in Lintorf oder Wicking in Ratingen oder auch bei den Förstern der Spee'schen Wälder. Vor allem Eichen- und Buchenstämme wurden auf dem Horizontalgatter, das Wilhelm Jakob Schorn 1919 angeschafft hatte, zu Brettern geschnitten und auf dem großen Lagerplatz getrocknet.

Außer dem Sägegatter standen in der Werkstatt eine Bandsäge, eine Radmaschine, zwei Hobelmaschinen und mehrere Hobelbänke.

Bei Büter heißt es: „Das alte Kontobuch gibt auch Einblick in den Kundenkreis der Stellmacherei

Schorn. Zu ihm gehören in erster Linie Fuhrwerks- und Wagenbesitzer und Landwirte. Die gute Arbeit warb auch manchen auswärtigen Kunden. Von diesen sind u.a. im Kontobuche genannt: Ruttey aus Mettmann, Heinemann aus Düsseldorf, Thunes aus Kettwig, Thomashoff von Rommeljans, Kleinkern aus Mintard, Jakob Kürten von Götschenberg, Peter und Jakob Poßberg aus Homberg, Emrath aus Düsseldorf, Bernsau aus Ruhrort u.a.“

Ich erinnere mich an Conrads aus Eggerscheidt, Kliff und Papenhoff aus Homberg u. Meiersberg,

Stinshoff, Bemenburg, Schulte-Bunert und Robert Thomashoff (Schäffenmühle) sowie Gut Rosendahl (Tillmann/Schellberg) aus dem Schwarzbachtal, Schnock und Paas aus Tiefenbroich und Stevens aus Eckamp.

Sonntags nahm mein Vater mich, das jüngste seiner sieben Kinder, oft bei der Hand und sagte: „Jommer mol no de Buure! Nehme mer de Rechnong met, mol kicke, op mer et Jeld krije!“ Das war in der schlechten Zeit Ende der zwanziger und zu Beginn der dreißiger Jahre längst nicht selbstverständlich. Manchmal wurde mit Waren bezahlt. So erinnere ich mich, daß ich, etwa 1933/34, für einen größeren Rechnungsbetrag im „Oberdorf“ nach und nach Lebensmittel holen mußte. Ein andermal kippte ein Bauer eine ganze Schlagkarren-Ladung Kartoffeln auf unseren Hof. Das war soviel, daß wir die „Erpel“ in unserem Zehn-Personen-Haushalt nicht aufessen konnten. So mußte der Vater Kartoffeln verkaufen, um zu Bargeld zu kommen. Das war natürlich nicht die Regel. - Aber es war schon im 19. Jahrhundert oft so. Büter schreibt: „1853, 1860 und 1861 liefert der Müller Karl Bonrath Weizen- und Roggenmehl und 23mal Brot, um sein Konto auszugleichen. Die Witwe Gerichrath, Inhaberin einer Wirtschaft und Bäckerei (jetzt Haus Krier) bezahlt die Rechnung Februar 1853, indem sie zweimal



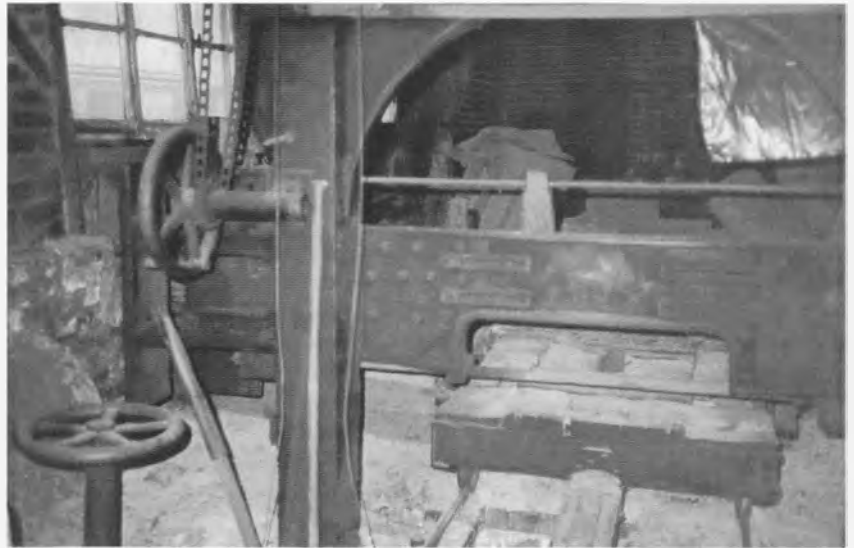
Milchwagen
Hergestellt in der Stellmacherei Schorn für den Milchwändler Anton Böker

ein 14-pfündiges und elfmal ein zweipfündiges Brot liefert. Der Fuhrmann Aps tilgt 1863 seine Rechnungsschuld mit der Lieferung von 300 Pfund Kartoffeln im April, 150 Pfund Kartoffeln im Mai und 500 Pfund Kappes im Oktober." (Ratinger Zeitung vom 18.4.1936).

In der ehemaligen Stellmacher-Werkstatt wurden zuletzt nur noch Verlade-Keile für Mercedes-Wagen für den Bahntransport angefertigt und geliefert.

Das Sägegatter, die Maschinen und Werkzeuge warten in einer Scheune darauf, interessierten Ratingern gezeigt zu werden. Die Erben des Wilhelm Heinrich (Willi) Schorn haben sie der Stadt als Dauerleihgabe zur Verfügung gestellt.

Außer der Stellmacherei Schorn, Düsseldorfer Str. 30, gab es die Werkstatt der Brüder Wilhelm und Robert Schorn, ebenfalls an der Düsseldorfer Straße, wo heute die Häuser Nr.117 bis 123 stehen. Zuletzt arbeitete Stellmachermeister Wilhelm Konrad aus dem Hunsrück in diesem Betrieb, bis er etwa 1966 geschlossen und das Haus abgerissen wurde. Ein Geschäftsbuch dieser Firma aus dem 19. Jahrhundert befindet sich im Ratinger Stadtarchiv. Über diese Stellmacherei soll noch berichtet werden. Vielleicht können Kunden dieses Betriebes, z. B. die Familie Kockerscheidt, dazu Beiträge leisten.



Die Horizontalgattersäge in der Stellmacherei kurz vor dem Abbau

Auch der Schmied Betten an der Homberger Straße stellte, soviel ich weiß, in den zwanziger Jahren einen Stellmacher ein und lieferte entsprechende Arbeiten. Aus diesem Betrieb ging die Firma Kullmann & Betten, Fahrzeugbau & Handels-GmbH, hervor. Vielleicht läßt sich auch darüber Material zusammentragen, um zu berichten.

Im Jahre 1991 konnte in Duisburg an der Wanheimer Str.393 die Firma Gebr. Schorn GmbH, Scania-Direkthändler, ihr hundertjähriges Bestehen feiern. Gegründet wurde diese Firma von Stellmachermeister Heinrich Schorn (1866-1941), dem ältesten Bruder von

Wilhelm Jakob Schorn (1880-1939), der mit seiner Frau Auguste geb. Conrads aus Eggerscheidt, wie man erzählte, mit 50 Goldmark und einer Karre Holz nach Duisburg zog und sich selbständig machte. Von den zehn Kindern des Ehepaares Heinrich und Auguste Schorn arbeiteten fünf Söhne als Stellmacher, Schmied und Karosseriebauer im väterlichen Betrieb, der sich rechtzeitig auf Fahrzeugbau umstellte und bis zu 100 Leute beschäftigt hat. - Heute ist Heinz Schorn, Enkel des Gründers, Mitinhaber der Firma Scania Gebrüder Schorn.

Sicher wird es auch interessant sein, über die Familiengeschichte der Schorns zu berichten. Ein Stammbaum liegt bis zu einem Petrus Schorn, geb. etwa 1640 in Rath, vor. Rath, das war nicht Düsseldorf. Bei Germes heißt es: „In der alten Honschaft Rath lagen mehrere, jetzt zum Stadtgebiet gehörende bedeutende Höfe; so Hohe Beck, auch Gerlingshof genannt, der freie Hof Niederbeck, 1433 erwähnt, die adeligen Höfe oder Rittergüter Heiligen-donk, 1351 genannt, und die Volkardey ... sowie der Hof Nösenberg, 1484 erwähnt.“

(Jakob Germes, „Ratingen im Wandel der Zeiten“, 2. Auflage, o.J., A. Henn Verlag, Kastellaun, S.76.)



Die Stellmacherei Schorn in den 60er Jahren. Rechts der Torweg-Überbau von 1934. Das Haus wurde 1987 an die Sparkasse verkauft und 1990/91 abgerissen

Hanni Schorn

Erinnerungen an eine Fußball-Weltmeisterschaft

Nach den aufregenden Ereignissen der Fußball-Weltmeisterschaft 1994 sind die Fußball-Fans der Nation nun durch die guten Leistungen in der Bundesliga wieder versöhnt.

Aber immer dann, wenn sich alle vier Jahre die besten Mannschaften der Welt zum fairen Wettkampf treffen, wird bei mir wieder die frohe Erinnerung an den 4. Juli 1954 lebendig, als ich das Endspiel der ersten Fußball-Weltmeisterschaft nach dem Kriege inmitten einer großen Fan-Gemeinde im Gesellschaftszimmer der Ratinger Gaststätte „Zum treuen Husar“ erleben durfte.

Wenn man heute 40 Jahre zurückschaut und sich vorstellt, daß es zu dieser Zeit nur ungefähr 15 bis 20 Fernsehgeräte in ganz Ratingen gab, so wußte man das wohlwollende Angebot des Wirtes zu schätzen, das Endspiel der deutschen Nationalmannschaft vor einem 39er-Bildschirm seiner Gaststätte erleben zu dürfen.

Die Gunst dieser 90 Minuten wurde aber nur jenen zuteil, die sich zu den Stammgästen des Hauses zählten. Für sie öffnete eine Berechtigungskarte die Türe des Gesellschaftszimmers und damit das besondere Erlebnis der optischen Wahrnehmung des fußballerischen Weltereignisses. Ich gehörte nicht dazu, und so wurde mir zunächst der Zugang zum Kreis der Auserwählten verwehrt. Der Fußball war weder damals noch heute „mein Leben“, aber dennoch packte mich das Interesse, um den vielleicht größten Tag der deutschen Sportgeschichte der Nachkriegszeit zu erleben. Und außerdem, Fußball im Fernsehen, wer kannte das schon.

Der Zufall wollte es, daß ein Bekannter meines Vaters die Stammkunden-Sympathie des Wirtes besaß. Nach einigen Gesprächen mit dem Wirt, dem

sehr viel an der Gleichbehandlung seiner Gäste lag, gab es dann doch noch zwei Eintrittskarten. Meine Freundin Rita und ich waren froh und glücklich, dieses sportliche Ereignis nun im elitären Kreis vor dem Bildschirm zu erleben.

Ganz Fußball-Deutschland sprach vom Finale in Bern, das am 4. Juli 1954 um 17.00 Uhr angepfiffen wurde.

Mit dem Einlaß um 9.00 Uhr morgens begann der denkwürdige Tag des deutschen Fußballgeschehens im Gesellschaftszimmer unseres Gastgebers. So früh am Morgen brauchten wir aber noch nicht dazusein, denn der Bekannte meines Vaters ließ uns wissen, daß er für uns zwei Plätze freihalten würde. Ein willkommenes Angebot, das wir gerne in Anspruch nahmen.

man sich einen guten Platz vor dem kleinen Bildschirm. Die dicht beieinander stehenden Stühle ließen den Platzinhabern kaum einen Freiraum für die normalen Bewegungsabläufe. Keiner stand auf, um nur nicht den Platz zu verlieren. Für die Kellner war hier Schwerstarbeit angesagt. Biergläser hielt man in der Hand oder stellte sie auf den Boden. Tische gab es nicht, denn diese hätten zuviel Platz in Anspruch genommen. Die Fröhlichkeit kannte keine Grenzen und wurde durch den reichlichen Alkoholgenuß seit der frühen Morgenstunde immer wieder neu bereichert. Und dann kam, was kommen mußte. Rund zwei Stunden vor dem Übertragungsbeginn forderte der übermäßige Alkoholbedarf seine ersten „Opfer“.

Der so lange belegte Platz in bester Sitzposition vor dem Gerät



Die Gaststätte „Zum treuen Husar“ an der Bahnstraße in den 50er Jahren

Doch gegen 13.00 Uhr hielt uns nichts mehr zurück. Der Weg zum großen Erlebnis war programmiert. Im Gesellschaftszimmer des Gasthauses empfing uns das bierselige Stimmungs-Hoch der seit 9.00 Uhr Versammelten. Mit dem frühen Erscheinen sicherte

wurde von nicht wenigen eilends verlassen, um an üblichen und nicht üblichen Orten dem Mageninhalt den freien Ausgang über die Zunge zu gewähren.

Es waren doch einige, die so das Ziel des Tages nicht mehr im Voll-

besitz ihrer Kräfte erlebten. Sie, die viele Stunden voller Erwartungsfreude vor dem dunklen Bildschirm gesessen hatten, sorgten nun unfreiwillig für freie Stühle. Hiervon profitierte auch mein Freund, der gegen 15.00 Uhr einmal unverbindlich in das Zimmer schaute. Und das war der Witz. Er kam, ohne vorher das geringste Opfer zu bringen, und freute sich über einen Platz in der zweiten Reihe.

Als Fritz Walter und seine Freunde dann um 17.00 Uhr das große Spiel begannen, waren es vielleicht 15 bis 20 frühere Platzinhaber, die als Alkoholgeschädigte der langen Wartezeit das eigentliche Spektakel am Bildschirm nicht mehr erlebten. Sie waren draußen an der frischen Luft, oder bereits auf dem Heimweg in die häusliche Obhut.

Für sie nahm das erwartungsvolle Vorhaben dieses Tages einen völlig anderen Verlauf.

Mit dieser Erinnerung sollte eigentlich erzählt werden, wie groß der Erlebniswert der Übertragung einer Fußball-Weltmeisterschaft im Jahre 1954 war, als es in Ratingen nur wenige Fernsehgeräte gab und ein Gastwirt diese Möglichkeit bot.

Mit meiner Freundin Rita und meinem Freund aus der zweiten Reihe erlebte ich 90 stimmungsfrohe Minuten, die durch die bewegenden Spielabläufe auf dem Platz und durch den „befreienden“ Alkoholgenuß meiner „Mitseher“ geprägt wurden.

Unvergessen bleibt mir jener sportliche Augenblick, als Helmut Rahn mit seinem Sieg- und Jubeltreffer das Wunder von Bern vollbrachte und Deutschland zum ersten Mal Weltmeister wurde.

Aus den Bekannten und Unbekannten am Morgen wurden in den langen Stunden des Wartens Freunde, die dann noch lange das

große Ereignis der Weltmeisterschaft, soweit sie es noch konnten, in froher Stimmung im Gesellschaftszimmer der Gaststätte an der Bahnstraße feierten.

Josef Keusen

*Der Theodor, der Theodor,
der steht bei uns im Fußballtor,
wie der Ball auch läuft,
wie der Schuß auch fällt,
der Theodor, der hält!*

(Lied aus den 50er Jahren, das auf den ersten Präsidenten der Bundesrepublik Deutschland, Theodor Heuss, anspielte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben.)

„...im nahmen des gesetzes...“

Die Anfänge staatlicher Personenstandsbeurkundung in Ratingen

„Im Jahr eintausend acht hundert zehn, den fünf und zwanzigsten Januar erschienen vor mir, Bernard Söchting, ersten beigeordneten der Munizipalitaet Ratingen, 1tens, der Johan Hermann Thierhoff, nach dem produzirten, von dem prediger Bucholz zu Gelsenkirchen ausgefertigten Geburtsschein am fünf und zwanzigsten Mertz Eintausend sieben hundert achtzig und vier gebohren, dahier zu Ratingen wohnend, ein vollspinner, mit seinem Vater Johann Theodor Thierhoff, ein taglöhner, und seiner Mutter Elisabeth Nieser, beide dahier wohnhaft, 2tens, die Anna Christina Zimmermanns, zuzufolg des produzirten geburtsscheines, Eintausend siebenhundert achtzig sechs, am drey und zwanzigsten august dahier zu Ratingen getauft, im beistand ihres Vaters Johann Hubert Zimmermann, ein Schreiner, und ihrer Mutter Anna Gertrud Rauen, beide dahier zu Ratingen wohnend; welche beide haupt Comparenten mich unter beistimmung ihrer resp. Eltern

auforderten, auf dem grund der zweimahl vor dem gemeindehauß, und zwar am vierzehnten Januar Eilf uhr und am Ein- und zwanzigsten Januar Eilf uhr dieses Jahres, geschehene aufgebote, das unter ihnen geschlossene Ehe Verlobnis durch die trauung zu vollziehen - weil nun diesem auch nichts entgegen stand, indeme keine Einspruche wider diese eheliche Verbindung gemacht worden war, so wurde den beiden Verlobten das von der ehe handelnde sechste Capitel des gesetzbuchs Napoleon vorgelesen und ihnen darauf die frage vorgelegt, ob sie entschloßen wären, sich gegenseitig ehelich zu verbinden? Da hierauf bräutigam und braut jeder besonders diese frage mit Ja beantworteten, so habe ich im nahmen des gesetzes den Johan Herman Thierhoff und die Anna Christina Zimmermanns für eheleuthe erklärt und über diese handlung gegenwärtige urkunde aufgenommen, wobei folgende zeugen zugegen waren:

1. Jacob Ermentrand, zwanzig zwei Jahr alt, ein weber.
2. Wilhelm Schlösser, dreißig vier Jahr alt, ein winkelierer.
3. Johan Wilhelm Fecke, zwanzig vier Jahr alt, ein baumwollspinner.
4. Hermann Blind, zwanzig fünf Jahr alt, ein winkelierer.

Hermanus Dierhof, Johan Hubert Zimmermann als Vatter, Jacobus Ermentrand, Wilhelm Schlösser, Hermanus Blind.

Nach geschehener verlesung haben Comparenten, außer der Anna Christina Zimmermann, die ehfrau des Johan Theodor Thierhoff, der Johan Theodor Thierhoff, der ehfrau des Johan Hubert Zimmermann, Johan Wilhelm Fecke, welche sämtlich nicht schreiben zu können erklärten, diese urkunde unterschrieben.

Bernard Söchting, beigeordneter.“ (Ratingen H Nr. 25/1810)

den Unterhalt schuldig ist, in sein Haus aufnehme, ihn daselbst ernähre und unterhalte.

211. Das Gericht soll ebenfalls entscheiden: ob der Vater oder die Mutter, welche das Kind, dem sie den Unterhalt schuldig sind, in ihr Haus aufzunehmen, zu ernähren und zu unterhalten sich erbieten, in diesem Falle von der Verbindlichkeit zur Bezahlung der Unterhaltssumme frey zu sprechen sind.

Sechstes Capitel.

Von den wechselseitigen Rechten und Pflichten der Ehegatten.

212. Die Ehegatten sind einander Treue, Hülfe und Beystand schuldig.

213. Der Mann ist seiner Frau Schutz, und die Frau ihrem Manne Gehorsam schuldig.

214. Die Frau ist verbunden, bey dem Manne zu wohnen, und ihm allenthalben hin zu folgen, wo er sich aufzuhalten für gut findet; der Mann ist schuldig, sie aufzunehmen, und ihr alles, was zum Lebensunterhalte erforderlich ist, nach seinem Vermögen und Stande zu entrichten.

215. Die Frau kann ohne Genehmigung ihres Mannes nicht vor Gericht auftreten, selbst alsdann nicht, wenn sie eine öffentliche Handelsfrau ist, wie auch wenn sie mit ihrem Manne in keiner Gütergemeinschaft lebt, oder wenn eine Vermögensabsonderung zwischen beyden statt findet.

216. Die Genehmigung des Mannes ist nicht erforderlich, wenn gegen die Frau in peinlichen oder Polizensachen verfahren wird.

217. Die Ehefrau kann, wenn sie gleich mit ihrem Manne in keiner Gütergemeinschaft, oder in einer Vermögensabsonderung lebt, weder schenken, veräußern, ihr Vermögen mit Hypotheken beschweren, noch erwerben, es sey unentgeltlich oder gegen Vergütung, so fern nicht ihr Ehemann bey der Handlung selbst dazu mitgewirkt oder schriftlich eingewilligt hat.

218. Verweigert der Mann seiner Frau die Genehmigung vor Gericht aufzutreten, so kann der Richter sie dazu berechtigen.

219. Versagt der Mann seiner Frau die Genehmigung zur Eingehung eines Rechtsgeschäfts, so kann ihn die Frau unmittelbar vor das Gericht der ersten Instanz in dem Bezirke ihres gemeinschaftlichen Wohnsitzes vorladen lassen, welches alsdann, nachdem der Mann in dem Berathschlammzimmer vernommen, oder doch gehörig vorgefordert worden ist, seine Genehmigung ertheilen oder versagen kann.

220. Ist sie eine öffentliche Handelsfrau, so kann sie in ihren Handelsangelegenheiten sich ohne Genehmigung ihres Mannes verbindlich machen; sie verbindet in diesem Falle auch ihren Mann, wenn sie mit ihm in Gütergemeinschaft lebt.

Als öffentliche Handelsfrau wird sie jedoch nicht angesehen, wenn sie nur im Einzelnen die zur Handlung ihres Mannes gehörigen Waaren verkauft, sondern allein in dem Falle, wenn sie einen abgefonderten Handel treibt.

221. Ist der Mann zu einer entehrenden oder Leibesstrafe verurtheilt, wäre sie auch nur wegen ungehorsamen Richterscheinens erkannt: so kann die, selbst volljährige, Ehegattin, so lange die Strafe dauert, nur alsdann vor Gericht stehen oder Verträge schließen, wenn sie zuvor die Genehmigung des Richters ausgeübt haben wird, der solche in diesem Falle ertheilen kann, ohne den Mann vernommen oder vorgeladen zu haben.

222. Ist dem Manne die freye Verwaltung seines Vermögens untersagt, oder ist er abwesend, so kann der Richter, nach vorhergegangener Untersuchung der Sache, die Frau berechtigen, sowohl vor Gericht aufzutreten, als auch Verträge zu schließen.

223. Jedel im Allgemeinen ertheilte Genehmigung, wäre sie auch in der Ehestiftung (Heiraths-Contract) ausbedungen worden, gilt nur in Beziehung auf die Verwaltung des der Frau zugehörigen Vermögens.

224. Ist der Mann noch minderjährig, so bedarf die

„Das von der Ehe handelnde sechste Capitel des Code Napoléon“, das bei der Eheschließung vorgelesen wurde.

Was sich da so kompliziert und manchmal holprig anhört, ist eine der ersten bürgerlichen Eheschließungen, die in Ratingen vor dem ersten Beigeordneten der Stadt, Bernard Söchting, geschlossen wurden. Söchting, der in der Magistratssitzung vom 28. Dezember 1809 zur „Aufnahme der Urkunden des Personenstandes“ bevollmächtigt worden war, war damit der erste „Standesbeamte“ der Stadt Ratingen. Eingeführt wurde die bürgerliche Ehe im Großherzogtum Berg, und damit auch in Ratingen, durch das kaiserliche Dekret vom 12. November 1809, das am 01. Januar 1810 in Kraft trat und nicht nur Regelungen für das Personenstandswesen vorsah, sondern das gesamte französische Zivilrecht (Code Napoléon) auf das Großherzogtum übertrug. Auch die Geburten und Todesfälle wurden von nun an bei der jeweiligen

Mairie bzw. Bürgermeisterei beurkundet. Im linken Rheinland, das bereits seit 1795 vollständig zum französischen Staatsgebiet gehörte, gab es die Zivilehe schon seit 1798.

Die Personenstandsgesetzgebung verdankt ihre Entstehung den Ideen der Französischen Revolution und beruht auf dem Grundsatz der Trennung von Staat und Kirche. Die Ehe wurde somit im Sinne des Code Napoléon als ein Vertrag angesehen, den die Brautleute vor dem zuständigen Beamten der Bürgermeisterei schlossen und der jederzeit wieder aufgelöst werden konnte. Die kirchliche Eheschließung wurde von diesem Gesetz nur insofern berührt, als daß fortan die bürgerliche Eheschließung der kirchlichen vorangehen mußte. Der bürgerlichen Eheschließung wiederum mußte ein Aufgebot vorausge-

hen. An unserem Beispiel kann man sehr gut ablesen, wie im Jahre 1810 in Ratingen eine bürgerliche Eheschließung ablief: Als erstes mußte das Aufgebot bestellt werden, was nur mit der Genehmigung der Eltern geschehen konnte. Waren die Eltern bereits gestorben, mußten die Großeltern ihre Einwilligung geben. Außerdem mußten die Geburtsurkunden vorgelegt werden, daneben waren Angaben zu machen über Berufe und Wohnorte der Brautleute sowie der Eltern. War das geschehen, wurde das Aufgebot „zweimal vor dem gemeindehauf“ verkündigt (in unserem Fall am 14. und 21. Januar 1810, jeweils 11 Uhr). Waren keine Einsprüche gegen die geplante Eheschließung erfolgt („keine Einsprüche wider diese eheliche Verbindung“), versammelten sich die Brautleute sowie die Eltern und Zeugen auf

dem Rathaus zu Ratingen. Hier wurde ihnen vom Beigeordneten Bernard Söchting „das von der ehe handelnde sechste Capitel des gesetzbuchs Napoleon vorgelesen und ihnen darauf die frage vorgelegt, ob sie entschloßen wären, sich gegenseitig ehelich zu verbinden?“ Nachdem die Brautleute diese Frage mit Ja beantwortet hatten, wurden sie „im nahmen des gesetzes ... für eheleuthe erklärt“ und anschließend die Urkunde in zweifacher Ausfertigung in die Zivilstandsregister eingetragen. Die vorgelegten Geburtsscheine sowie die Genehmigungen der Eltern (bzw. Großeltern) verblieben beim Standesamt und wurden in sog. Belegakten gesammelt. Die Belegakten sind deshalb heute für Familienforscher eine sehr wichtige Quelle, da sie häufig noch weit ins 18. Jahrhundert hineinreichen und damit in die Zeit, in der Personenstandsfälle nur von den Kirchen beurkundet wurden.

Diese Form der Eheschließung sollte allerdings nur wenige Jahre gültig sein. Nachdem die Franzosen Ende 1813 aus dem Rheinland vertrieben worden waren

und Preußen das Land in Besitz genommen hatte, wurde es in drei Generalgouvernements eingeteilt. Für das Gebiet von Ratingen war das Generalgouvernement Berg unter der Leitung des Staatsrates Justus Gruner zuständig. Eben dieser Justus Gruner erließ am 25. August 1814 eine Verordnung über das „künftige Verhältnis zwischen kirchlicher und bürgerlicher Trauung im Generalgouvernement Berg“. Darin heißt es unter anderem:

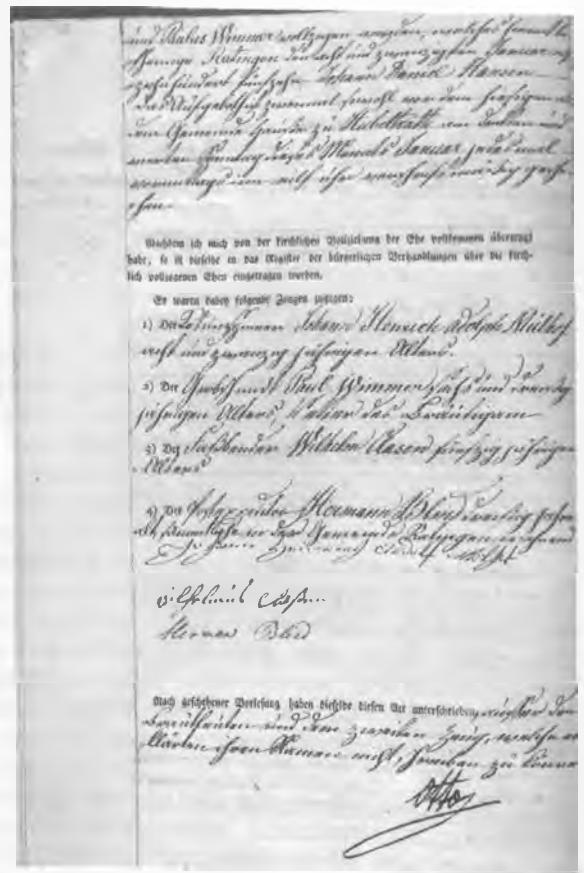
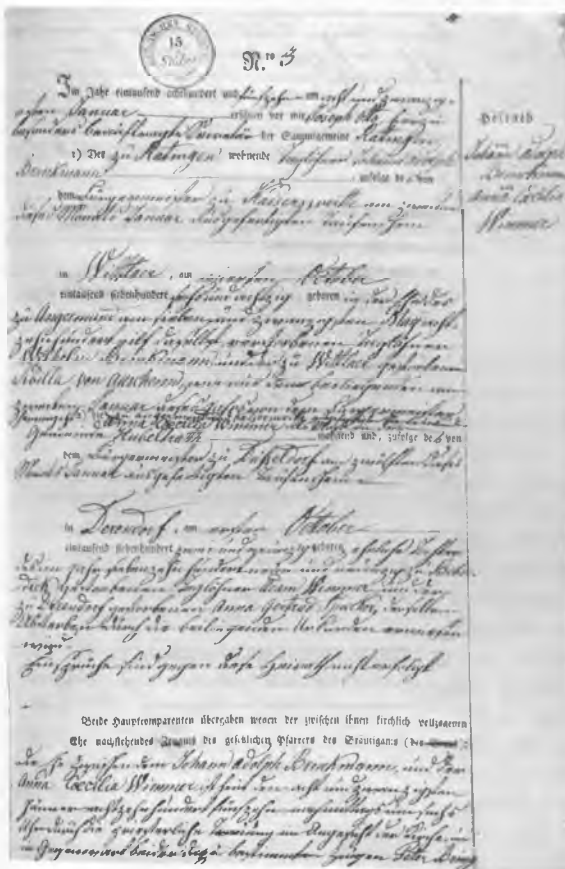
„§ 1 Die Ehe wird künftig, wie vormals, nur durch die priesterliche Trauung vollzogen.

„§ 2 Der Tag und die Stunde der Einsegnung bestimmen demnach den Anfang der Ehe.

„§ 3 Die bürgerlichen Wirkungen des Ehebündnisses können gleichwohl, so lange das seitherige Gesetzbuch und die Gerichtsverfassung bestehen, nur aus der bürgerlichen Ehelichungs-Verhandlung rechtlich in Anspruch genommen werden...“

Das bedeutete, daß von dem Zeitpunkt an die kirchliche Ehe-

schließung, wie es Jahrhunderte vorher auch der Fall war, wieder die allein gültige war. Um aber auch dem Staat einen gewissen Einfluß zu sichern, wurde in der Verordnung darüber hinaus festgelegt, daß das bürgerliche Aufgebot der kirchlichen Eheschließung vorangehen muß und daß nach der kirchlichen Eheschließung die Eintragung der Ehe in die Zivilstandsregister erfolgen muß. In den Ratinger Heiratsurkunden kann man dieses Verfahren gut ablesen: „...Beide Hauptcomparenten übergaben wegen der zwischen ihnen kirchlich vollzogenen Ehe nachstehendes Zeugnis des gesetzlichen Pfarrers des Bräutigams: Die Ehe zwischen dem ... und der ... ist heut den ... durch die priesterliche Trauung im Angesicht der Kirche und in Gegenwart beider dazu bestimmten Zeugen ... vollzogen worden, welches ich hiemit bescheinige. Ratingen, den ... Nachdem ich mich von der kirchlichen Vollziehung der Ehe vollkommen überzeugt habe, so ist dieselbe in das Register der bürgerlichen Verhandlungen über die kirchlich vollzogenen Ehen eingetragen worden ...“



Heiratsurkunde aus den Zivilstandsregistern der Bürgermeisterei Ratingen aus dem Jahr 1815

Die Verordnung von Justus Gruner galt nur auf dem Gebiet des Generalgouvernements Berg, auch nachdem es 1816 bereits wieder abgeschafft worden war und stattdessen das Rheinland in die Regierungsbezirke Kleve, Düsseldorf, Aachen, Köln, Koblenz und Trier aufgeteilt worden war. Sie war mehr als dreißig Jahre lang gültig und wurde erst am 15. April 1848 von König Friedrich Wilhelm IV. aufgehoben, um dann die Regelungen des linken Rheinlandes zu übernehmen, wonach die bürgerliche Eheschließung vor der kirchlichen stattfinden mußte. So wird es auch heute noch gehandhabt.

Die Rheinprovinz hatte innerhalb des preußischen Staates eine Sonderrolle inne, was die Beurkundung der Personenstandsfälle und überhaupt das gesamte bürgerliche Recht betraf. Während hier das französische Recht Gültigkeit hatte, gab es in den übrigen Provinzen das Allgemeine Preußische Landrecht, das besagte, daß Geburten, Heiraten und Sterbefälle nicht vom Staat, sondern weiterhin von den Kirchen beurkundet wurden. Diesen wurde aber die Verpflichtung auferlegt, Duplikate ihrer Kirchen-

bücher am Ende eines jeden Jahres an die zuständigen Kreisgerichte, später dann an die Amtsgerichte abzuliefern. Abgeschafft wurde das uneinheitliche Bild auf dem Gebiet der Personenstandsbeurkundung erst am 01. Oktober 1874. An diesem Tag trat das preußische Personenstandsgesetz in Kraft, das die Einführung der Standesämter in ganz Preußen vorsah. Im Rheinland wurden die bisherigen Zivilstandsregister von den Standesamtsregistern abgelöst. Das Reichspersonenstandsgesetz trat hingegen erst 15 Monate später in Kraft und sorgte dafür, daß Personenstandsfälle in Deutschland einheitlich beurkundet wurden.

Die Zivilstandsregister befinden sich heute zum einen bei den jeweiligen Standesämtern, zum anderen bei den Personenstandsarchiven, letztere gibt es allerdings nur in Nordrhein-Westfalen. Für Ratingen ist das Nordrhein-Westfälische Personenstandsarchiv Rheinland in Brühl (Schloß Augustusburg, Schloßstr. 12, 50321 Brühl) die richtige Adresse. Dort werden die Zivilstandsregister der Bürgermeistereien aufbewahrt, die damals für das heutige Gebiet der Stadt Ratingen

zuständig waren: Ratingen, Eckamp, Angermund und Mintard. Lintorf gehörte zur Bürgermeisterei Angermund, Breitscheid zu Mintard. Homberg und Hösel jedoch waren Teile der Bürgermeisterei Eckamp.

Quellen und Literatur:

1. Zivilstandsregister der Bürgermeisterei Ratingen, Heiraten 1810 und 1815. NW Personenstandsarchiv Rheinland.
2. Magistratsprotokolle der Stadt Ratingen 1809. Stadtarchiv Ratingen P 12.
3. J. J. Scotti, Sammlung der Gesetze und Verordnungen, welche in den ehemaligen Herzogthümern Jülich, Cleve und Berg und in dem vormaligen Großherzogthum Berg über Gegenstände der Landeshoheit, Verfassung, Verwaltung und Rechtspflege ergangen sind. Düsseldorf, 1822.
4. Der beurkundete Mensch. Personenstandswesen im nördlichen Rheinland vom Spätmittelalter bis zum 20. Jahrhundert. Katalog zu einer Ausstellung des NW Personenstandsarchivs Rheinland. Brühl, 1984.

Joachim Schulz-Hönerlage

70 Jahre Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e. V.

Im Februar 1995 wird der Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e.V., kurz Heimatverein genannt, 70 Jahre alt. Kein zufälliges Datum, wie wir meinen, sondern ein Anlaß, über Ziele und Aufgaben des Vereins damals wie heute nachzudenken.

Was in der Satzung der Gründungsversammlung mit „Pflege des Heimatgedankens“ durch „Erforschung der heimischen Geschichte“ und „Sammlung von Altertümern“ umschrieben wird, formte sich gleich zu Beginn zu drei konkreten Schwerpunkten: der Mitwirkung an der Vorberei-

tung des 650-jährigen Stadtjubiläums, dem Aufbau des Heimatmuseums und der Errichtung eines Stadtarchivs. Das übliche rückwärtsgewandte Kramen in der Vergangenheit? Immerhin freuen wir uns heute noch über unser stattliches Heimatmuseum und sind stolz auf das umfangreiche Stadtarchiv. Offensichtlich ist den Gründungsmitgliedern wie den Männern und Frauen der ersten Stunde etwas gelungen, was zur guten Tradition von Heimatvereinen immer schon gehört hat, sich nämlich „in das Spannungsverhältnis zwischen Vergangenheit und Zukunft“ hinein-

gestellt zu sehen und die „Pflege des Heimatgedankens“ als eine tagtägliche, höchst gegenwärtige Aufgabe zu begreifen.

Die Sitzungsprotokolle der ersten Jahre lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß neben der Erforschung der Heimatgeschichte die Erhaltung von Landschaft, Kunst- und Baudenkmälern sowie die Weckung und Vertiefung des Heimatsinnes von vorneherein zu den Hauptaufgaben des Vereins gehört haben. In diesem Zusammenhang soll aber vor allem die Arbeit des Ausschusses interessieren, der sich mit der „Verschö-

nerung der Heimat und Förderung ihres Verkehrs" befaßt hat. Die gute verkehrliche Anbindung der Stadt noch zu verbessern, ist das erklärte Ziel, weshalb das Protokoll vom 3. Dezember 1926 berichten kann, die Verantwortlichen von Stadt und Verein befänden sich in Verhandlungen sowohl mit der Rheinischen Bahngesellschaft als auch mit der Postbehörde, um über die Anbindung an „Calcum“ die Anschlüsse von und nach Duisburg zu erreichen. Die energisch betriebene „Schleifenfahrt durch den großen Gerichtsbezirk Ratingen“ soll „gewissen Eingemeindungswünschen Huckingens“ entgegenarbeiten und „einer möglichen Auflösung des Amtsgerichts Ratingen“ vorbeugen, ein Verlangen, das, wie wir heute wissen, zum Erfolg geführt hat.

Dem Fortschritt verpflichtet, haben sich 1926 Vertreter des Heimatvereins dennoch zur Wehr gesetzt und darum gebeten, „den Verein für Heimatpflege als den berufenen Pfleger des Landschaftsbildes ... um seine Stellungnahme zu ersuchen,“ nachdem bekanntgeworden war, daß „die alten Recken“, gemeint sind die alten Pappeln an der Bahnstraße, aus verkehrstechnischen Gründen beseitigt werden müssen. Gleichgültig, ob es um die Revision von Bebauungsplänen geht, nämlich „die alte Stadtumwallung, Partien an der Grabenstraße, vom dicken Turm bis zum katholischen Krankenhaus und am Kornsturm,“ oder ob Verhandlungen mit der Spee'schen Verwaltung bzw. der Katholischen Kirchengemeinde notwendig werden, weil „die charakteristischen Bauten Hauser Kapelle und Heilighäuschen vor weiterem Verfall zu behüten“ sind, den Akteuren des Heimatvereins ist immer daran gelegen, das Stadtbild anziehender, die Heimat für die Menschen liebenswürdiger zu gestalten.

Deshalb sollen auch Handel und Wirtschaft jede erdenkliche Unterstützung erfahren. Als Klagen über die mangelhafte Postzustellung in Ratingen laut werden, wendet sich „der Herr Vorsitzende“ am 4. Juli 1927 an die Postverwaltung. Eine zweimalige

Postzustellung am Tag genüge nicht für eine Stadt von nahezu 16000 Einwohnern. Bei vielen Empfängern treffe die Post erst gegen Mittag ein. Da es aber den Geschäftsleuten und Angehörigen von kleineren Betrieben nicht zuzumuten sei, am Nachmittag noch einmal einen Boten zur Post zu schicken, beantrage der Heimatverein eine dreimalige Zustellung am Tag, und zwar morgens ab 9 Uhr, mittags ab 12 Uhr und nachmittags ab 16 Uhr. Eine Verkehrs- und Werbewoche zugunsten der Ratinger Gewerbetreibenden wird geplant, kommt aber nicht zustande, weil der Gewerbeverein in letzter Minute wegen Aussperrung der Metallarbeiter der Gruppe Nordwest seine Mitwirkung versagt.

Spektakulärer geht es zu, als der 1935 aus den Arbeitsgebieten des Heimatvereins herausgenommene, von der Stadt neu gegründete „Ratinger Verkehrsverein e.V.“ erfolgreich gegen den Bau der Autobahn im Bereich des Angertals zu Felde zieht. „Heimatschutz ist eine Kulturfrage und Arbeit an der Zukunft,“ wird in der „Ratinger Zeitung“ vom 23. November 1934 argumentiert. Was auch immer den Ausschlag gegeben haben mag, die Schönheit eines der letzten unberührten niederbergischen Bachtäler konnte gerettet werden! Knapp 30 Jahre später beschließt der Verein, jetzt wieder unter seinem alten Namen, „einstimmig die Bildung der Abteilung Aktionsgemeinschaft Fluglärm unter der Voraussetzung, daß die Mitglieder der Aktionsgemeinschaft eine schriftliche Erklärung abgeben, wonach alle eventuell entstehenden Kosten von den Mitgliedern der Gemeinschaft getragen werden.“ So jedenfalls lautet das Protokoll vom 15. Juni 1961. Bekommt hier der Heimatverein von damals gar so etwas wie eine Vorbildfunktion?

Die darauffolgenden Jahre der Vereinsgeschichte spiegeln ebenso ein unermüdliches Engagement der Beteiligten für die in Ratingen Wohnenden wider. Bis 1961 wird die Satzung um bedeutsame Ziele und Aufgaben erweitert, darunter „die Pflege der heimischen Mundart, die Förde-

rung und Sammlung bemerkenswerter zeitgenössischer Kräfte aus dem heimischen Kulturkreis, die Pflege der Verbindung mit den auswärts wohnenden Ratingern und die Förderung der Eingliederung der Neubürger in die Ortsgemeinschaft.“ Dem Auftrag der Gründungsväter getreu, versuchen Männer und Frauen, den veränderten Aufgaben so eindringlich und reizvoll wie möglich gerecht zu werden. In diesem Zusammenhang sei erinnert an die Herausgabe der zahlreichen Beiträge zur Ratinger Geschichte, an Straßenschilder mit den erläuternden Zusatztexten, an Anregungen für Straßenbenennungen sowie Mitwirkung bei Denkmalschutzmaßnahmen, darunter eine so bedeutende wie die Erhaltung und Instandsetzung des mittelalterlichen Bürgerhauses. Erwähnenswert sind aber auch die vielen Fahrten und Vorträge, die uns mit unserer Lokalgeschichte und deren Eingebettetsein in Weltgeschichte vertraut machen wollten. Denn Bewußtsein für Schutz und Erhaltung von Heimat kann sich nur bilden, wenn zuvor die Qualitäten von Heimat vor Ort erkannt und erlebt worden sind.

Wir stellen fest: In den vergangenen 70 Jahren haben Männer und Frauen auf neue Fragen immer wieder neue Antworten gefunden. Dafür schulden wir ihnen Respekt und unseren aufrichtigen Dank. Uns ist es aufgegeben, daß immer mehr Menschen die Qualitäten unserer schönen Stadt und Umgebung kennen und lieben lernen. Wir wollen das Erhaltenswerte schützen und Künftigem neue Wege bahnen, ohne uns vor der sozialen Verantwortung für das Hier und Jetzt davonzustehlen.

Josefine Multhaupt

Quellen: Jürgen Reulecke: Heimat 1890 - Heimat 1990: Zu den Wandlungen des Heimatbegriffs in hundert Jahren deutscher Geschichte, in: Beiträge zur Heimatkunde der Stadt Schwelm und ihrer Umgebung, 41. Heft 1991, S. 10 ff. Stadtarchiv Ratingen: Protokolle NK 25-1, 2,3,4,5, ebenda: Protokollbuch 1925 - 1936, ebenda: „Ratinger Zeitung“ Nr. 272 vom 23.11.1934

10 Jahre Stadtteilbücherei West

Im Januar diesen Jahres feierte die Stadtteilbücherei in Ratingen West mit einem bunten Programm und einem Tag der Offenen Tür ihren ersten „runden“ Geburtstag.

Wie alles anfing...

Mehr als 10 Jahre sind seit der Eröffnung im Freizeithaus am Berliner Platz vergangen, als die Menschen in West endlich ihre Bücherei, die viele Jahre im jungen Stadtteil gefehlt hatte, am 4. Januar 1984 in Besitz nehmen konnten.

Bereits nach einem Vierteljahr zählten über 1.000 Personen aller Alters- und Bevölkerungsgruppen, darunter zahlreiche Bürgerinnen und Bürger ausländischer Herkunft zu ihren eingetragenen LeserInnen. Von Anfang an verstand sich die Bücherei als multikultureller Treffpunkt im doppelten Sinne, nicht nur bezüglich des so zu bezeichnenden Charakters des Stadtteils und seiner BewohnerInnen, sondern auch hinsichtlich ihres vielfältigen Medienangebotes: Neben einem Grundbestand an Büchern gehören selbstverständlich Zeitschriften, Zeitungen, Comics, Toncassetten und Spiele dazu. Im Laufe der Zeit wurden weitere Medien eingeführt: Medienpakete (Sprachkurse), Noten, Videos, CDs und Disketten. Für dieses wachsende Angebot war der Raum bald zu klein, und auch heute ist nicht mehr Platz für die BesucherInnen und Mitarbeiterinnen vorhanden.

Stadtteilkultur für alle!

Ein regelmäßiges Ferienprogramm mit Vorlesestunden, Bilderbuchkino, Basteln und Filmvorführungen lockt seit vielen Jahren gezielt die anwohnenden Kinder während der schulfreien Zeit in die Bücherei. Für zahlreiche Veranstaltungen für jung und alt nutzte die Bücherei die übrigen Räumlichkeiten im Freizeithaus. Vieles wäre ohne die Kooperation mit anderen Institutionen im Stadtteil über die Jahre hinweg so nicht möglich gewesen. Durch Kontakte mit anderen Einrichtun-

gen vor Ort entwickelte sich eine Vielzahl gemeinsamer Aktivitäten, so z.B. die Teilnahme der Bücherei an den Kulturwochen in West 1992 mit einer Literatur-Performance des jungen Ratinger Autors Stephan Lüsse, dem sich hier erstmals ein Forum vor heimischem Publikum bot. 1993 beteiligte sich die Bücherei am Jubiläumsprogramm „25 Jahre Ratingen West“ mit mehreren Veranstaltungen, unter anderem mit einer Autorenlesung des bekannten Ratinger Autors Erwin Wuillemet und einem Mitmachtheater für Kinder. Die Veranstaltungen zum 10jährigen Bestehen der Bücherei mit einer Kinder-Rallye, Büchertrödel, Kaspertheater, Jazz-Frühshoppen, Zaubern und Schachturnier hatten ihren ganz besonderen Höhepunkt in den Auftritten der Nachwuchs-Rapper aus dem benachbarten Jugendzentrum und der Kabarettgruppe „Westhäkchen“ des Bonhoeffer-Gymnasiums. Besonders wichtig nimmt die Bücherei die Verbindungen zu den Schulen, denn Blockausleihen von Medien und vor allem Klassenführungen sind ein gutes Mittel, um die SchülerInnen an die Bücherei und ihre Möglichkeiten heranzuführen. Viele Kinder halten ihrer Bücherei über Jahre, oft bis zum Schulabschluß die Treue oder sie entdecken darüber hinaus die Hauptstelle im Stadtzentrum mit weitergehender Auswahl.

Wie geht's weiter?

Bald wird die Zweigstelle mit dem übrigen Büchereisystem per EDV



Eingang zur Stadtteilbücherei West
im Freizeithaus am Berliner Platz

vernetzt sein. Die technische Neuerung bietet damit den LeserInnen erweiterte Möglichkeiten der Medienrecherche. Insgesamt sieht sich die Bücherei in ihrem bisherigen Konzept bestätigt. Vorgesehen ist aufgrund der positiven Resonanz, die in letzter Zeit intensivierte Öffentlichkeitsarbeit weiter zu entwickeln. Nach einem Jahrzehnt überwiegend erfolgreicher Büchereiarbeit sozusagen an der Basis hat sich die Büchereizweigstelle als eine Stätte der Begegnung, also als Ort der Kommunikation und des sozialen Lernens für viele unterschiedliche Menschen im Stadtteil etabliert. Diesen Ansprüchen gilt es auch in den nächsten Jahren trotz (und gerade wegen) der zu erwartenden allgemeinen öffentlichen Sparmaßnahmen weiterhin gerecht zu werden.

Peter Kiefer



Lesecke

In eigener Sache

Auch in diesem Jahr gibt es wieder eine Reihe von Nachrichten und Ereignissen, die uns wichtig genug erscheinen, in einem Rückblick erwähnt zu werden, der natürlich nur einen kleinen Ausschnitt vermitteln kann von den vielen Aktivitäten des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“ im vergangenen Jahr.

Ein Ereignis, das wenig Begeisterung, dafür aber viele Sorgen und Probleme auslöste, war der Umzug unseres Archivs und unserer Geschäftsstelle im ehemaligen Rathaus des Amtes Angerland, der Mitte Dezember 1993 stattfand. Bedingt durch den Umbau des Rathauses zu einer Tagespflegeeinrichtung für ältere Mitbürger, mußten wir unsere Räume im Erdgeschoß des Hauses aufgeben, um neue im 2. Stock des Gebäudes zu beziehen. Daß dieser Umzug auf uns zukommen würde, war uns seit längerem bekannt, doch konnte man uns einen verbindlichen Termin nicht nennen, da die Finanzierung der geplanten Tagespflegestätte noch nicht gesichert war. Anfang Dezember fand sich dann ein kleiner Zettel an der Tür unseres Geschäftszimmers, der uns davon in Kenntnis setzte, daß der Umzug in neue Räume vier Tage später erfolgen sollte. Nun hieß es, in größter Eile Akten, Fotos, Dokumente, eingelagerte „Quecken“ älterer Jahrgänge und Bücher in Kartons zu verpacken. Und das kurz vor dem Lintorfer Weihnachtsmarkt und der Auslieferung unserer „Quecke“ Nr. 63 durch die Druckerei Preuß! Und was man einpackt, muß auch wieder ausgepackt werden: Noch eine ganze Zeit haben die Damen unserer Geschäftsstelle und unsere Archivare aus Kartons leben müssen, bis alles in den neuen, kleineren Räumen wieder seinen Platz gefunden hatte.

Wer uns jetzt montags von 10–12 Uhr in der 2. Etage (bald wird auch der Aufzug zu benutzen sein!) in unserem freundlich eingerichteten Geschäftszimmer oder dem benachbarten Archiv aufsucht, der kann kaum ahnen, wie

viel Einsatz, Planung und Geduld dieser Umzug gekostet hat.

Der kleinen, aber leistungsstarken Helfergruppe sei dafür einmal herzlich Dank gesagt.

In diese wilde Umbau- und Umzugszeit fiel der letzte Vortragsabend unseres Vereins im Jahre 1993.

Ein besonderes Ereignis zum Jahresschluß sollte die Einladung an den bekannten Neusser Mundartdichter Ludwig Soumagne sein, am 14. Dezember im Sitzungssaal des Rathauses aus seinen Werken zu lesen.

Da der Sitzungssaal nicht von den Umbauarbeiten betroffen und weiter benutzbar war, hatten wir bereits Plakate angefertigt und die Presse benachrichtigt. Dann kam die Schreckensmeldung am Mittag des 14. Dezember: Das Rathaus wird wegen Asbestalarm für die nächste Zeit geschlossen. Wo sollte nun so schnell ein Ersatzraum gefunden, wie die erwartungsfrohen Besucher umdirigiert werden? Schon bald kam uns die rettende Idee: Wir verlegen die Veranstaltung in die nahegelegene St. Anna-Kirche! Pfarrer Franz Mezen, der uns ohne Zögern gastfreundlich die Pforten „seiner“ Kirche öffnete, und ein wenig Improvisation sorgten dafür, daß den Zuhörern doch noch ein eindrucksvoller Abend beschert wurde. Wo hätten Ludwig Soumagnes besinnliche Texte, seine Psalmen oder seine „Litanei“ an einem passenderen Ort vorgetragen werden können als in einer Kirche? Musikalisch umrahmt wurde der Abend durch Liedvorträge der Lintorfer Mezzosopranistin Birgitta Hansen, deren Begleiter Wolfgang Schulz aus Essen das gewohnte Klavier in aller Eile und überraschend mit der Orgel der St. Anna-Kirche vertauschen mußte. Die begeisterten Zuhörer dankten Ludwig Soumagne und den beiden Musikern für dieses besondere Ereignis mit langanhaltendem Beifall.

Gerne und mit großem Erfolg beteiligte sich der „Verein Lintor-

fer Heimatfreunde“ an der Organisation einer Kunstaussstellung im Industriemuseum Cromford.

In der historischen Umgebung des restaurierten Fabrikgebäudes der Baumwollspinnerei Cromford aus dem 18. Jahrhundert wurden Plastiken der Bildhauerin Gretel Gemmert, die 1923 in Haus Cromford geboren wurde, und Bilder ihres verstorbenen Mannes Karl Heinz Krauskopf, ebenfalls gebürtiger Ratinger, gezeigt. Das reizvolle Gegeneinander des Raumes mit seinen hölzernen Wellen und Zahnrädern, der seltenen gezeigten Steinplastiken Gretel Gemmerts und der kräftigen Farbtupfer in den Ölbildern Karl Heinz Krauskopfs gaben der Ausstellung ein ganz besonderes Flair. Schon der außerordentlich starke Andrang beim Eröffnungsabend am 10. Juni 1994 ließ auf ein großes Interesse der kunstliebenden Ratinger schließen. Bis zum letzten Tag am 3. Juli haben immerhin gut 500 Besucher den Weg ins Industriemuseum gefunden, das wahrscheinlich gegen Ende des Jahres 1995 eröffnet werden kann. Für die Lintorfer Heimatfreunde war es wichtig, die Leitung des Industriemuseums in ihrem Bemühen zu unterstützen,



Ludwig Soumagne bei seiner Lesung in der St. Anna-Kirche



Plastiken von Gretel Gemmert sowie Malerei ihres Mannes Karl Heinz Krauskopf wurden vom 11. Juni bis zum 3. Juli 1994 im Industriemuseum Cromford gezeigt.

das Interesse an diesem Museum auch in der langen Vorbereitungs- und Aufbauphase in der Ratinger Bevölkerung wachzuhalten, aber auch, die Werke der beiden bekannten Ratinger Künstler noch einmal in ihrer Heimatstadt zu präsentieren.

Etwas Wehmut beschlich uns alle, als wir diese schöne Ausstellung abbauen mußten.

Unser Mitglied Wilfried Rosendahl, seit einigen Jahren der Jüngste im Vorstand des VLH und mehrfach in der „Quecke“ mit interessanten Aufsätzen zur Geologie unserer Heimat und zur Ur- und Frühgeschichte seiner Menschen hervorgetreten, schloß im Mai 1994 sein Studium erfolgreich mit der Promotion ab. Dr. Rosendahl wird für längere Zeit aus dem Vorstand ausscheiden, da er eine Stelle als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Hessischen Landesmuseum in Darmstadt antrat. Sein Versprechen, auch weiterhin Autor unserer „Quecke“ zu bleiben, und, wenn es die Zeit erlaubt, mit Vorträgen zur Verfü-

gung zu stehen, wird gerne angenommen.

Einem schon seit vielen Jahren verstorbenen Mitglied unseres Vereins, Professor Ernst Tittel aus Wien, wurde im Frühjahr dieses Jahres posthum eine besondere Ehrung zuteil. Die Österreichische Nationalbibliothek ließ eine Dokumentation über das Leben und

Schaffen des bekannten Kirchenmusikers, Komponisten und Dozenten zusammenstellen, welche am 30. Mai 1994 der Öffentlichkeit im Rahmen eines Konzertes und einer Ausstellung im Hoboken-Saal der Musiksammlung der Nationalbibliothek in Wien vorgestellt wurde.

Professor Tittels Witwe Franziska (Fränzi Füsgen aus Lintorf) übersandte dem Archiv des VLH das Heft, das auch ein umfangreiches Werkverzeichnis enthält, mit folgender Widmung: „In Treue und Verbundenheit mit meiner früheren Heimat, die auch mein Mann sehr geliebt hat, übergebe ich dem Heimatverein diese Dokumentation über meinen Mann.“ (Siehe dazu den Artikel „Die Parfümerie Füsgen in Lintorf und der Professor aus Wien“ in „Quecke“ Nr. 61, S. 51–53).

Zwei Pastöre aus dem Lintorfer „Busch“ feierten im Juni dieses Jahres ihren 60. Geburtstag.

Pastor Gerhard Gruska von der Evangelischen Kirchengemeinde Lintorf wurde am 9. Juni, Pater





Wolfgang Kannengießner erklärt Besuchern der Pfarrkirche St. Anna in Lintorf einige liturgische Geräte

Christian Aarts von der Katholischen Pfarrgemeinde St. Johannes am 28. Juni 1934 geboren. Beide sind dem Heimatverein freundschaftlich verbunden, einer sogar als Mitglied.

Im kommenden Jahr feiert die Gemeinde St. Johannes ihr 30jähriges Bestehen. Dieses Ereignis wird natürlich in der „Quecke“ ausführlich gewürdigt werden.

Zum zweiten Mal fand wie überall im Lande am 11. September auch in Ratingen der Tag des offenen Denkmals statt. Gemeinsame Veranstalter waren wie im Vorjahr der Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen, der Verein Lintorfer Heimatfreunde und die Stadt Ratingen als Untere Denkmalbehörde. Zusätzlich beteiligte sich diesmal auch die Katholische Pfarrgemeinde St. Peter und Paul. Wegen der beiden Jubiläen, die von der Gemeinde in diesem Jahr gefeiert werden (600 Jahre gotische Monstranz und 100 Jahre Erweiterungsbau) war die Pfarrkirche St. Peter und Paul als zentrales Denkmal in Ratingen ausgewählt worden. In mehreren Vorträgen und bei Führungen konnten sich zahlreiche Besucher von 14–17 Uhr über die Kirche informieren lassen. Als Ansprechpartner stan-

den Hans Müskens und einige Mitglieder des Ratinger Heimatvereins zur Verfügung.

Fast zur gleichen Zeit, von 15–18 Uhr, war die St. Anna-Kirche in Lintorf zur Besichtigung geöffnet. Hier informierten einige Vorstandsmitglieder des Lintorfer Heimatvereins ebenfalls zahlreiche Besucher über die Baugeschichte der Kirche, die Ausmalung durch den Angermunder Künstler Nüttgens in den 20er Jahren und erklärten einige liturgische Geräte, über welche die Kirchengemeinde St. Anna verfügt.

Schon am Morgen hatte Stadtkonservatorin Ria Voß wanderfreudige Besucher zu einem Spaziergang über den Hölender Weg nach Eggerscheid eingeladen, um ihnen dort die Bauweise und die Besonderheiten verschiedener Fachwerkhäuser im alten Ortskern zu erläutern.

Am 17. September 1994 feierten Maria und Wilhelm Molitor das Fest der Diamantenen Hochzeit. Beide sind seit den 50er Jahren Mitglieder des Lintorfer Heimatvereins, beide erfreuen seit längerem die Leser unserer „Quecke“ mit ihren Artikeln. Frau Molitor schreibt ihre amüsanten Kurzgeschichten und Erinnerungen an Alt-Lintorf in der heimischen Mundart, die sie so sicher beherrscht, daß sie mühelos hochdeutsche Texte ins Lintorfer Platt „übersetzen“ kann. Herr Molitor, der am 8. November seinen 89. Geburtstag feiern konnte, erzählt vor allem von seiner Jugend im Lintorfer Norden in vorwiegend bäuerlicher Umgebung.

Wir gratulieren ihnen ganz herzlich und wünschen uns, daß sie die „Quecke“ noch lange mit ihren Geschichten bereichern können.

Manfred Buer



Maria und Willi Molitor vor ihrem Haus am Hülsenbergweg

Zum Schluß möchten sich die Mitarbeiter unseres Archivs, das über einen großen Schatz an Urkunden, Dokumenten und Fotos verfügt, mit einer Bitte an unsere Lintorfer Leser wenden:

Jeder, der es einmal erlebt hat, weiß, ein Umzug bringt Unordnung, ja manchmal sogar Chaos mit sich. Der Umzug unseres Archivs vom Erdgeschoß des Rathauses in den 2. Stock war gut vorbereitet. Doch geriet trotz aller Vorsicht einiges durcheinander. Wir vom Archiv, z. Zt. Doris Volmert, Josef Lamerz und ich, nutzen die Gelegenheit, um unser Archivgut neu zu ordnen. Dabei stoßen wir manchmal an Grenzen. Leider lassen sich auf vielen alten Fotos nicht immer alle Personen oder Gebäude identifizieren.



Das Foto oben rechts, das um 1915 gemacht wurde, enthielt folgende Personenangaben: Elisabeth Mückshoff (erste von links), Röschen Klotz (zweite von links), Martin Steingen (ganz rechts) und Welters (fünfter von rechts, im Bollerwagen stehend). Durch intensives Nachfragen konnten wir noch weitere Personen identifizieren: Gretel Haselbeck, Elisabeth Hey, Maria Jakobs und Martin Haselbeck. Wer kennt die übrigen Mädchen und Jungen von damals?

Ein weiteres Beispiel:

Das Bild unten enthält nur die Angabe: Alte Lintorfer. Wir möchten aber gerne mehr wissen. Wer kann uns deshalb weitere Hinweise dazu geben?

Viele unserer Fotos müssen neu bestimmt werden. Wenn wir es jetzt nicht tun, wird es in Zukunft vielleicht nicht mehr möglich sein. Wenn Sie glauben, sich im Lintorf der Vergangenheit gut auszukennen, rufen oder sprechen Sie uns bitte an. Sie können dann zu uns kommen, oder wir kommen zu Ihnen.

Unsere Telefonnummern sind:

Doris Volmert	3 52 19
Josef Lamerz	3 45 60
Jürgen Steingen	3 48 77
Monika u. Manfred Buer	3 39 31.

Oft werden alte oder nicht mehr benötigte Fotos oder Dokumente vernichtet oder weggeworfen. Wenn Sie glauben, die Bilder oder Schriftstücke könnten für unser

Archiv von Nutzen sein, fragen Sie uns. Unsere Sammlung sollte aber nicht nur alte Schätze enthalten. Wir wünschen uns auch Fotos aus neuerer Zeit, z. B. von Schulklassen, Vereinen, Festen oder besonderen Ereignissen. Es wäre schön, wenn diese Fotos Angaben über Personen, Datum, Ort, Festanlaß usw. enthielten. Diese Bilder sind morgen auch bereits Geschichte.

Unser Verein lebt von seinen Mitgliedern, nicht von den wenigen Leuten, die sein Funktionieren sichern. Vielleicht können gerade Sie unsere Arbeit durch Ihre Hilfe unterstützen.

Jürgen Steingen



Totenrede für Jean Frohnhoff

Nach langer Krankheit verstarb am 7. November 1993 Jean Frohnhoff im 88. Lebensjahr. Er war Mitbegründer des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“ und hat im Vorstand des Vereins viele Jahre an verantwortlicher Stelle mitgearbeitet. Bereits 1951 schrieb er seinen ersten mundartlichen Beitrag für die „Quecke“ unter dem Titel: „Lintorfer plattdeutsche Ausdrücke und Redensarten“. Seitdem erschien keine „Quecke“ ohne eine seiner zahlreichen Geschichten und Anekdoten in Lintorfer Mundart, die er meisterlich beherrschte. Mit seinem feinen, stillen Humor schilderte er das Alltagsleben der „kleinen“ Leute im alten Lintorf und leistete damit einen unersetzlichen Beitrag zur Ortsgeschichte. „Wenn in hundert Jahren – was Gott verhüten möge – der Lintorfer Wald und das Lintorfer Platt verschwunden sein sollten, dann wird man seine Geschichten und Anekdoten, seine Verzällkes, als kostbare Dokumente unserer Mundart nicht ignorieren können,“ so schrieb Theo Volmert 1987 über seinen Freund.

Aufgrund seiner Verdienste wurde Jean Frohnhoff zum Ehrenmitglied des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“ ernannt.

Am 11. November 1993 trugen ihn seine Familie und seine zahlreichen Freunde zu Grabe. Die Predigt in der Totenmesse hielt der Pfarrer der Pfarrgemeinde St. Johannes, Pater Christian Aarts, mit dem er seit Jahren freundschaftlich verbunden war:

Wie eine Kerze, die langsam abbrennt, ist dieses Leben zu Ende gegangen. Aber eine Kerze geht erst dann zu Ende, nachdem sie gebrannt und so Licht und Wärme, Freude und oft auch Trost gespendet hat. So war sein Leben. In der Todesanzeige hieß es: „Ein erfülltes, ein glückliches und zufriedenes Leben ist zu Ende gegangen.“

Alle, die ihn wirklich gekannt haben, können diese Worte nur unterstreichen. Aber ich möchte gerne noch hinzufügen: „Ein begnadetes, ein segensreiches und tief frommes christliches Leben ist zu Ende gegangen.“

Diesen aufrechten, herzlichen Mann in seiner Mitte gehabt zu haben, mit ihm gelebt und ihn erlebt zu haben, kann nur als Geschenk erfahren werden.

Schang Frohnhoff war ein Geschenk, und ich sage dies nicht, weil es in einem Nachruf erwartet wird, sondern auch aus eigener Erfahrung und aus Überzeugung. Wenn wir ein Geschenk abgeben müssen, ist das nicht leicht. Aber neben aller Traurigkeit erfüllt uns auch große Dankbarkeit, ihn in unserer Mitte gehabt zu haben.

Johann Frohnhoff, für den echten Lintorfer war er der „Schang“, war ein ungewöhnlicher Mann. Aus Respekt und in Dankbarkeit möchte ich zum Abschied noch einmal sein Leben kurz in Erinnerung rufen.



Jean Frohnhoff

Am 1. September 1905 wurde er in LINTORF – und dies muß ich mit Nachdruck sagen, denn er würde es mir nicht verzeihen, wenn ich diese Tatsache übergehen würde – geboren. Er war ein echter „LENGTÖRPER JONG“, noch mehr: ein echter „Büscher Jong“, und das charakterisiert schon einen Teil seiner Persönlichkeit. Er war tief verwurzelt in der Lintorfer Erde und noch mehr mit den Lintorfer Menschen. Er war ein Stück Lintorf. Liebe zur Heimat hat mit der Liebe zum Leben und den Menschen zu tun.

Im Jahr 1950 war er Mitgründer des Heimatvereins und arbeitete viele Jahre im Vorstand. Bald

konnten alle von den vielen Lintorfer Geschichten und Anekdoten genießen, welche er in unverfälschter Lintorfer Mundart in der vom Heimatverein herausgegebenen Zeitschrift veröffentlichte. Diese erlebten Geschichten verateten eine tiefe Beobachtungsgabe und Menschenkenntnis. Er verstand die Menschen und das Leben dieser Menschen. Aus seinen Geschichten spricht eine Menschenfreundlichkeit ohne Unterschied, was ihn allerdings nicht daran hinderte, sie und ihre Eigenart aufs Korn zu nehmen, aber nie verletzend, sondern vielmehr mit feinem Humor.

Weil er vom Leben etwas verstand, wurde er vielen zu einem Berater und Helfer. Er schöpfte dabei aus einer tiefen Lebensweisheit.

Schang Frohnhoff war ein kluger und gütiger Mensch. Die eigentliche Quelle seines Lebens war sein Glaube. Der Psalm 1, den wir als Lesung in dieser Eucharistiefeier hörten, umschreibt seine Person auf biblische Weise:

Ps. 1, 1–3

„Wohl dem Mann, der nicht dem Rat der Frevler folgt, nicht auf dem Weg der Sünder geht, nicht im Kreis der Spötter sitzt, sondern Freude hat an der Weisung des Herrn, über seine Weisung nachsinnt bei Tag und Nacht.“

Er ist wie ein Baum, der an Wasserbächen gepflanzt ist, der zur rechten Zeit seine Frucht bringt und dessen Blätter nicht welken. Alles, was er tut, wird ihm gut gelingen."

Sein Wesen war von diesem tiefen Glauben und einer echten Frömmigkeit geprägt. Menschsein und Christsein klafften bei ihm nicht auseinander in zwei verschiedene Welten. So war es für ihn selbstverständlich, am Aufbau unserer Kirchengemeinde mitzuarbeiten und seine von Gott gegebenen Fähigkeiten auch zur Ehre Gottes einzusetzen.

40 Jahre, von 1946 bis 1986, war er Mitglied des Kirchenvorstandes. Zuerst in St. Anna, später hier in St. Johannes. 20 Jahre lang war er 2. Vorsitzender und entscheidend an dem Bau unserer Kirche beteiligt.

Mit anderen gemeinsam gründete er den Kirchenbauverein, um so eine Kirche „im Busch“ zu ermöglichen. Er scheute sich nicht, sel-

ber zu den Leuten zu gehen, um – damals noch möglich – Pfennigbeträge für „seine“ Kirche zu sammeln. Ein mühsames Unternehmen. Als er spürte, daß seine Kräfte geringer wurden, trat er von seinem Amt zurück, um Jüngeren die Aufgabe zu überlassen. Nicht seine Person, sondern die Sache war ihm wichtig. Für seinen vielseitigen Einsatz im Dienst der Kirche wurde ihm der päpstliche Orden „Pro Ecclesia et Pontifice“ – für Kirche und Papst – verliehen.

So lernte ich Schang Frohnhoff 1985 persönlich kennen, als der Kreuzherrenorden mich als Pfarrer nach Lintorf schickte. Von der ersten Stunde an war er mir wie ein väterlicher Freund. Seine bescheidene, freundliche Art weckte Vertrauen und gab Mut.

Nun verabschieden wir uns von ihm. Aber, ganz in seinem Sinne, verstehen wir diesen Abschied nicht ohne die Hoffnung auf ein Wiedersehen.

Mit seiner Güte und durch sein Vorbild wird er vielen von uns unvergessen bleiben. Ich möchte ihm noch einmal für seinen Einsatz an St. Johannes danken. Auch möchte ich ein Dankeschön aussprechen im Namen des Kreuzherrenordens. In den fast 30 Jahren, in denen die Kreuzherren an St. Johannes tätig sind, waren er und sein Haus vielen Mitbürgern, die hier gearbeitet haben, eine große Stütze. Danken möchte ich Schang Frohnhoff ganz persönlich. Danken möchte ich schließlich auch dem Schöpfer des Lebens, der ihn mit seinen Gaben so überreich ausgestattet hat zum Wohle unserer Lintorfer Gemeinschaft.

Ihnen, liebe Familie Frohnhoff, herzlichen Dank für die vorbildliche Betreuung während seiner Krankheit. Aber ich denke, er hat mit seiner liebenswerten und geduldigen Art euch alle beschenkt.

Schang Frohnhoff war ein Segen.

Pater Christian Aarts

Peter Quirmbach

Am 25. Juli 1994 starb unser langjähriges Vorstandsmitglied Peter Quirmbach im Alter von fast 90 Jahren.

Peter Quirmbach wurde am 25. Oktober 1904 in Düsseldorf-Bilk geboren, wo sein Vater eine Schuhmacherwerkstatt betrieb. Er erlernte jedoch nicht das Handwerk seines Vaters, sondern absolvierte eine kaufmännische Ausbildung bei der Firma Mannesmann, der er dann 42 Jahre lang als Betriebsbuchhalter die Treue hielt.

Als er vor 25 Jahren nach seiner Pensionierung mit seiner Frau Adelheid nach Lintorf kam, waren seine Kinder bereits erwachsen. Durch die Teilnahme an einer Parisfahrt des Heimatvereins bekam er Kontakt zu Theo Volmert und Leonhard Juressen, die ihn schnell davon überzeugten,



Peter Quirmbach

daß jeder kulturell interessierte Lintorfer Mitglied im Heimatverein sein müsse. Schon bald stellte er sich für die Arbeit im Vorstand zur Verfügung.

Viele Jahre war er der erste Schriftführer unseres Vereins. Durch sein freundliches, bescheidenes Wesen und seine geduldige, ausgleichende Art erwarb er sich viele Freunde. Auch nachdem er sich aus Gesundheitsgründen aus der aktiven Vorstandsarbeit zurückgezogen hatte, nahm er stets regen Anteil an den Aktivitäten seines Vereins. Er besuchte mit seiner Frau die Vorträge im ehemaligen Rathaus und freute sich immer auf die Lektüre der neuen „Quecke“, die er intensiv studierte.

Wir freuen uns, daß ihm ein langes Leiden erspart blieb und daß wir ihn bis zum Schluß in geistiger Frische, witzig und spritzig in seinen Unterhaltungen, erleben durften.

Wir werden uns immer gerne an ihn erinnern.

Manfred Buer

Anna Neuhaus

Am 10. Oktober 1994 verstarb im St. Marien-Krankenhaus in Ratingen Anna Neuhaus im Alter von 90 Jahren. Sie wurde am 22. Dezember 1903 in Lintorf in dem schönen alten Fachwerkhäus „Am Höffgen“ geboren.

Sie war das älteste von acht Geschwistern. Schon früh, während ihrer Schulzeit, mußte sie beim Förster in der Baumschule arbeiten und so für ihre Geschwister mitsorgen. Gern erzählte sie von ihrer Kindheit, und noch im hohen Alter trug sie das Gedicht vor, das sie anlässlich des Geburtstages unseres letzten Kaisers, Wilhelm II., deklamieren mußte:

„Wohl manch Gebetlein steigt
heut zu des Himmels Höhn,
um für den lieben Kaiser
viel Segen zu erlehn.
Auch ich will heute beten
für unsern lieben Herrn,
und Gott im Himmel höret
gewiß mein Beten gern.“

Anna Neuhaus putzte 30 Jahre lang die St. Anna-Kirche in Lintorf. „Wer wird in Zukunft die St. Anna-Kirche putzen, und wird auch wirklich richtig saubergemacht?“, das war ihre Sorge, als sie am ersten Dienstag des Jahres 1987 zum letzten Mal ihren Dienst versah.

„Die Anna“, wie sie liebevoll von beinahe der ganzen Gemeinde genannt wurde, war für die Lintorfer alles – nicht nur das, was man sich gemeinhin unter einer Putzfrau vorstellt. Anna Neuhaus war eine Institution, „der gute Geist“ im Gewande einer einfachen Frau, die an sich immer zuletzt dachte.



Noch mit 83 Jahren stieg sie auf die Leiter, um den Beichtstuhl von oben abstauben zu können. Den geschnitzten Ornamenten am Beichtstuhl und an den Bänken rückte sie mit dem Pinsel zu Leibe, damit nur kein Stäubchen zurückblieb. Man darf ruhig annehmen, daß Anna alle Ecken und Winkel der Kirche wie kein zweiter kannte.

1983 wurde sie 80 Jahre. Ein Festtag für die Gemeinde St. Anna. Alle Glocken läuteten zur hl. Messe, sämtliche Meßdiener und Lektoren, an die vierzig, waren zum Dienen gekommen, und auch der Kirchenchor ließ es sich nicht nehmen, für die Anna den Gottesdienst zu verschönern.

Das war für Anna Neuhaus, die immer sehr bescheiden war, doch eine große Freude.

Im Dezember 1993 feierte sie, noch rüstig und fidel, ihren 90. Geburtstag. Unter den zahlreichen Gratulanten war natürlich

auch Ratingens damaliger Bürgermeister Hugo Schlimm.

Als 1962 das Kloster der „Armen Dienstmägde Christi“ an der heutigen Krümmenweger Straße aufgelöst wurde, übernahm Anna die Pflege der Kirchenwäsche. Wie beim Putzen schien sie auch bei dieser Arbeit keine Grenzen zu finden. Oft trug sie die frisch gebügelten Rochettes der Meßdiener auf Kleiderbügel am ausgestreckten Zeigefinger von ihrer Wohnung Am Kämpchen bis zur Kirche, immerhin eine Viertelstunde Fußweg, „damit da keine Knicke reinkommen!“. In ihren Augen war das ganz normal. „Ich bin eben noch vom alten Schlag“, meinte sie. Noch bis Anfang 1994 führte sie diesen Dienst aus.

Besonders gerne erinnerte sich Anna Neuhaus an die Zeit, in der Dechant Wilhelm Veiders noch in der Gemeinde tätig war. Auch ihm war ihr hochkarätiger Arbeitseifer aufgefallen.

Schön fand sie auch die Zeit von 1954–1958, in der sie für den damals in Lintorf tätigen Kaplan Werner Koch den Haushalt führte. Als Anna nun im Krankenhaus lag, erbat sie von eben diesem Kaplan Koch, jetzt Pfarrer in Düsseldorf, die Krankensalbung, und er begleitete sie in ihrem Sterben. Lächelnd erzählte sie uns, der Herr Dechant sei einmal zu ihr gekommen und habe gesagt: „Sie werden da oben mal gut ankommen“.

Und davon bin ich fest überzeugt.

Mit Anna Neuhaus ging ein Stück Alt-Lintorf von uns.

Wolfgang Kannengießer

*Was frag' ich viel nach Geld und Gut,
wenn ich zufrieden bin!
Gibt Gott mir nur gesundes Blut,
so hab' ich frohen Sinn
und sing' auf dankbarem Gemüt
mein Morgen- und mein Abendlied.*

Aus einem Lied von Martin Miller aus dem Jahre 1776

Buchbesprechungen:

Richard Baumann-Wilfried Link: 550 Jahre Karneval in Ratingen, Ratingen, 1994

Nach Angaben in Stadtrechnungen wurde im Jahre 1444 auf Kosten der Stadt mit zwei großen Gelagen die Fastnacht begangen. Das 550. Jubiläum dieses ältesten Zeugnisses von Fastnachtfeiern in Ratingen nahm der Heimatverein zum Anlaß für die Herausgabe einer umfangreichen Darstellung der Geschichte des Ratinger Karnevals. Autor des historischen Teiles ist Richard Baumann, der Öffentlichkeit bekannt als ausgewiesener Kenner Ratinger Geschichte. In einem zweiten Teil präsentiert Wilfried Link die heutigen Ratinger Karnevalsgesellschaften von „Amazonecorps“ bis „Kinderkarneval.“

Der Anspruch Baumanns geht über den Rahmen einer gewöhnlichen Jubiläumsschrift weit hinaus, so daß die vorliegende Untersuchung eine auf lange Sicht erschöpfende Bearbeitung des Themas darstellen dürfte. Erforscht werden z.B. die vor allem kirchlichen Wurzeln des Karnevals, die Rolle und das Brauchtum der Brunnengemein-

schaften als Träger, zeitweilige weltliche und kirchliche Verbote oder Beschränkungen, die teilweise Ablösung der Funktion der inzwischen aufgelösten Brunnengemeinschaften durch kirchliche und kulturell orientierte Vereine um die Jahrhundertwende und schließlich die Entstehung erster im heutigen Sinne echter Karnevalsgesellschaften am Ende der Weimarer Republik. 1930 wurde erstmals ein Prinzenpaar gekürt und bald-darauf (1935) ein erster richtiger Umzug organisiert. Es folgt eine ausführliche Darstellung der nun beginnenden Indienstnahme des Karnevals durch das NS-Regime, als Ratingen, wie es hieß, als „Kreisstadt des Karnevals“ am Rosenmontag in Konkurrenz etwa zu Düsseldorf zum zentralen Schauplatz werbewirksamer Großveranstaltungen unter der Regie der Kreisparteiführung gemacht wurde. - Sorgfältig nachgezeichnet wird auch die Nachkriegsentwicklung, der mühsame Neuanfang bis 1951, als parallel zum Stadtjubiläum erstmals wieder ein Rosenmontags-

zug stattfand, der Einbruch Mitte der sechziger Jahre, als weder Prinzenkürungen noch Umzüge zustande kamen, und danach der bis heute anhaltende enorme Aufschwung und dessen Bedingungen und Hintergründe. Einen wesentlichen Anteil an dieser Blüte haben auch die neuen Ortsteile, sichtbar u.a. an dem 1970 in Lintorf ins Leben gerufenen Kinderkarnevalsumzug. Es ist beeindruckend zu erfahren, daß nun etwa 100.000 Zuschauer beim Rosenmontagszug die Ratinger Straßen säumen und der Kinderkarnevalsumzug in Lintorf noch einmal etwa 50.000 Zaungäste anlockte.

„550 Jahre Karneval in Ratingen“ ist sowohl ein Buch für Freunde der Heimatgeschichte als auch für Anhänger des Karnevals. Letztere dürften auch an den zahlreichen Fotos - u.a. von sämtlichen Prinzenpaaren - ihre besondere Freude haben.

Hermann Tapken

Anke Jensen-Giehler und Klaus Wisotzky: Impressionen aus dem alten Ratingen

Geiger-Verlag, Horb am Neckar, 1993. 72 Seiten mit vielen Abbildungen.

Mit diesem Buch legen Anke Jensen-Giehler und Klaus Wisotzky einen weiteren Bildband mit Fotografien aus dem Leben in Ratingen in diesem Jahrhundert vor. Die Aufnahmen stammen alle aus den Beständen von „Foto Buschhausen“, einem Fachgeschäft, das 1985 geschlossen wurde. So ist es konsequent, daß Anke Jensen-Giehler, aus diesem Hause stammend, in ihrem Vorwort auf die Geschichte ihrer Familie sowie die Entwicklung von der Zigarrenfabrikation und -handlung zum Fotofachgeschäft eingeht. Schon in diesem kurzen

Bericht findet sich ein Stück Stadtgeschichte.

Das umfangreiche Bildarchiv wurde 1990 zusammen mit einigen Filmen dem Stadtarchiv übergeben. Dies ist ein Glücksfall für die Dokumentation der Stadtgeschichte und die weitere Erforschung des Lebens in Ratingen im 20. Jahrhundert. Es bleibt zu hoffen, daß Bestände dieser Art immer wieder ihren Weg in das Stadtarchiv finden.

Die veröffentlichten Bilder bieten sowohl Eindrücke aus dem Alltagsleben als auch von beson-

deren Ereignissen und von örtlichen Firmen. Die Aufnahmen verdeutlichen die Veränderungen in unserer Stadt. Hier sei nur auf die Fotografien von der Düsseldorfer Straße (S. 6) und der Oberstraße (S. 34) verwiesen. Die abgebildeten Gebäude des alten Katholischen Krankenhauses wurden zu Beginn dieses Jahrhunderts für das neue Hospital abgerissen und mittlerweile finden wir auf dem Gelände am alten Obertor den Arkadenhof.

Bilder vom 650jährigen Stadtjubiläum wurden ebenso in den

Band aufgenommen wie ungewöhnliche Abbildungen. Auf den Seiten 40 und 41 finden wir Aufnahmen von einem Verkehrsunfall auf der Lintorfer Straße, die Veteranen der Kriege 1864, 1866 und 1870/71 sind auf Seite 31 abgebildet, und auf Seite 70 ist der „Jünglingsverein“ zu sehen, dessen Mitglieder bereits alle das 80. Lebensjahr vollendet haben.

Bilder von der „Ratinger Bleiche“ auf den Wiesen vor der Wasser-

burg „Haus zum Haus“ (S. 56), von der - weniger bekannten - Monstranz der Katholischen Kirchengemeinde Herz-Jesu, sowie Einblicke in die Autoreparaturwerkstatt Ferdinand Müller an der Lintorfer Straße (S. 42) und in andere Gewerbebetriebe vervollständigen den Band.

Die erläuternden Texte machen das Buch zu einer wahren Fundgrube für den heimatkundlich

interessierten Leser und ergänzen die Informationen über Ratingen in den letzten 100 Jahren. Hierbei vermißt man allerdings manchmal das Datum der jeweiligen Aufnahme. Bei denjenigen, die schon lange in Ratingen wohnen oder hier geboren sind, werden Erinnerungen geweckt und manche - fast vergessene - Begebenheit wird wieder lebendig.

Andrea Töpfer

Ratinger Forum. Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte. Hrsg. Stadtarchiv Ratingen in Verbindung mit dem Verein für Heimatkunde und -pflege Ratingen e.V. Heft 3. Ratingen (Selbstverl. d. Hrsg.) 1993, 308 S.

Mit über 300 Seiten legt Stadtarchivar Dr. Klaus Wisotzky als Schriftleiter des Ratinger Forums in Verbindung mit dem Ratinger Heimatverein Heft 3 als bisher umfangreichsten Band der Reihe vor. Wie gewohnt gliedert sich auch dieses Heft in einen Aufsatz- und Besprechungsteil, ergänzt durch eine Fortsetzung der Ratinger Bibliographie. Der erste Beitrag ist der Vortrag von Staatsarchivar Dr. Dieter Lück aus Düsseldorf, den er 1993 auf der Jahreshauptversammlung des Vereins für Heimatkunde in Ratingen gehalten hat, ergänzt um einige Literaturangaben: „Zur Geschichte der Grafen von Berg bis zum Ende des 13. Jahrhunderts“. Lück schildert in knapper, anschaulicher Form den Aufstieg der Grafen von Berg von ihrem ersten Nachweis an bis zu ihrer Erhebung in den Herzogsstand (11. Jhd. bis 1380). Der Aufsatz von Claudia Stein befaßt sich mit der Gerichtsverfassung und dem Bürgermeistergericht in Ratingen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Als Quellengrundlage dienen die Gerichtsprotokolle der Jahre 1611 bis 1649. Dabei wählte die Bearbeiterin 16 Stichprobenjahre für eine quantitative Analyse aus, zog aber das gesamte Material für eine qualitative Auswertung heran. Die Protokolle geben wertvolle Aufschlüsse

über das Alltagsleben in unserer Stadt. Claudia Stein beschreibt zunächst die Gerichtsverfassung - wie Schöffengericht, Sendgericht und Brüchtenverhör - und stellt dann das Bürgermeistergericht in seiner Funktion, Kompetenz und Arbeitsweise vor. Den Schwerpunkt bildet eine Untersuchung der Konfliktstoffe: Schuldenforderungen, Eigentumsdelikte, Verbaldelikte, Zunftstreitigkeiten, Vertragsauseinandersetzungen, Körperverletzungen, Erbschaftsangelegenheiten sowie Verstöße gegen die öffentliche Ordnung. Die meisten Klagen betreffen Schuldenstreitigkeiten. Dr. Wolfgang Löhr, Leiter des Stadtarchivs Mönchengladbach, beleuchtet in einer kurzen Abhandlung Tod und Begräbnis des Rheydter Freiherrn Karl Kaspar von Bylandt 1794 in Ratingen. Bylandt war auf der Flucht vor den heranrückenden Franzosen nach hierhin geflohen, um bei Bürgermeister Johann Wilhelm Degreck Aufnahme zu finden. Wir erhalten genauere Auskunft über die Trauerfeierlichkeiten durch die Rechnung des Bürgermeisters und erfahren, daß von Bylandt in der Pfarrkirche St. Peter und Paul beigesetzt wurde.

Hans Verfers hat für die Baumwollspinnerei Cromford von Johann Gottfried Brügelmann

untersucht, wie sich die Neuorientierung der Arbeitsfähigkeiten von Frauen und Männern in den Industrialisierungsphasen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts in der Fabrik vollzog. Dabei sind zwei Entwicklungsstufen zu kennzeichnen: die totale Anpassung und Disziplinierung von Menschen in den Fabriken auf der einen und die versachlichte Disziplinierung und Auswahl der Arbeitskräfte für die Produktion auf der anderen Seite. Technische Entwicklungen und ein Wandel der sozialen Strukturen führen für Fabrikarbeiterinnen und -arbeiter zu einer Änderung der Arbeitsbedingungen und der arbeitsorganisatorischen Abläufe und nehmen so Einfluß auf die betriebliche Situation. „Krisenzeiten. Ratingen während der Wirtschaftskrise 1930 bis 1932“ hat Klaus Wisotzky seine Untersuchung überschrieben, die den Schwerpunkt dieses Heftes 3 bildet. Die Phase vor 1933 ist bisher kaum beachtet worden, so daß dieser Beitrag eine Lücke schließen hilft. Die Aufarbeitung dieses historischen Abschnitts wird durch den sehr geringen Aktenbestand des Stadtarchivs erschwert. Wisotzky mußte sich weitgehend auf Presseberichte stützen, unter Berücksichtigung ihrer jeweiligen tendenziellen Färbungen.

Die Abhandlung ist in sechs Abschnitte gegliedert:

1. Die politische Landschaft
2. Die große Depression (wirtschaftliche Entwicklung, Mittelstand u. Arbeiterschaft)
3. Entwicklung der NSDAP
4. Arbeiterparteien (SPD - KPD - antifaschistische Einheitsfront)
5. Zentrum
6. Kommunalpolitik in schwerer Zeit (Wahl 1930 - Etatberatungen - Kampf gegen Arbeitslosigkeit - Beamtenbesoldung u. Schulfragen)

In dieser Phase sind Armut und Entbehrungen die prägenden Erfahrungen für die Menschen. Die etablierten Parteien weisen ihnen keinen Ausweg aus der Krise. Die NSDAP verzeichnet in Ratingen zunächst aber wenige Erfolge, da sich das katholische und sozialistische Arbeitermilieu noch bis 1932 gefestigt zeigt. Nutznießer der fortdauernden

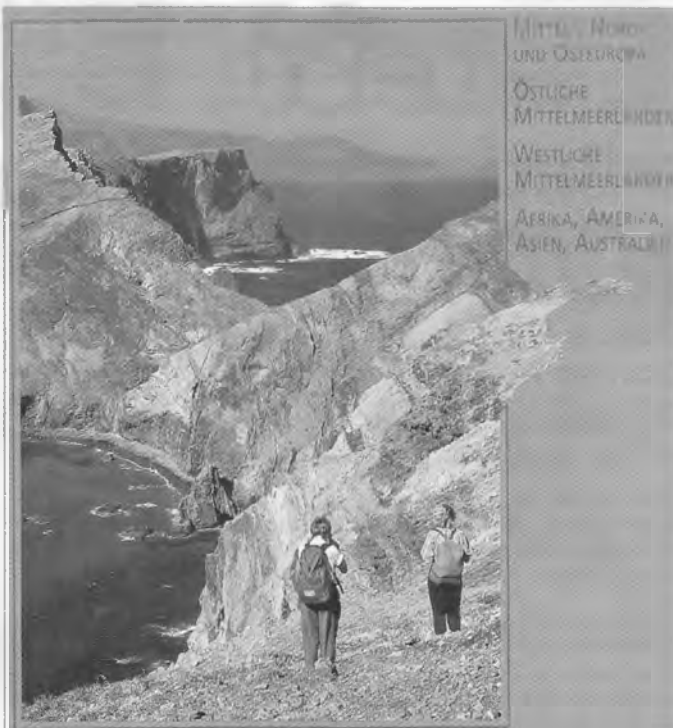
Destabilisierung werden dann bis Ende 1932 die radikalen Bewegungen, auf die sich die Hoffnungen von Millionen Menschen richten. Dieser Aufsatz leistet einen notwendigen Beitrag für die Aufarbeitung der Zeit nach 1933.

Hermann Tapken behandelt in dem abschließenden Aufsatz „Die katholische Kirche in Ratingen unter dem Nationalsozialismus“. Hier bestätigen sich die von Klaus Wisotzky gewonnenen Ergebnisse. Etwa 70% der Ratinger Bevölkerung war katholisch und bei Parteizugehörigkeit überwiegend im Zentrum organisiert. Viele Menschen hatten sich in kirchlich geprägten Organisationen und Vereinigungen zusammengeschlossen (Kath. Arbeiterverein, Kolping, Kath. Kaufmännischer Verein Constantia, Christliche Gewerkschaften bis hin zum Sportverein DJK 08). Tapken schildert das kirchliche Leben mit allen Veränderungen, die der

Nationalsozialismus erzwang, auch bei den Reaktionen der Menschen.

Die Mehrzahl der Veröffentlichungen, die Eingang in den sich anschließenden Besprechungsteil (18 Titel) gefunden haben, behandeln Ratinger Themen. Den Abschluß dieses Heftes bildet die Ratinger Bibliographie. Ihre dritte Fortsetzung mit Neuerscheinungen und Nachträgen (Stand August 1993) weist in der gewohnten Systematik 119 Titel aus. Bearbeitet wurde das Verzeichnis wieder von Klaus Wisotzky. Besonders vor dem Hintergrund der angespannten Haushaltslage ist dem Stadtarchiv und dem Ratinger Heimatverein für die Herausgabe des dritten Heftes zu danken. Es bleibt zu wünschen, daß weitere Ausgaben folgen können.

Ulrich Rauchenbichler M.A.



Studiosus[®]
WANDERSTUDIENREISEN
FAHRRADSTUDIENREISEN

REISEBÜRO
STOFFEL

Reisebüro Stoffel
Speestraße 27 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon (02102) 3 20 25 + 3 33 33 + 3 44 44

Thomas Ferres/Ulrich Metelmann, RATINGEN - ein ganz anderes Stadtbuch,
Ratingen 1994, 119 S. und

Udo Haafke/Daniela Hitzemann, Kreis Mettmann, Hamm 1993, 95 S.

„RATINGEN - ein ganz anderes Stadtbuch“ verkündet der blaue Umschlag, geschmückt mit einem Bild des Marktplatzes; und auch das Vorwort des Bildbandes über den Kreis Mettmann verspricht ein Buch, das „anders“ sei. „Nicht viel, aber ein bißchen schon.“

Voller Neugierde und Erwartung schlägt der Käufer die Bücher auf - und ist fasziniert und begeistert von der Qualität der Fotos. Die Stimmungsbilder Haafkes vom Abtskücher Stauteich, vom Blauen See oder von einem Deichspaziergang am Rhein in der Abendsonne, die Momentaufnahmen Metelmanns von Eishockeyspielen der Ratinger Löwen oder vom Silvesterlauf in der Lintorfer Straße seien herausgehoben aus der Fülle der beeindruckenden

Fotografien. Sie alle beweisen, daß sowohl Udo Haafke als auch Ulrich Metelmann den fotografischen Blick haben für das Motiv, für das entscheidende Detail, für den richtigen Bildausschnitt.

Natürlich finden wir in beiden Bänden prachtvolle Bilder von den altbekannten, allseits beliebten Motiven, von den Burgen und Schlössern wie Haus zum Haus oder Schloß Linnep oder von den Wehrtürmen und Mühlen. Die Kirchen wurden teils konventionell, teils überraschend abgelichtet. Amüsant sicherlich die Zusammenstellung nur der Kirchturmspitzen von St. Anna, St. Christophorus, St. Josef und der Adolf-Clarenbach-Kirche bei Metelmann, faszinierend die Innenaufnahmen von St. Peter und Paul

(Metelmann) und von der Wallfahrtskirche in Velbert-Nevigis (Haafke). Vergessen wurde aber auch nicht der jüdische Friedhof der Gemeinde Kettwig vor der Brücke, der heute zu Ratingen-Breitscheid gehört. Exzellente Naturaufnahmen fangen das Gelb der Raps- und Kornfelder, das Grün der Wiesen und Wälder und das Schwarz-Weiß der Fachwerkhäuser ein. Beiden Fotografen gelingt es sogar, der modernen (Beton-)Architektur reizvolle Seiten abzugewinnen.

In einem Buch über Ratingen oder über den Kreis Mettmann, selbst wenn es anders sein soll, darf das Brauchtum nicht übergangen werden. So sieht man denn St. Martin durch die Straßen ziehen sowie die Schützen und Karneva-













REISEBÜRO WENN MANN

*der ideale Partner,
wenn es um Ihre Reisen geht!*

Speestraße 58 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon (021 02) 3 10 58 · Telefax (021 02) 3 29 33





Wir vermitteln alle wichtigen Reiseveranstalter, **alle Ziele für Ihren Urlaub** mit Linie oder Charter, Kreuzfahrten, Fähren, **Bahnfahrkarten zu Originalpreisen** und Platzreservierungen, Mietwagen sowie Vermittlung aller notwendigen Reiseversicherungen. **Unser Service:** Visa-Besorgungen sowie aktuelle Informationen über Impf- und Zollbestimmungen. Verkauf von Theater-, Musical- und Opernkarten zu Ihrer Reise.

Full-Service für Geschäftsreisen. Int. Hotelreservierungen, weltweit. **Flugscheine, auch über Kreditkarten** und falls notwendig mit Hinterlegung am Flughafen.

Unser **START-Reservierungssystem** ist direkt mit den wichtigsten Reiseveranstaltern und Hotelgesellschaften verbunden. Sie erhalten Ihre Bestätigung meistens sofort per Computer.

Lernen auch Sie unseren Service schätzen, denn **wir wissen, wie wichtig Ihnen Ihr Urlaub bzw. Ihre Dienstreise ist.** Für alle Reisen haben Sie Ihren Ansprechpartner.














Die Abhandlung ist in sechs Abschnitte gegliedert:

1. Die politische Landschaft
2. Die große Depression (wirtschaftliche Entwicklung, Mittelstand u. Arbeiterschaft)
3. Entwicklung der NSDAP
4. Arbeiterparteien (SPD - KPD - antifaschistische Einheitsfront)
5. Zentrum
6. Kommunalpolitik in schwerer Zeit (Wahl 1930 - Etatberatungen - Kampf gegen Arbeitslosigkeit - Beamtenbesoldung u. Schulfragen)

In dieser Phase sind Armut und Entbehrungen die prägenden Erfahrungen für die Menschen. Die etablierten Parteien weisen ihnen keinen Ausweg aus der Krise. Die NSDAP verzeichnet in Ratingen zunächst aber wenige Erfolge, da sich das katholische und sozialistische Arbeitermilieu noch bis 1932 gefestigt zeigt. Nutznießer der fortdauernden

Destabilisierung werden dann bis Ende 1932 die radikalen Bewegungen, auf die sich die Hoffnungen von Millionen Menschen richten. Dieser Aufsatz leistet einen notwendigen Beitrag für die Aufarbeitung der Zeit nach 1933.

Hermann Tapken behandelt in dem abschließenden Aufsatz „Die katholische Kirche in Ratingen unter dem Nationalsozialismus“. Hier bestätigen sich die von Klaus Wisotzky gewonnenen Ergebnisse. Etwa 70% der Ratinger Bevölkerung war katholisch und bei Parteizugehörigkeit überwiegend im Zentrum organisiert. Viele Menschen hatten sich in kirchlich geprägten Organisationen und Vereinigungen zusammengeschlossen (Kath. Arbeiterverein, Kolping, Kath. Kaufmännischer Verein Constantia, Christliche Gewerkschaften bis hin zum Sportverein DJK 08). Tapken schildert das kirchliche Leben mit allen Veränderungen, die der

Nationalsozialismus erzwang, auch bei den Reaktionen der Menschen.

Die Mehrzahl der Veröffentlichungen, die Eingang in den sich anschließenden Besprechungsteil (18 Titel) gefunden haben, behandeln Ratinger Themen. Den Abschluß dieses Heftes bildet die Ratinger Bibliographie. Ihre dritte Fortsetzung mit Neuerscheinungen und Nachträgen (Stand August 1993) weist in der gewohnten Systematik 119 Titel aus. Bearbeitet wurde das Verzeichnis wieder von Klaus Wisotzky. Besonders vor dem Hintergrund der angespannten Haushaltssituation ist dem Stadtarchiv und dem Ratinger Heimatverein für die Herausgabe des dritten Heftes zu danken. Es bleibt zu wünschen, daß weitere Ausgaben folgen können.

Ulrich Rauchenbichler M.A.



Studiosus[®]
WANDERSTUDIENREISEN
FAHRRADSTUDIENREISEN

**REISEBÜRO
STOFFEL**

Reisebüro Stoffel
Speestraße 27 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon (02102) 3 20 25 + 3 33 33 + 3 44 44

listen in Aktion. Daneben gibt es den unkonventionellen Blick: auf die „(Karnevals-)Orden für die Horden“ oder auf den Fall des Vogels beim Schützenfest.

Trotz einiger Gemeinsamkeiten hat jeder der beiden Fotografen seine Eigenarten und Vorlieben, seinen eigenen Stil. Ich bin froh, daß ich nicht Mitglied einer Jury bin, denn ich wüßte nicht, wem der erste Preis zuzusprechen wäre - jeder der beiden hätte ihn m.E. verdient.

Bei beiden Büchern stehen sicherlich die Bilder im Vordergrund, doch dürfen die Texte nicht unterschlagen werden. Während der zweisprachige (deutsch/englisch) Text im Ratingen-Band vor dem Bildteil steht, sind im „Kreisbuch“ Bild und Text integriert. Daniela Hitzemann stellt in der gebotenen Kürze Natur und Landschaft, Burgen und Schlösser, Brauchtum, Kultur und Wirtschaftsleben im Kreis und in den kreisangehörigen Städten vor. Die Autorin, beschäf-

tigt beim Presseamt des Kreises, schreibt mit viel Engagement, aber ohne die nötige Distanz, so daß ihr Beitrag allzu oft zu einer -unkritischen - Lobeshymne auf den Kreis wird. Ein Beispiel: „Wer im Kreis Mettmann wohnt, genießt eine ganze Reihe von Vorteilen, die man anderswo in dieser Zusammenstellung kaum findet: Ein angenehmes mittelständisches Wohnumfeld, vielfältige Arbeitsmöglichkeiten, optimale Verkehrsverbindungen, Bildungseinrichtungen jeglicher Art und ein umfassendes Freizeit- und Kulturangebot.“

Wesentlich differenzierter, aber dennoch anschaulich, porträtiert Thomas Ferres, wissenschaftlicher Angestellter an der Universität Düsseldorf, die alte bergische Hauptstadt. Er schildert zunächst die wechselhafte Geschichte der Stadt mit all ihren Höhen und Tiefen, gibt einen Überblick über Handel und Industrie im Wandel der Zeiten, und es fehlt natürlich nicht die „Dumeklemmer“-Sage. Doch Ferres

setzt auch eigene Akzente. Im Kapitel Brauchtum stehen nicht die Schützen und Karnevalisten im Mittelpunkt, sondern das Martinsfest wird besonders gewürdigt. Während die einzelnen Stadtteile nur kurz skizziert werden, geht Ferres ausführlicher auf Ratingen-West und seine Probleme ein.

Illustriert wird der Textteil durch Gemälde und Zeichnungen von Hubert Tack, die das Ratingen der Vorkriegszeit zeigen. Aufgespürt wurden diese Bilder in Bonn und in Leubsdorf. (Angemerkt sei, daß 1995 der 100. Geburtstag von Hubert Tack begangen wird.)

Ein ganz anderes bzw. ein etwas anderes Buch haben uns die Autoren und Fotografen versprochen. Die Diskussion, ob dieses Versprechen eingelöst wurde, ist müßig. Wichtiger ist vielmehr, daß zwei schöne Bücher mit herrlichen Bildern entstanden sind.

Dr. Klaus Wisotzky

Stephan Schmitz und Petra Hartmann: MenschenZeit in Ratingen, Köln 1994, 135 Seiten mit 239 (teils ganzseitigen) Abbildungen.

Mit dem Buch MenschenZeit in Ratingen legen die beiden Fotografen Stephan Schmitz und Petra Hartmann das Ergebnis ihrer zweijährigen Tätigkeit als Stadtfotografen in Ratingen vor.

Das Buch bietet einen bunten Einblick in das vielfältige Vereinsleben der Stadt. In den zwei Jahren ihrer Tätigkeit besuchten die beiden Fotografen über 100 Vereine und fotografierten sie in der für sie typischen Umgebung. Der Betrachter ist überrascht von dem bunten Kaleidoskop, das sich ihm bietet. Dies wird durch die abwechselnde Anordnung der Bilder, die unterschiedlichen Formate und die verschiedenartige Gestaltung der Seiten des Buches noch unterstrichen. Neben den Schützen- und Karne-

valsvereinen haben auch Kleingartenvereine, Bienenzuchtvereine, der Verein Stadtauto e.V., die Tauchsportfreunde oder der Gemshornkreis ihren Platz in dem Buch gefunden.

Immer wieder entdeckt man beim Durchblättern neue Gesichter und viele Besonderheiten. In einem zweiten Teil findet der Leser eine kurze Vorstellung der jeweiligen Vereine unter Angabe einer Kontaktadresse. Hierdurch wird das Buch gleichzeitig zu einem aktuellen Nachschlagewerk über das Vereinswesen unserer Stadt. Durch den unterschiedlichen Umfang der von den Vereinen formulierten Texte und die verschiedenartige Anordnung der Fotos wirkt dieser Teil m. E. etwas unübersichtlich.

Abgerundet wird der umfangreiche Bildband durch zwei Aufsätze von Ursula Mildner und Klaus Thelen über „Vereine - Ein Stück organisierter Heimat“ und „Nach-

Feierabend und in Gesellschaft: der Verein - Anmerkung zur Bedeutung und Entwicklung des Vereinswesens in Deutschland“. Während Ursula Mildner in dem ersten Aufsatz ausführt, daß das Buch dazu beitragen soll, „den Blick auf die Vielzahl der Vereine in einer Gemeinde zu lenken“, vermißt man in dem zweiten Aufsatz von Klaus Thelen Aussagen zur Geschichte der Ratinger Vereine, die sich lediglich in den Anmerkungen finden lassen.

Im Mittelpunkt des Buches stehen aber die durchweg gelungenen farbigen Aufnahmen, die zum Schauen, Entdecken und erneutem Schauen einladen. Eine spannende Bildreise durch das Ratinger Vereinsleben, bei der sicher viele ihre Freunde, Bekannten und Nachbarn erkennen werden, und dies teilweise nicht nur einmal. Gleichzeitig ist das Buch ein lebendiges Zeitdokument, dem man viele Betrachter wünscht.

Andrea Töpfer



De Nikolos

*Twei Vajabonde, Pitter on Schäng,
die sete te Hus on falde de Häng.
Die sete ganz brav, de Angst es jros,
des Nacht, do kütt dr Nikolos.*

*'Betts hand se e schleit Jewesse,
de Pitter hät en Schief enjeschmesse.
De Schäng, de hät be-im Kohlehole
sech em Keller ne Appel jestohle.*

*Su hand die twei doch völl jedonn,
on jetz, do solle se schlope jonn.
De Hätzkes schlare, betts sind se bang,
die Nikolosnait, die durt doch lang.*

*Pitter, hüste - de Angst es jros -
wenn wo jett knackt, es dat dr Nikolos.
Alles, wat raschelt, alles, wat surrt,
selfs de Katz, die tefriede schnurrt.*

*Hongesjebell do op dr Stroß,
jedes Jeräusch es dr Nikolos.
On Pitter, sös ne richtigje Stropp,
treckt sech fester de Deck üwerem Kopp.
He well nix hure on nix mie senn:
Schäng, holt de Mull on schlop jetz en.*

Jean Frohnhoff

Anmerkung:

Das Gedicht "De Nikolos" stammt aus dem Nachlaß Jean Frohnhoffs. Er erzählt darin, wie zwei echte "Büschler" Jungen, von ihrem schlechten Gewissen geplagt, in der Nikolausnacht Schlimmes erwarten und deshalb nicht einschlafen können. Es handelt sich dabei um Jean Frohnhoff selbst ("Schäng") und um seinen besten Freund Peter Großhanten, genannt "dr witte Pitter". Pitter und Schäng waren Nachbarsjungen, aber unzertrennlich wie Brüder. Oft schlief "dr Pitter" im Hause Frohnhoff, wo er unter den acht Kindern (sieben Jungen und ein Mädchen) nicht weiter auffiel.



Readymix wünscht Ihnen ein frohes Weihnachtsfest
und ein erfolgreiches Neues Jahr 1995

Jagen Wandern Loden

LOD

Wir sind einer der größten Jagd-Ausrüster der Welt. Spezialisten für das Leben draußen.

Funktionelle, wind- und wetterfeste Bekleidung und die notwendige Ausrüstung für das Leben im Freien finden Sie bei uns in erstklassigen, erprobten Qualitäten.

LodenMode war für uns schon immer wichtig. Wir führen alle bekannten Marken dieser zeitlosen Moderichtung – die sympathische Linie, für alle, die sich ihre Individualität bewahrt haben.

em
ehMode



SCHNEIDERS

salko



FJÄLL
RÄVEN

GEIGER
tyrol

Sanderson

DENFREY

Peter Scott



Bogner

TENSON

über 20 Jahre in Lintorf

Eduard



Kettner

40885 Ratingen-Lintorf, An den Dieken 111
Telefon 021 02/335 17



MACHEN SIE DOCH, WAS SIE WOLLEN

Haben Sie Ihre eigenen Vorstellungen vom Altersruhesitz?
Dann sprechen Sie mit Ihrem Anlageberater
über ein "Zweites Einkommen" mit SparkassenFonds.

**≡ DYNAMIK-DEPOT.
ERTRAG, WACHSTUM
ODER CHANCE!**

Sparkasse
Ratingen

